

Porfirio Diaz, der Schöpfer des heutigen Mexiko

Mrs. Alec-Tweedie (Ethel)

Pedro Guesalaga

Berlin, 1906

—


A la Señora Alec
Tweedie
Porfirio Diaz
1904.

Porfirio Diaz

Der [illegible]

[illegible]



A la Señora Alec
Tweedie

Porfirio Díaz

1904.

Porfirio Diaz

Der Schöpfer des heutigen Mexiko

von

Mrs. Alec Tweedie

Deutsche autorisierte Übertragung

von

B. Saworra

Mit 16 Vollbildern

Berlin W. 35
B. Behr's Verlag
1906

.... Frau Tweedie hat sich nicht begnügt diese Grundlinien der Charakteristik einer bedeutenden Persönlichkeit zu einer Heldenbiographie im Stile der Carlyle'schen hero-worship auszuspinnen, sondern ihr Gegenstand ist neben dem Staatsmann der Staat, der durch ihn konsolidiert und mit mächtigen Eisenbahnlinien nebst anderen Elementen der modernen Zivilisation durchdrungen worden ist, welchem er, dem ungeheuren Mißgeschick der Silberentwertung zum Trotz, das Renommee der Kreditwürdigkeit verschafft und erhalten hat ...

Unter dem Gesichtspunkt des Panamerikanismus betrachtet, erscheint die Publikation von Frau Tweedie als ganz besonders bedeutungsvoll. Sie stellt sich die Aufgabe zu beweisen, daß in Mexiko mit seinen 20 Millionen römisch-katholischen Einwohnern, die spanisch, aztekisch oder sonst eine Indianersprache sprechen, ein eigenartiges weltgeschichtliches Element in die Höhe kommt, fähig, seine Unabhängigkeit gegen die Yankees zu verteidigen, wie sie es gegen die lateinischen Weltreichspläne Napoleons III. zu behaupten vermocht hat. Eine Rede des nordamerikanischen Kriegsministers Taft macht besonders deutlich, wie aktuell das Werk der geistreichen englischen Verfasserin ist ...

Wie an der Erhaltung der Unabhängigkeit der Mittel- und Kleinstaaten gegenüber den großen Weltmächten überhaupt, ist Deutschland an der Fortdauer der Selbständigkeit Mexikos interessiert. „Unser zweitfurchtbarster Rivale" nennt Frau Tweedie die Deutschen, indem sie konstatiert, daß der deutsche Handel mit Mexiko noch reißender anwächst als der amerikanische. „Amerika und Deutschland bekommen den ganzen Handel", klagt sie, „und sie verdienen es".

Unter diesem Gesichtspunkt wie unter vielen anderen wäre dringend erwünscht, daß das zeitgemäße, glänzend geschriebene Buch der gründlich unterrichteten Verfasserin dem deutschen Lesepublikum durch eine Übersetzung zugänglich gemacht würde.

(Aus: Preuß. Jahrbücher April 1906.)

Inhalt.

Vorwort.

Man wundert sich vielleicht, daß ich, als Engländerin, ein Lebensbild des Präsidenten von Mexiko verfaßt habe, daher will ich einige erklärende Worte beifügen. Als ich im Jahre 1900 ein neues Buch zu schreiben beabsichtigte, öffnete ich den Atlas, um unter den Ländern der Erde Umschau zu halten, und Mexiko fesselte besonders meine Aufmerksamkeit. Es schien alles zu bieten, was ich für einen neuen Stoff wünschte, — geschichtliche Tradition, Romantik, malerischen Hintergrund, Naturschönheiten. Mit Empfehlungsschreiben ausgerüstet, brachte ich sechs wunderbar schöne Monate in dem herrlichen Lande zu. Ich bereiste es von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, und für die weniger kultivierten Landesteile, in denen die Reise für Weiße hätte gefährlich sein können, gab mir General Diaz in liebenswürdiger Fürsorge ein Geleit von Soldaten mit, denen sich Beamte, Senatsmitglieder, Ingenieure und einige Freunde zugesellten, die alle gern die gute Gelegenheit benutzten, das Land zu durchforschen. So ritt ich einmal zehn Tage lang mit 22 Herren und 40 Soldaten durch die Berge, besuchte alte Aztekentempel und sah mir ausgedehnte Kaffee-, Zuckerrohr- und Tabakpflanzungen an. Das Ergebnis der Reise war mein Buch „Mexiko, wie ich es sah“. Es hat in England und Amerika bedeutenden Erfolg gehabt.

Als ich im Herbst 1904 gute Freunde in den Vereinigten Staaten besuchte, lud mich ein Telegramm des Präsidenten von Mexiko ein, auch in sein Land zu kommen. Mein sehnlicher Wunsch war, seine Biographie zu schreiben, und eines Tages brachte ich mein Anliegen zur Sprache. Er lehnte zuerst bescheiden ab; aber schließlich gelang es der Überredungskunst seiner Gemahlin, ihn meinen Wünschen geneigt zu machen, und als ich seine Hauptstadt verlassen hatte, bestätigte er die Gewährung meiner Bitte durch nachstehenden liebenswürdigen Brief, den ich in der Übersetzung wiedergebe:

Mexiko, den 23. November 1904.

Sehr verehrte Mrs. Tweedie!

Da Ihr Buch „Mexiko, wie ich es sah“ nicht nur ein neuer Beweis für die Wahrhaftigkeit ist, die alle Ihre Schriften auszeichnet, sondern auch eine gute Bürgschaft, daß dieselben Bedingungen in Ihren Schilderungen von Land und Leuten in dem nächsten Buche vorwalten werden, trage ich kein Bedenken, Ihnen Dokumente über die fortschreitende Entwicklung des Landes anzuvertrauen und auch solche, die sich auf meine Person beziehen. Mögen sie durch Ihre intelligente Feder, in Ihrem leichtflüssigen Stil der Öffentlichkeit bekannt gegeben werden.

Mit dem wärmsten Dank für Ihre diesem Unternehmen gewidmete eifrige Hingebung bin ich Ihr aufrichtig

ergebener

Porfirio Diaz.

„Was bewog ihn zu dieser Liebenswürdigkeit?“ könnte man fragen. Einzig und allein der Gedanke, daß ich durch mein Buch „Mexiko, wie ich es sah“, etwas für sein Land getan hatte. Zudem wußte er, daß ich keine eigennützigen Zwecke verfolgte, sondern in vollster Unabhängigkeit, nur aus freundschaftlichem Interesse schrieb.

Ein John Morley müßte sein Lebensbild entwerfen; denn Diaz gleicht in vieler Hinsicht dem großen Gladstone, dessen Charakter und Persönlichkeit uns Morley so treffend vor Augen führt. Er gleicht ihm in seiner Einfachheit und ruhigen Würde, in der Vorliebe für eine behagliche Häuslichkeit und in der Vielseitigkeit seiner Interessen.

Während meines Besuches saßen der Präsident, seine Gemahlin und ich täglich stundenlang in angelegentlicher Unterhaltung beisammen. Da sie wußten, daß ich nicht lange in Mexiko verweilen durfte, — nicht sechs Monate wie das erstemal, — opferten sie mir so viel von ihrer Zeit, um mir zu helfen. Wenn ich nicht sicher war, ob ich die technischen Ausdrücke in spanischer Sprache ganz richtig verstand, übersetzte seine Gemahlin sie geläufig, so ging die Arbeit gut vonstatten. Er bemühte sich langsam und deutlich zu sprechen, — das tut er stets Ausländern gegenüber, — und seine Gemahlin spricht so vorzüglich englisch, daß sie mühelos den Dolmetscher macht. So lauschte ich gespannt den Schilderungen des bedeutenden Herrschers, des Schöpfers einer Nation. Einer der hervorragendsten Männer Mexikos schrieb mir kürzlich: „Ich bin dessen sicher, daß, so lange General Diaz lebt, das mexikanische Volk nie einen anderen als ihn zum Präsidenten

wählen wird. Wir lieben ihn jeden Tag mehr und mehr; Gott sei Dank, ist er so gesund, daß er immer jünger und jünger aussieht." Ich hatte den Vorzug, in den letzten Jahren viele interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen, aber niemand hat auf mich mehr den Eindruck geistiger Bedeutung gemacht als General Diaz. Je näher ich ihm während der vielen Monate, die ich in seinem Lande zubrachte, trat, desto mehr lernte ich ihn bewundern und schätzen.

Im Dezember 1904 wurde er zum siebenten Male zum Präsidenten gewählt. Es ist sein Werk, daß die Millionen, über die er regiert, jetzt untereinander und mit der Welt in Frieden leben. Vor ihm hatten in 59 Jahren 52 Diktatoren, Präsidenten und Monarchen um die Herrschaft im Lande gekämpft. Was so vielen mißglückt war, gelang ihm. Im November 1876 wurde General Diaz zum erstenmal Präsident von Mexiko. Nur einmal hatte er für vier Jahre die Machtstellung aufgegeben, weil die Verhältnisse im Lande es damals verlangten. Diaz wußte, daß Mexiko einen unbeugsamen starken Herrscher brauchte, er wußte, daß die Revolution aufs entschiedenste unterdrückt werden mußte, wenn das Land in friedlicher Entwicklung gedeihen sollte — und er hat sein Ziel so vollkommen erreicht, daß es ihm selbst wie ein Wunder erscheint.

Er ist ein schöner, kräftiger Mann, 5 Fuß 8 Zoll groß, breitschulterig, mit warmer, klarer, gesunder Hautfarbe, kurzgeschnittenem, weißem Haare und dunkeln, tiefliegenden Augen; in seinem schwarzen Gehrocke, in grauen Beinkleidern und weißseidener Krawatte sah er wie ein einfacher, liebenswürdiger Privatmann aus. Er sprach nachdrücklich, mit scharfer Betonung, aber ohne die den Spaniern eigenen lebhaften Bewegungen — ein Mann mit eisernem Willen, scharfem Verstande und vollkommener Selbstbeherrschung. Er hat ein tiefes, klangvolles Organ, und obgleich von Natur schweigsam und gewöhnlich ernst, besitzt er viel Verständnis für Humor und liebt ein gutes Witzwort. Obgleich Diaz aus dem Volke hervorgegangen ist, hat er das Auftreten eines Fürsten, er ist durch und durch vornehm und flößt sowohl Liebe als Ehrfurcht ein. Alle neuen Telegramme aus den englisch-amerikanischen Zeitungen werden für den Präsidenten täglich ins Spanische übersetzt. Nichts geht in der Welt vor, wovon er nicht Kenntnis nimmt. Er ist der Modernste der Modernen; sobald er von einer neuen Erfindung, einem Fabrikat, einer wissenschaftlichen Entdeckung hört, entsendet er einen geeigneten Vertreter, um Erkundigungen einzuziehen. Darum ist Mexiko so auf der Höhe, mit allen Neuerungen vertraut.

Seine Stellung ist aber auch einzig in ihrer Art; denn er kann sofort praktisch ausführen, was er für ersprießlich hält; er wird durch keine Kommissionen und lange Verhandlungen gehindert. Wenn andere Nationen kaum an die Ausführung einer Sache denken, hat er sie schon vollkommen fertiggestellt. Durch seinen Reichtum an Mineralien und Bodenerzeugnissen verschiedenster Art ist Mexiko ein bevorzugtes Land mit den weitgehendsten Aussichten für die Zukunft. Tausende von Meilen lange Eisenbahnlinien durchkreuzen das ungeheure Gebiet, das sich in seiner Längenausdehnung von 2000 Meilen etwa von Island bis Nordafrika erstrecken würde. Neue Hafenplätze sind eröffnet, die Heimat der alten Azteken ist im Begriff, immer größere Fortschritte zu machen. Und das Gedeihen, alle Erfolge sind das Werk des General Diaz.

Die meisten Menschen haben mit 75 Jahren unter den Gebrechen des Alters zu leiden. Der Präsident hört vorzüglich, benutzt selbst beim Lesen kaum ein Glas, und ist auf der Jagd stundenlang unterwegs, ohne Ermüdung zu zeigen. Er gleicht einem energischen, rüstigen Manne von 50 Jahren und regiert Mexiko mit der Kraft und Begeisterung eines Jünglings. Einer seiner ersten Minister sagte zu mir: „Seine Regierung erweckt Liebe, nicht Furcht; streng, sogar hart und grausam ist er gewesen, allein das Volk weiß, daß die Gelegenheit es erforderte, und sie lieben seine Strenge ebenso wie seine Güte. Sehen Sie, Mexiko ist ein riesengroßes Land, wir haben nur eine kleine Heeresmacht, und unser Volk ist von Natur unfügsam; daher können wir das, was er als Herrscher erreicht hat, noch höher schätzen, als der Ausländer es vermag.

Auf meinem Heimwege von Mexiko, Weihnachten 1904, machte mich einer der einflußreichsten Männer von der Regierung zu Washington, vielleicht der einflußreichste, durch die Bemerkung stutzig: „Ist Mexiko bereit, ein Teil der Vereinigten Staaten zu werden?“ „Mexiko?“ rief ich verwundert. „Ja, Mexiko; ist es bereit, sich mit Amerika zu vereinen?“ „Nein — sicherlich nicht,“ erwiderte ich bestürzt. „Mexiko ist ein ganz anderes Land, hat eine andere Bevölkerung, sie reden dort eine andere Sprache, haben andere Gedanken, Ziele und Ideale. Mexiko hat geschichtliche Erinnerungen, es ist voll Romantik und Poesie, während Sie hier neu und kaufmännisch sind.“ Er lächelte. „Ich meine, gerade deshalb würden wir uns ergänzen und desto besser zusammenpassen.“ „Ich glaube, nein! Mexiko und die Vereinigten Staaten würden unter einer Flagge noch weniger eins werden als Finnland und Rußland.“

Dreieinhalb Jahre nach meinem ersten Besuche war ich im November 1904 wiederum in der mexikanischen Hauptstadt eingekehrt. Eine kurze Spanne Zeit, um die kulturelle Entwicklung eines Volkes zu fördern, allein der Mann, der das Szepter führte, hatte in den 1277 Tagen die überraschendsten Verbesserungen zuwege gebracht.

Daß Präsident Diaz der bedeutendste Staatsmann des 19. Jahrhunderts sei, mag eine kühne Behauptung scheinen, und doch werden mir die Leser hoffentlich zustimmen.

Für jeden Irrtum in dem Werke bin ich allein verantwortlich. General Diaz tat mir die Ehre an, mir lange Auszüge aus seinem Tagebuche anzuvertrauen, er erzählte mir viel aus seinem Leben; ich war mit ihm bei vielen öffentlichen Amtshandlungen und vielen Privatgesellschaften zugegen; er machte mich mit vielen Begebenheiten aus der Geschichte des Landes bekannt, nannte mir viele Zahlen, — und ich habe das Land selbst von Ende zu Ende durchforscht, — allein es bleibt zu bedenken, daß ich das Buch in London, 7000 Meilen von Mexiko entfernt, verfaßte, und es können sich Irrtümer eingeschlichen haben, die er verbessert hätte, wenn ihm Zeit und Gelegenheit dazu gegeben worden wären. Aus seinem liebenswürdigen Briefe werden meine Kritiker ersehen, daß er großes Vertrauen in mich setzte, und ich will nur hoffen, daß die Arbeit seinen Erwartungen einigermaßen entspricht.

Er hofft in nächster Zeit in den Vereinigten Staaten und in Europa Besuche zu machen, und die Leser werden dann selbst beurteilen können, ob meine Schilderungen des Mannes mit ihren Eindrücken übereinstimmen. Gleichviel, wann er kommt und wohin er geht — ein warmer Empfang wird dem General Porfirio Diaz und seiner hochbegabten Gemahlin überall bereitet werden.

London, Weihnachten 1905.

E. A. T.

Erstes Kapitel.

Der Beginn einer glänzenden Laufbahn.

Porfirio Diaz ist am 15. September 1830 geboren. Bei meinem ersten Besuche im Jahre 1900 war er also 70 Jahre, die man ihm nicht ansah, und bei meiner Rückkehr im Winter 1904 erschien er noch jünger; das ist um so merkwürdiger, als sonst in diesem Lande der kurzen Jugend ein frühes Alter folgt. Seine Stellung in der Weltgeschichte ist einzig, denn obgleich er nur stets neu zu wählender Präsident einer Republik ist, hat er tatsächlich ein Vierteljahrhundert lang regiert. Sein Wille ist allmächtig. Monarch und Demokrat in einer Person, zügelt er mit eiserner Hand Millionen, und doch lieben sie ihn. Manche nennen ihn einen Despoten, jedoch ist Gerechtigkeit der Grundzug seines Despotismus. Ohne äußeren Prunk lebt er anspruchslos wie ein Privatmann. Unbegleitet geht und reitet er durch die abgelegeneren Straßen von Mexiko, in die sich noch vor einigen Jahren kein Mensch allein wagte; unbewaffnet ging kaum einer aus. Er aber durchstreift allein die Umgebung seines Sommerschlosses in Chapultepec.

Diaz ist nicht reich, denn sein Staatseinkommen beträgt nur 50000 Dollars, also halb so viel als der Lordmayor von London bezieht. Er lebt sparsam, verschwenderisch ist er nur im Wohltun.

Er hat sich von ganz unten heraufkämpfen müssen; das verleiht ihm erhöhte Bedeutung unter den großen Männern des 19. Jahrhunderts. Wohl hat Bismarck, wohl haben Garibaldi und Abraham Lincoln Unvergeßliches für ihr Vaterland geleistet, aber sie brauchten nicht, wie Diaz in seiner dreißigjährigen Präsidentschaft, ihr Land erst zu einem Kulturstaate umzuschaffen, es vor dem Bankerotte zu retten, Räuberbanden zu friedlichen Staatsbürgern zu erziehen — kurz, aus einem Chaos einen blühenden Staat erstehen zu lassen.

Sein Lebenslauf mutet uns wie ein Roman an. In frühster Kindheit setzt der Kampf ums Dasein ein; lange Jahre ununterbrochener Kriege

folgen, schwere Verwundungen bedrohen sein Leben, in tollkühner Flucht entrinnt er der Gefangenschaft, fesselt nun den Sieg an seine Fahnen und wird endlich Präsident, um es dauernd zu bleiben.

Von väterlicher Seite stammt Diaz aus vornehmer Familie; aber er legt als Republikaner keinen Wert darauf; dagegen ist er stolz, daß seine Großmutter eine Indianerin aus dem edelsten Stamme der Urbewohner Mexikos, den Mixtecos, ist. Porfirios Vater, José Faustino Diaz, hatte ein kleines Gasthaus in Oaxaca, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates im südlichen Mexiko, und hier sind Porfirio und sechs andere Kinder geboren. Diese Stadt spielte später als Schauplatz seiner größten kriegerischen Erfolge eine wichtige Rolle. Drei Jahre nach Porfirios Geburt starb der Vater an der Cholera und ließ die Mutter mit sieben kleinen Kindern in beschränkten Verhältnissen zurück. Die umsichtige Frau nahm den Kampf ums Dasein mutig auf und löste die schwierige Aufgabe, aller drückenden Sorge und Not zum Trotz.

Diaz' Vaterhaus ist lange dahin, aber auf der ihm lieben Stätte erhebt sich ein Bau nach seinem Herzen, „die Schule Porfirio Diaz'". Mit dieser aus Staatsmitteln erbauten und erhaltenen Schule brachte man dem Präsidenten eine Huldigung dar. Er selbst hat in vorgerückten Jahren es oft beklagt, daß er keinen besseren Unterricht in der Jugend genossen hatte, und sorgt daher jetzt unermüdlich für die Hebung der Volksbildung.

In Oaxaca erinnern sich noch einige alte Leute des Knaben Porfirio, besonders seiner Vorliebe für das Soldatenspiel. Sein Vaterhaus lag nahe dem Kloster **La Soledad**, das den Namen des Schutzheiligen der Stadt trug. Es war ein alter Brauch, daß am Namenstage des Heiligen Freudenschüsse aus allen möglichen Waffen abgefeuert wurden. Wochenlang vor dem Feste sparte der Knabe seine Centavos, und es war seine größte Freude, an dem Festtage auf das platte Dach des Hauses zu steigen, die Pistolen abzufeuern und mit Ergötzen den sich verziehenden Rauchwölkchen nachzusehen. Diese Feste bilden einen Glanzpunkt seiner Knabenerinnerungen. Später interessierte sich Porfirio lebhaft für die Hahnenkämpfe; ihnen zuzuschauen war seine Sonntagserholung nach der angestrengten Arbeitswoche. Noch heute sind diese Kämpfe die beliebteste Volksbelustigung. Die Vorstellungen finden entweder auf einem dazu bestimmten Kampfplatze gegen Eintrittsgeld statt, oder die Indianer veranstalten dieselben an irgendeiner Straßenecke, wo die Zuschauer nur wenige Centavos bezahlen.

Den ersten Unterricht genoß der kleine Porfirio in der Gemeindeschule des Ortes. Von seinem 14. Jahre ab besuchte er die Freischule in dem

römisch-katholischen Seminar, denn es war nicht nur der sehnlichste Wunsch seiner Mutter, sondern auch der ganz besonders dringliche seines Paten und Verwandten mütterlicherseits, des Bischofs von Oaxaca, daß er sich später dem geistlichen Stande widmen sollte. Schon damals war der Unterricht in Mexiko frei; heutzutage ist die Einrichtung so allgemein, daß selbst der militärische Zögling in den betreffenden Anstalten frei erzogen wird. Der Kadett ist allerdings verpflichtet, nachher vier Jahre zu dienen; falls er aber nicht Lust hat, diese ganze Zeit abzudienen, muß er nachzahlen, was für seine Erziehung verausgabt worden ist. — In des Präsidenten Jugendzeit war der Schulunterricht also frei, aber es bestand kein Schulzwang. „Daher“, sagte General Diaz mit dem ihm eigenen lustigen Augenzwinkern, „werde ich wohl die Schule oft geschwänzt haben, um mit einigen kleinen Freunden auf dem Felde umherzustreifen. Unser größtes Vergnügen war, auf einen der aus den Minen heimkehrenden Erzkarren klettern und mitfahren zu dürfen. Wie noch heute zogen Ochsen diese alten Marktkarren mit den großen, festen, aus einem einzigen Baumstamme geschnittenen Rädern. Uns Jungen dünkten die Karren die schönsten Kutschen der Welt. Wir fühlten uns wie die Könige, wenn wir so den Ochsen zusahen, die Staub aufwirbelnd, langsam und schwerfällig dem Marktplatze zutrotteten.“

Auch dem Truthahnverkäufer schlossen sich die Jungen gern an, der seine Herde — wie heute noch — durch die Straßen trieb und ausrief: „Vendedor de guajolotes?“ (Wer kauft Truthühner?) Die Truthähne sind für Mexiko charakteristisch; ist doch das Nationalgericht „mole de guajalote“, Truthahn mit Pfefferschoten und vielen Gewürzen gedämpft; solche Leckerbissen waren dem kleinen Porfirio natürlich noch fremd. Es ist ein hübsches Bild, wenn der Hirt mit der Truthahnschar naht, und die Hausfrauen herbeieilen, um ihre Wahl zu treffen. Die erstandenen Vögel werden in einen Käfig gesperrt und darin bis zum Gebrauche gemästet. Für Diaz und seine Kameraden war es ein Hauptvergnügen, die Truthähne zu fangen und sie den Frauen nach Hause zu tragen.

Als Porfirio älter wurde, machte er sich selbständig durch Erteilen von Unterricht. Einen Teil seines Verdienstes legte er für Stunden in lateinischer Grammatik, Logik und Philosophie an (Studien, die zu jedem Berufe nötig waren) den Rest gab er als kleinen Zuschuß seiner Mutter. Schon hier erkennen wir in dem Knaben den Vater des Mannes. Die Gabe, sein frischerworbenes Wissen sogleich anderen mitzuteilen, war ihm sein Lebtag förderlich.

Von seiner Mutter spricht der Präsident in reizender Weise: „Als mein Vater starb, waren wir sehr arm. Sie war noch jung, hatte 7 Kinder, natürlich alle Hände voll zu tun. Ich glaube, mein Bruder Felix und ich waren recht unnütze, mutwillige Jungen. Wir kletterten gern, die stacheligen Nopalbäume rissen unsere Kleider in Fetzen, kurz, wir machten alle Knabentollheiten mit, aber meine Mutter war stets gütig, sie schaffte von früh bis spät, immer darauf bedacht, uns zu wohl gesitteten Kindern zu erziehen. Arme Mutter!" Wie viel sie für ihre sieben Kinder zu tun hatte, kann man sich leicht vorstellen. In dem fast tropischen Klima gedeihen die Kaktus- und Aloehecken mit den drei Zoll langen Dornen, an denen die Kleider der den ganzen Tag in Freiheit herumtollenden Kinder unbarmherzig hängen blieben. Da gab es denn stets zu nähen, zu flicken, zu waschen. Mit Tagesanbruch war die muntere Schar wach und mußte, ehe sie zur Schule ging, Kaffee und Tortillas zum Frühstück haben. Tortillas sind das beliebteste Gebäck und Volksnahrungsmittel, eine Art Maiskuchen. „Meine Mutter", sagte Diaz, „war eine fromme Katholikin, und der Bischof von Oaxaca stand ihr nicht nur als Verwandter, sondern, da er mein Pate war, auch als „compadre" sehr nahe. Der „compadre" nimmt in Mexiko eine sehr wichtige Stellung in der Familie ein; er steht Vater oder Mutter näher als Brüder, Schwestern oder andere Verwandte. Die compadres sind gewissermaßen Wahlverwandte, die durch das heilige Band der Kirche mit den Eltern verknüpft sind. Sie halten es für eine heilige Pflicht, das Geistesleben der Kinder zu überwachen, und wenn die Eltern sterben, ersetzen sie ihren Patenkindern oft deren Stelle. „Als mein Vater starb," fuhr Diaz fort, „nahm der Bischof seine Pflicht, für mich zu sorgen, besonders ernst. Er und meine Mutter steckten ihre weisen Köpfe zusammen und entschieden, daß es am vorteilhaftesten wäre, mich dem geistlichen Stande zu weihen. (Zu Cortez' Zeiten [1519] war es ganz gebräuchlich, daß Eltern ihre neugeborenen Kinder der Kirche weihten.) Eines schönen Tages wurde mir dieser Entschluß mitgeteilt. Ich schwieg dazu; sie redeten auf mich ein; ich schwieg noch immer; sie wurden dringlicher; schließlich raffte ich meinen Mut zusammen und stieß das eine Wort hervor: „Niemals!" Der Bischof war böse, eine furchtbare Szene folgte. Der arme alte Mann wurde immer erregter, er nannte mich einen Narren. Der geistliche Beruf wäre der passendste für einen Sohn aus guter Familie; er böte ein sicheres Auskommen, und wenn ich seinen Rat nicht befolgte — versicherte er mir — würde ich einst nicht genug Centavos haben, um mir Tortillas zu kaufen,

und es stände mir bevor, als Stadtarmer begraben zu werden. Meine Mutter war sehr betrübt. Als ich fest blieb, rollten Tränen aus ihren Augen. Ihr fassungsloser Kummer rührte mich so, daß ich schwach genug war, um Bedenkzeit zu bitten. Meine Mutter umarmte mich, aber ihr Kuß tat mir weh, denn ich empfand, daß ich sie hinterging. Monatelang suchten sie mir die Vorteile des geistlichen Standes in das hellste Licht zu setzen, allein ohne jeden Erfolg; ich bot vielmehr alles auf, mir durch Stundengeben wieder Mittel zu verschaffen, damit ich selbst für meine Weiterbildung sorgen und meine Mutter unterstützen konnte. Die Zeit verstrich; wieder und wieder wurde die Frage erörtert, und noch heute erinnere ich mich lebhaft, wie schlecht ich mir vorkam, daß ich den lieben alten Leuten zuwiderhandelte, und wie ich in dem Gedanken eine Entschuldigung suchte, daß mein Leben länger währt als das ihre, und ich mir selbst einen Weg bahnen müßte."

So vergingen Monate in eifriger Arbeit. Porfirio versenkte sich so in seine Studien, daß er die Kirche darüber fast vergaß, und er verfolgte mit Spannung die Nachrichten, die über Krieg und Revolution nach Oaxaca drangen. Aber die Priester wollten ihn nicht frei geben. Sie sahen, daß Porfirio Diaz außergewöhnlich begabt war und durch seine Talente und seine Charakterfestigkeit der Kirche einst gute Dienste leisten könnte. Bis jetzt war in Mexiko die Macht der Kirche unbegrenzt gewesen; aber ihr Einfluß begann etwas nachzulassen, und sie brauchte junge Männer als wirksame Stützen für die Zukunft. Sie boten dem jetzt 19jährigen Diaz ein Stipendium an, falls er sich dazu entschließen wollte, die niederen Weihen zu nehmen. Er dankte ihnen für das Anerbieten, aber er schlug es aus. Allem Schwanken war damit ein für allemal ein Ende gemacht; weder die Bitten seiner Mutter noch die ernsten Vorstellungen des Bischofs konnten seinen Sinn ändern. Die Verhältnisse im Lande und seine Studien hatten ihn in seinem Entschlusse noch bestärkt. Alle seine Neigungen gipfelten in dem Wunsche, Soldat zu werden und als solcher seinem Vaterlande zu dienen, das unter inneren Kämpfen schwer zu leiden hatte. Fortwährend zogen Truppen durch Oaxaca, und der Jüngling schlich abends heimlich hinaus zu den Wachtfeuern. Unter dem wunderbaren blau-schwarzen Tropenhimmel mit zahllosen flimmernden Sternen, die das malerische Bild beleuchteten, lauschte er oft mit laut pochendem Herzen den Erzählungen von Raub und Plünderung, von Kämpfen und Heldentaten. In den Bergen heulten die cayotes (Präriewölfe), Grashüpfer zirpten,

zauberhafte, kleine Käfer trommelten leise einen Marsch, Scharen von Papageien, blaue, rote, grüne Makars flogen über ihre Köpfe, schöngefärbte Kolibris schossen vorüber. Das Blut prickelte ihm in den Adern, wenn er den Oberst über alles rühmen hörte; dieser feuerte die Leute an, er entwarf die Pläne, er errang den Sieg. Einst als Oberst an der Spitze eines Regiments zu stehen war damals das höchste Ziel seiner ehrgeizigen Träume. Aber wie sollte er diese Stellung je erreichen? Wie sollte der arme Jüngling Stufe für Stufe in der Armee emporsteigen, einst Macht und Größe dem Lande erringen, an dem er mit der heißen Schwärmerei der Jugend hing, wie er es jetzt mit aller Kraft der reifen Jahre liebt?

Zunächst durfte er die Jahre seiner Jugend nicht dem Waffendienste widmen, sondern mußte die Rechte studieren. Wie viel ihn dieses Opfer gekostet hat, kann nur er selbst in vollem Umfange ermessen; die Energie aber, mit der er mehrere Jahre den Beruf eines Advokaten erfüllte, zeigte die frühe Entwicklung jener Charakterstärke, die er im späteren Leben so hervorragend bewies. Die Not ist der beste Prüfstein für den Charakter, nicht Glanz und Reichtum, sondern Armut und Widerwärtigkeiten bringen hohe Geistesgaben am besten zur Entwicklung. Als es Diaz später vergönnt war, in das Heer einzutreten, stieg er beständig von Stufe zu Stufe; mehrmals verlor er fast sein Leben; er bestand die gefährlichsten Abenteuer, denn Mord und Blutvergießen grausamster Art waren damals durchaus nicht ungewöhnlich in Mexiko. Er stieg bis zu dem Range eines Generals und wurde mit 46 Jahren Präsident seines Landes.

Zweites Kapitel.

Überblick über die Geschichte Mexikos bis zum ersten Auftreten von Diaz.

Porfirio Diaz ist am Vorabend des Jahrestages von Mexikos Unabhängigkeitserklärung geboren. Nur neun Jahre zuvor hatte das Land das spanische Joch abgeschüttelt, so daß sein Leben zusammenfällt mit der Entwicklung des Landes aus unaufhörlichen Kämpfen und Unruhen zu gesichertem Frieden.

Aus dem südlichen Mexiko sind beide Schöpfer des modernen Staates hervorgegangen. Diaz sowohl wie Benito Juarez sind im Oaxacatale geboren und nahe dem historischen Erdenfleck aufgewachsen, auf dem die alten Maya-Zapotecstämme einst jene wunderbaren Tempel in Mitla erbauten, und wo man sich jetzt in Monte Alban die großartigsten Entdeckungen bei Freilegung verschütteter Städte verspricht. Im Oaxacatale findet man noch Spuren einer hohen Kultur, die vor zwei-, vielleicht dreitausend Jahren vorhanden war, — und es ist eine wunderbare Erscheinung, daß man unter der jetzt lebenden Bevölkerung noch Typen findet, die treffend den steinernen Götzenbildern oder den Abbildungen auf Tongefäßen gleichen. Man unterscheidet die charakteristische Nase des Juden, die dicken Lippen und schweren Augenlider des Ägypters und auf Tongefäßen sogar des letzteren Locke über dem Ohr. Die alten Zapoteken trugen Brustschilder, Ohrringe, Halsbänder und andere Zierate aus Stein und Gold, manche davon sind auf das feinste gearbeitet. Sie waren kein ungebildetes Volk; wenn man ihre Wandmalereien, das Mauerwerk ihrer Gebäude und ihre Götzenbilder betrachtet, erkennt man die vorgeschrittene Kultur. Juarez stammte direkt von den Zapotecindianern ab, während in Diaz' Adern das Blut der Mixtecoindianer fließt.

Zwischen diesen Steindokumenten aus alter Zeit spielten Juarez und Diaz als Kinder. Während der letzten zwei oder drei Jahrhunderte wurden

die Ruinen von Mitla so wenig geschützt, daß man die Steine zu Kirchenbauten und zum Ausbessern von Dorfhäusern verwandte. Das ganze Tal ist voll von rätselhaften Gräbern, von Mitla bis Oaxaca; zwischen ihnen baute der Präsident von Mexiko als Knabe seine Burgen, und er marschierte mit imaginären Soldaten, die aus alten Pfeilspitzen, Obsidianmessern oder bemalten Topfscherben bestanden; die alten Gräber dienten als schützende Festungen. Jetzt bedauert Diaz die Entweihung und Zerstörung, die er in knabenhaftem Übermute begangen, und tut, soviel er kann, um diese Überreste aus vergangener Zeit vor weiterem Schaden zu bewahren.

In dem kurzen Zeitraum zwischen der mexikanischen Unabhängigkeitserklärung am 16. September 1821 und Porfirios Geburtstag am 15. September 1830, hatte Mexiko auf dem Pfade der Freiheit keine großen Fortschritte gemacht, im Gegenteil — das Land war der Schauplatz beständiger Kämpfe gewesen. Ein Oberhaupt des Staates nach dem anderen erstand und fiel. Das Volk teilte sich in viele Parteien, die sich aus den verschiedensten Beweggründen bildeten, und ohne die geringsten Kenntnisse von den Grundlehren der Politik zu besitzen, verfocht jede Partei ihre besondere Meinung. Die mächtigste dieser Parteien war natürlich noch die der Spanier, und unter ihnen tat sich als ganz besonders einflußreich die Kirchenpartei hervor. Nach der Ankunft von Cortez im sechzehnten Jahrhundert war in Mexiko die römisch-katholische Religion eingeführt worden, und die eingeborenen Azteken, die damals noch als Heiden an den schauerlichsten Religionsgebräuchen hingen, wurden getauft. —

Werfen wir einen Blick rückwärts auf die außergewöhnlichen Verhältnisse im Lande, auf die Entwicklung einer Nation, über die einst zu herrschen Diaz' Bestimmung war. Eine kurze Übersicht wird den Leser befähigen, richtiger alle jene Wirrnisse, in die Porfirio Diaz als junger Mann gestellt wurde, die beständigen Unruhen, die Aufstände, manche Akte der Willkür und Gewaltherrschaft zu beurteilen. Ihm blieb das Werk vorbehalten, die verschlungenen Fäden zu entwirren. —

Drei Jahrhunderte waren verflossen, ehe Mexiko das ihm durch Cortez auferlegte spanische Joch abschütteln konnte; es waren zum größten Teile Jahrhunderte tiefster Erniedrigung, nicht nur für die Eingeborenen des Landes, sondern auch für die Kinder der weißen Ansiedler, die in Mexiko geboren wurden und mit der Zeit den Kern einer neuen Nation bildeten, — also für alle, ausgenommen die Einwanderer, die direkt aus Spanien kamen, um das Land zu regieren. Es waren Granden in herabgekommenen

Vermögensverhältnissen, abenteuerlustige Militärs, Kaufleute voll Gier nach den fabelhaften Schätzen des Landes, die die Ebenen Andalusiens verließen, um zeitweise ein Exil in Mexiko zu suchen. Ihr zweifaches Ziel war: selbst reich zu werden und Gold und Silber in die königliche Schatzkammer zu Madrid strömen zu lassen.

Die mexikanischen Indianer bestehen aus hundert und fünfzig verschiedenen Stämmen, von denen jeder seine eigene Sprache redet, fünfundsiebenzig davon haben sogar ihre eigene Schriftsprache; dazu kommen noch die zahlreichen Dialekte. Unter diesen Stämmen sind die wichtigsten die Azteken, Mixteken, Zapoteken, Otomi, Tlaxcalanen und Juaven. Die Spanier haben sich bei Gründung ihrer Kolonien niemals darüber Gedanken gemacht, daß auch die Eingeborenen, die sich unterwerfen, gewisse Rechte zu beanspruchen hatten. Ferner behielten sie stets den Zweck im Auge, der allmächtigen katholischen Kirche zu dienen, ihr Ansehen zu erhöhen, ihre Weltherrschaft immer weiter auszudehnen.

Ich schreibe aber nicht die Geschichte Mexikos und will nicht vergeblich versuchen, auf wenigen Seiten die spanische Gewaltherrschaft zu schildern; das eine aber steht fest, daß in diesen dreihundert Jahren das mexikanische Volk als Nation zugrunde ging. Der Charakter der Mexikaner, wie er sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erwies, ist das Produkt der spanischen Vergewaltigung: das Listige, Grausame, Unstete, der starke Hang zur Verräterei trotz persönlichen Mutes, das Hin- und Herschwanken, besonders aber die völlige Unfähigkeit, das Land in Frieden selbst zu regieren. Das war noch so, als der Kampf um die Freiheit längst mit der Niederlage der spanischen Bedrücker geendet hatte.

In England sind wir daran gewöhnt, auf die Resultate unserer „kleinen Expeditionen“ stolz zu sein, aber bei unseren Versuchen, das Reich auszudehnen, kann nichts mit dem verglichen werden, was Ferdinand Cortez geleistet hat. Am 21. April 1519 landete er in Vera Cruz mit 553 Mann Infanterie, sechzehn Mann Kavallerie, hundert Matrosen seiner Flotte, zweihundert Kubaindianern und mit einer Batterie von zehn kleinen Kanonen und vier Falkonetts, und ihm glückte die Eroberung des Landes und die Unterwerfung der eingeborenen Rasse, die sich wahrscheinlich auf etwa zwei Millionen belief. Die Pferde seiner Truppe erfüllten die Eingeborenen besonders mit Schrecken, denn sie hatten derartige Wesen nie gesehen und hielten Roß und Reiter für ein Geschöpf. Cortez blieb als erster Gouverneur im Lande, ihm folgten andere königliche Offiziere,

Audenzias und Vizekönige. Die Namen von wenigen — von sehr wenigen — werden heute noch mit Verehrung genannt. Einiger von ihnen gedenkt man in den Kirchen, die sie erbauten, und die noch heute Mexiko zum Ruhme gereichen, — oder auch bei den Überresten von Wasserleitungen oder Landstraßen, die sie anlegten, — Zeugen aus einer Zeit ehemaliger Größe, als die Schätze aus den mexikanischen Minen auf spanischen Galeeren über den Ozean geführt wurden. An der Pracht des spanischen Hofes, die während des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts dauernd entfaltet wurde, hatten die Mexikaner keinen Teil. Die aus Spanien gesandten Vizekönige regierten ohne jede Verantwortlichkeit über das Volk. Die Indianer hatten in ihrem eigenen Lande keine Rechte, sie wurden zu Sklaven gemacht. Niemand hatte die Pflicht, sie zu schützen, sie hatten keinen Anspruch auf Recht und Gerechtigkeit. Don Luis de Velasco, der zweite der Vizekönige, erwarb sich 1554 den ehrenvollen Titel „der Befreier", weil er hundertfünfzigtausend Indianer befreite, die von Spanien als Sklaven gehalten wurden, doch änderten sich die tatsächlichen Verhältnisse nur wenig. Als viele Jahre später die königliche Domäne noch einmal aufgeteilt wurde, überwies man die Indianer zugleich mit dem Lande als Teile des Besitzstandes.

Wir erhalten einen kleinen Einblick in das Leben der Indianer durch Erlasse, die ihr unglückliches Los bessern sollten; so wurde versucht den in Minen beschäftigten Indianern „regelmäßige Ruhestunden zu gönnen und eine bestimmte Zeit, um an der Oberfläche der Erde frische Luft zu schöpfen", und ein königlicher Befehl gebietet, das Gesetz abzuschaffen, nach dem jedem Kolonisten Sklaven überwiesen wurden.*) Das spanische Kolonialreich würde in der Weltgeschichte noch eine bedeutendere Rolle gespielt haben, wenn die Regierenden nicht an dem Gesetze festgehalten hätten, daß nur frisch aus dem Heimatlande eingewanderte Spanier an den Kolonialgeschäften teilhaben konnten. „Dem Sieger gehört der Gewinn." — Die Kolonisation verfolgte damals nur e i n Ziel: möglichst viel Ertrag aus dem eroberten Lande zu ziehen. Und dafür hielten die spanischen Monarchen ihre eigenen Abgesandten für geeigneter als auf mexikanischem Boden geborene Mexikaner, da es diesen mutmaßlich an der genügenden Rücksichtslosigkeit fehlte. Daher die Bestimmung: Der Originalansiedler behielt alle seine Vorrechte, aber seine Kinder und Kindeskinder waren Ausgestoßene. Sie durften nicht in

---

*) Dr. Noll: „Vom Kaiserreiche zur Republik" S. 15.

die Armee eintreten, die ausschließlich aus spanischen Offizieren bestand; kein Amt in der Zivilverwaltung stand ihnen offen, in der Gesellschaft wurden sie verächtlich von den hochmütigen Granden aus Kastilien und Sevilla übersehen, die mit jedem Schiff in Vera Cruz — dem einzigen Seehafen damaliger Zeit — landeten. Diese Granden bereicherten sich durch die Erträgnisse der von den Ansiedlern ins Leben gerufenen industriellen Unternehmungen. Die Spanier mexikanischer Geburt wurden, auch wenn sie von beiden Seiten echt spanischen Blutes waren, als Kreolen angesehen, und man machte keinen Unterschied zwischen ihnen und den Kindern aus der Ehe zwischen Spaniern und Indianern. Auf die verächtliche Stellung, zu der die dort geborenen Kolonisten verurteilt wurden, wirft die Äußerung ein helles Licht, die man einem der letzten Vizekönige zuschreibt: „So lange ein einziger Kastilier im Lande bleibt, — und wäre er nichts anders als Schuhflicker — hat er das Recht zu herrschen."

Ein derartiges Regierungssystem mußte zu den größten Mißbräuchen führen. Es wurden Ämter geschaffen, nur um Stellen für Leute zu haben, die über den Ozean kamen. Neu-Spanien, wie man Mexiko nannte, wurde die am schlechtesten regierte Kolonie der Erde. „Die schlechtesten Vertreter der beiden schlechtesten Regierungen der Welt," sagt ein Schriftsteller, „die gotische Herrschaft und die spanischen Mauren, hatten sich vereint, um die Regierung von Spanien zu bilden, und die schlimmsten Vertreter dieser Mischlingsregierung waren sorgfältig aufbewahrt, um das mexikanische Volk nach den Gesetzen zu bedrücken, die der oberste Rat aufgestellt hatte."

Mit den Eroberern kam eine Schar von Dominikanern, Franziskanern, Karmelitern, die das Land überschwemmten, große Landgebiete als ihren Besitz abteilten und den Zehnten für ihre Kirchen erzwangen. Diese Orden häuften unermeßliche Reichtümer auf, gewannen den größten Einfluß und wurden in späteren Jahren die mächtigen Faktoren, welche die für das Land so verderblichen Revolutionen schürten und unterhielten. Das Volk wurde durch Furcht im Banne gehalten und durch Drohungen ausgesogen. Was jetzt von den religiösen Orden noch als verwendbar übrig ist, sind hunderte verlassener Klöster, schöne Gebäude mit steinernen Mauern, getäfelten Decken und Fußböden, die im 16. Jahrhundert mit Kunst und Geschmack gebaut wurden und jetzt als Schulen und Krankenhäuser und zu anderen öffentlichen Zwecken, selbst zu Bahnhöfen verwendet werden.

Der indianischen Rasse entstammen einige vortreffliche Männer. Mejia, vielleicht der beste General des Kaisers Maximilian, war ein Azteke reinster

Abstammung; daß Juarez ein Zapotekindianer war, ist schon erwähnt worden. Wenige wissen, daß beim Beginn des 20. Jahrhunderts noch über eine halbe Million Azteken in Mexiko lebten; sie wurden einst von Cortez unterjocht, aber nicht ausgerottet. Man hätte noch jahrhundertelang die Indianer, wie sie damals waren, in Abhängigkeit erhalten können, jene Indianer, die niemand lehrte, um die sich niemand kümmerte, die niemand leitete und die keine Ahnung davon hatten, wie ein Land regiert werden muß. Die Gefahr für den Staat und Ursache seines schließlichen Niederganges waren die mexikanischen Kolonisten spanischen Blutes, deren Zahl sich jährlich vermehrte, und die mit tiefem Hasse gegen den anmaßenden Fremden erfüllt waren, weil er ihr Geburtsland allein zu seinem Vorteil ausbeutete. Am Ende des 18. Jahrhunderts gab es etwa eine Million weißer Kreolen; sie übertrafen die Europäer an Zahl um das zwanzigfache. Ihnen zur Seite standen die doppelte Zahl von Indianern und eine große Menge von Mischlingen.

Ein derartig gebildeter Staat konnte nur bestehen, wenn das innerste Mark gesund war. Als Napoleon I. seine Truppen unter Murat nach Spanien marschieren ließ und Karl IV. dem Throne entsagte, wurde das ganze spanisch-amerikanische Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Den ersten entscheidenden Anstoß zu der Befreiung Mexikos vom spanischen Joche gab der patriotische Priester Miguel Hidalgo im September 1810. Noch heute läßt der Präsident an dem betreffenden Gedenktage die „Unabhängigkeitsglocke“ auf dem Balkon des Nationalpalastes in der Hauptstadt läuten, eine spannende Szene, die in einem späteren Kapitel beschrieben wird.

Als Hidalgo, ein Kreole und die erste hervorragende Erscheinung in der neuen mexikanischen Geschichte, den Aufruhr ins Werk setzte, war er sechzig Jahre alt. Durch die Bedrückung seiner Landsleute und der seiner Obhut anvertrauten Indianer aufs tiefste erregt, verkündigte er die Revolution von der Kanzel seiner Kirche in der kleinen Stadt Dolores bei Guanajuato. Und er stellte sich an die Spitze einer kleinen Schar von im Waffendienste ganz ungeübten, nur mit Knütteln und Messern bewaffneten Patrioten; sein Anhang wuchs zusehends, und er errang erstaunliche Erfolge. San Miguel, Celaga und Guanajuato — heute das blühendste Minenzentrum Mexikos — fielen nacheinander in seine Hände. Hidalgo marschierte nach Mexiko, aber fünf Meilen vor der Hauptstadt zog er sich mit seinem Heer in die Berge zurück, da er eine Wiederholung der bei der Einnahme von Guanajuato verübten Greuelszenen fürchtete, als die halb wilden, nach Rache dürstenden

Indianer, keinem Zwange gehorchend, drei Tage lang in der Stadt ein furchtbares Blutbad anrichteten. Dieser Rückzug war verhängnisvoll; viele verließen Hidalgo, die Furchtsamen ließen sich durch die Drohungen der Kirche einschüchtern. Sein Heer wurde überwältigt, er selbst gefangen nach dem Norden, nach Chihuahua geführt und dort unverzüglich mit drei anderen Anstiftern des Aufruhrs erschossen. Aber das Signal zur Befreiung hatte er gegeben. Elf Jahre lang, bis der Tag der Befreiung für Mexiko tatsächlich anbrach, steckten die vier Köpfe dieser Märtyrer auf Spießen auf den Festungswällen der malerischen alten Stadt Guanajuato zur Warnung für alle, die der spanischen Macht zu trotzen wagten. Die Spanier gefielen sich in der grausamsten Wiedervergeltung. Als General Calleja del Rey Guanajuato von den Independenten zurückeroberte, ließ er alle Einwohner — Männer, Frauen und Kinder — auf den großen Platz treiben. Ohne Unterschied wurden alle niedergemetzelt, die Toten lagen in Haufen. Und als der blutdürstige General über seine Tat Bericht erstattete, rühmte er sich dessen, durch das Gemetzel der Regierung die Kosten für Pulver und Blei erspart zu haben. Später wurde er selbst Vizekönig.

Durch den Aufstand gewarnt, bot Spanien im nächsten Jahre dem Volke eine Art Verfassung an. Es war zu spät; weder Zugeständnisse noch Strafen vermochten das von Hidalgo begonnene Werk aufzuhalten. Morelos setzte es fort, und als auch er fiel, schürten andere den Aufruhr, der zwar in Schranken gehalten, aber nie ganz unterdrückt wurde. Das Land war blutgetränkt, bis endlich Yturbides „Armee der drei Garantien" — die Mexiko ihre jetzigen Nationalfarben grün-weiß-rot gab — den Sieg errang und im September 1821 Mexikos Unabhängigkeitserklärung erfolgte.

Nun endlich schien Aussicht auf eine friedliche Entwicklung des Landes zu sein, das als erste Form der Selbstregierung das Kaiserreich annahm. Die „drei Garantien" waren: Religion — die römisch-katholische mit Ausschluß jeder anderen Religion; Unabhängigkeit; Einheit — Gleichstellung der Mexikaner und Spanier. Yturbide wurde zum Kaiser von Mexiko gewählt. Trotz mannigfacher Kenntnisse und Gaben mangelte es ihm leider an der nötigen königlichen Würde, und sein Kaiserreich bestand nach Verlauf einiger Monate nur aus der Hauptstadt des Landes. Das übrige Volk beteiligte sich an dem zur Gründung einer Republik angestifteten Aufstande, den General Santa Anna leitete, — ein Mann, der sechzig Jahre lang auf das nachdrücklichste die Geschichte des Landes beeinflußte. Yturbide wurde verbannt, und als er zwei Jahre darauf nach Mexiko zurückkehrte,

auf Befehl der republikanischen Regierung erschossen. Am 11. Oktober 1824 leistete General Guadalupe Viktoria den Eid als erster Präsident von Mexiko.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß vor hundert Jahren Mexiko an Ausdehnung einer der größten Staaten der Welt war. Seine Grenzen erstreckten sich über die heutigen Vereinigten Staaten von dem roten und Arkansasflusse bis zum Stillen Ozean und nordwärts bis zu den britischen Besitzungen. Eine Forschungsgesellschaft, die einer der ersten Vizekönige entsandte, drang sogar bis Alaska vor, obgleich sich Spaniens Herrschaft natürlich nie bis dahin erstreckte. Guatemala und die heutige Republik Mexiko standen also unter der Herrschaft der Vizekönige. Zwei Gründe verursachten das Zusammenschmelzen des machtvollen Riesenstaates bis auf seinen gegenwärtigen — immerhin noch sehr beträchtlichen — Umfang: der Zusammenbruch der spanischen Macht unter dem Drucke Napoleons I. und die beständigen Bürgerkriege im Lande, bis die Republik endlich das Geheimnis einer geordneten Regierung entdeckte. Louisiana, eine Provinz von fast einer Million Quadratmeilen ging 1801 durch die Schwäche Karls IV. von Spanien verloren, indem er es an Frankreich abtrat. Napoleon verkaufte das Land, ohne es zu besetzen, an die neugegründete Republik der Vereinigten Staaten für fünfzehn Millionen Dollars bar. Florida, sechzigtausend Quadratmeilen groß, wurde 1819 durch Ferdinand VII. an dieselben Käufer verhandelt. Guatemala, das eine Ecke im Süden einnimmt, löste sich selbst los und erklärte sich frei, als Yturbide 1821 sein kurz dauerndes Kaiserreich gründete. Dieser Verlust war von geringer Wichtigkeit im Vergleich zu der Losreißung von Texas und Neu-Mexiko. Die Erregung darüber im Lande Montezumas gehört zu den ersten Eindrücken, die der junge Porfirio Diaz beim Beginn seiner politischen Laufbahn empfing.

Die Republik hielt nicht, was sie versprochen hatte. Der erste Präsident Guadalupe Viktoria löste wohl erfolgreich die schwierige Aufgabe, die unruhigen politischen Parteien in Frieden zu halten, aber bei der Wahl seines Nachfolgers Guerrero floß viel Blut. Einige Jahre später lehnte sich dessen eigener Vizepräsident General Anastasio Bustamente gegen ihn auf; Guerrero wurde in Oaxaca erschossen und Bustamente nahm seine Stelle ein. Der gewaltsame Tod zweier Herrscher, — des Kaisers Yturbide und des Präsidenten Guerrero — und drei damit verbundene Aufstände waren wenig geeignet die sieben Jahre alte Republik dem Freiheitsideale näher zu bringen. Binnen kurzem, da General Santa Anna nach der Herrschaft strebte, wurde aus der republikanischen Staatsform eine nackte Gewalt-

herrschaft und der Zustand Mexikos war wenig — wenn überhaupt — besser, als unter der autokratischen Regierung der spanischen Vizekönige.

Antonio López de Santa Anna war einer der bemerkenswertesten Männer Mexikos. Allmächtig war er zu der Zeit, da Diaz als Rebell gegen seine Autorität zum ersten Male politisch eingriff. Je nach der herrschenden Neigung Kaiserlicher, Republikaner, Autokrat, Diktator, — war er in einem Augenblick der Abgott des Volkes, im nächsten der Gegenstand tiefsten Hasses, — ein Flüchtling, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war. Er brach jeden Eid, den er geleistet hatte und war jeder Regierung untreu, der er diente. Santa Anna gehört zu den Männern, die früh etwas erreichen. Als Mexikaner spanischer Abkunft focht er gegen die Spanier, um Yturbide auf den Thron zu bringen. Yturbide hatte sich in dieser hohen Würde erst kurze Zeit behauptet, als Santa Anna seine Taktik änderte und sich an die Spitze einer Bewegung zur Absetzung des Kaisers und zur Wiederaufrichtung der Republik stellte. Wenige Jahre darauf hatte Präsident Guadalupe gewichtige Gründe, ihn als Verräter anzuklagen. Aber der Wankelmut im Charakter des Mexikaners und die außergewöhnliche persönliche Anziehungskraft Santa Annas ermöglichten es ihm, eben die Truppen für sich zu gewinnen, die ihn verhaften sollten und auf den Präsidentenstuhl Guerrero, den Mann seiner Wahl, zu setzen.

Santa Anna war einzig und allein ein politischer Glücksspieler. Als Einsatz legte er die Interessen des Landes auf den Tisch. Zum Spiele reizten ihn die Erregung, die es mit sich brachte, und die unbeschränkte Machtstellung, die beim Gewinn sein Teil blieb. Es gefiel ihm, sich für einen glühenden Patrioten auszugeben, der für die Wohlfahrt alles opfert; was er opferte, war aber das Gut anderer. Gewandt, vollständig gewissenlos, raubgierig, grausam, auf höchste anmaßend, blendete er die Mexikaner durch seine theatralischen Prahlereien. Als Soldat bewies er Mut; er war fest davon überzeugt, daß nur der Aussicht besaß, sich in Mexiko als Herrscher zu behaupten, der das Heer in seiner Gewalt hatte, und seine Popularität bei den Truppen war zuzeiten ganz erstaunlich. Während er für sich den Weg zur Erlangung der höchsten Würde bahnte, wandte er die Taktik an, jemand anders als Gebieter einzusetzen, und er zog sich als unbelohnter Patriot vom Schauplatze zurück, — um heimlich Ränke zu schmieden. Sehr bald geriet seine Puppe auf dem Präsidentenstuhl in Schwierigkeiten, und Santa Anna trat als Retter des Vaterlandes in den Vordergrund; er klärte die Lage und erntete allgemein Lob. Als sein Einfluß gerade am

bedenklichsten im Sinken war, hatte er das Glück, in einem Gefecht gegen landende Franzosen in Vera Cruz ein Bein zu verlieren. Aus diesem Verluste im Kampfe für das Vaterland schlug der Held reiches Kapital. Er ließ das amputierte Glied einbalsamieren, und als er auf der Höhe der Macht stand, leitete er die Beisetzung in der Hauptstadt mit lächerlichem, fürstlichem Prunke. Nach seinem Sturz entriß der wütende Pöbel das Bein seiner Ruhestätte und schleifte es unter den heftigsten Beschimpfungen durch die Straßen. In den fünfziger Jahren bot er die mexikanische Krone einem europäischen Prinzen an. Auch Maximilian trug er seine Dienste an, die der österreichische Erzherzog weise genug war, abzulehnen. Bis zum letzten Augenblick ein Ränkeschmied, machte er sogar den Versuch, einen Aufstand in Vera Cruz zu seinen Gunsten anzuzetteln, als Maximilians Kaiserreich zusammenbrach, und im Lande die Flagge der Republik wieder wehte. Ein Seeoffizier aus den Vereinigten Staaten zerstörte seine Hoffnungen dadurch, daß er ihn auf dem Kanonenboote „Tacony“ gefangen hielt und das Landen verbot: ein Beispiel ganz außergewöhnlichen Taktes, das durch keine der Vorschriften für Seeoffiziere bedingt war.

Santa Anna hatte 1836 eine militärische Oligarchie im Lande eingeführt, indem er alle Gewalt der Zentralbehörde übertrug; die republikanische Konföderation wurde aufgehoben. Im ganzen Lande brach der Aufruhr aus, aber nur einem Staate gelang es, die Unabhängigkeit zu wahren, indem er sich von der Tyrannei lossagte; es war Texas. Seine ungeheure Ausdehnung, seine Lage außerhalb des Staates und das Vorleben seiner Bewohner begünstigten den Kampf um die Freiheit. Seit fünfzehn Jahren hatten sich dort amerikanische Kolonisten angesiedelt, und der beständige Wechsel in der mexikanischen Regierung war einer gedeihlichen Entwicklung hinderlich. Santa Anna war wütend und eilte nach Texas, um die Empörung zu unterdrücken. Er verübte die entsetzlichsten Grausamkeiten. Seine Behandlung erfüllte die Texaner mit dem Mute der Verzweiflung. Unter General Sam Houston machten sie einen kräftigen Vorstoß, sie schlugen Santa Anna vollständig und nahmen das ganze mexikanische Heer mit beiden Führern am Jacintoflusse gefangen. Die Unabhängigkeit von Texas wurde durch einen Vertrag anerkannt und Santa Anna, dessen kriegerischer Ruhm einen schweren Schlag erlitten hatte, wurde es nur durch Vermittlung der Vereinigten Staaten gestattet, nach Mexiko zurückzukehren. Später erklärte sich Texas zur selbständigen Republik und wurde als solche von den meisten europäischen Regierungen und von den Vereinigten Staaten anerkannt.

Als Santa Anna 1844 noch einmal für kurze Zeit zur Macht gelangte, plante er, Texas wieder zu erobern, aber da der mexikanische Kongreß ihm anstatt der verlangten zehn Millionen Dollars nur vier Millionen Dollars dazu bewilligen wollte, gab er das Unternehmen auf.

Ein Jahr später wünschte Texas in die Vereinigten Staaten aufgenommen zu werden; das rief in Mexiko höchste Aufregung hervor. Die Truppen marschierten nach dem Rio Grande, aber der nordamerikanische General Taylor erfocht glänzende Siege. General Santa Anna, der indessen wieder als Präsident abgesetzt, des Verrates angeklagt und für zehn Jahre verbannt worden war, wurde aus seinem Exil zurückberufen, um den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen. Aber er kam nur nach Texas, um wiederholt Niederlagen zu erleiden; schließlich mußte er fliehen, um sein Leben zu retten. Durch den Vertrag von Guadalupe-Hidalgo, unterzeichnet durch Herrara, der in dem kaleidoskopischen Wechsel mexikanischer Politik zum zweiten Male Präsident geworden war, wurde Texas 1848 endgültig an die Vereinigten Staaten abgetreten. Zwölf Jahre waren seit dem ersten Aufstande vergangen. So verlor Mexiko eines seiner wichtigsten Landgebiete; denn, wenn Texas vom Bahnzuge aus auch wie eine öde, sandige Graswüste aussieht, besitzt es in Wirklichkeit doch herrliche Landstriche in den Oasen, unter denen besonders San Antonio bemerkenswert ist. Diese alte Stadt, der Schauplatz der erbittertsten Gefechte, ist noch ganz spanisch; fast unversehrt stehen noch heute die alten Missionskirchen der ersten Ansiedler. Schon seiner großen Ausdehnung wegen ist Texas wichtig, und jetzt, da man mit der Bewässerung kräftig vorgeht, werden diese traurigen, staubigen, meilenweiten Ebenen bald kultivierte Ländereien sein. Der gewaltige Rio Grande bildet die natürliche Grenze zwischen Texas und Mexiko. Teilweise ist er ein schöner Strom, der durch tiefe, herrlich bewaldete Schluchten fließt. Die Hauptstellen zum Übergange sind im Westen El Paso auf texanischer, Cuidad Juarez auf mexikanischer Seite; im Osten an der texanischen Grenze der Adlerpaß, an der mexikanischen Cuidad Porfirio Diaz. So sieht man, daß zwei der Tore, die von Norden in das Land Montezumas führen, die Namen der beiden Schöpfer des neuen Mexiko tragen. Laredo, auf mexikanischer Seite Nueva Laredo ist die Grenzstation der „Mexikanischen Nationaleisenbahn", die uns jetzt auf kürzestem Wege von der Stadt Mexiko nach NewYork bringt — die Fahrzeit ist letzthin so beschleunigt, daß man die Reise in hundert Stunden zurücklegt.

Drittes Kapitel.

Diaz bietet Santa Anna Trotz.

Kehren wir nach der etwas langen Abschweifung zu Porfirio Diaz zurück. Mit vierzehn Jahren war er Schüler des römisch-katholischen Seminars in Oaxaca geworden. Etwa zwei Jahre später unternahm er mit dem Mute und der Begeisterung der Jugend eine für ihn bedeutungsvolle Reise nach der Hauptstadt Mexiko. Das Fahrgeld für zweihundertfünfzig Meilen war unerschwinglich, so legte er den größeren Teil der Reise zu Fuß zurück. Es ist ein schöner Weg, der über Berge und durch tiefe Stromschluchten des Canon de Tomellin führt, wo stellenweise die Vegetation fehlt, aber das vulkanische Gestein in warmen Farbentönen — gelb, rot, braun, grau, weiß — reiche Abwechslung bietet. Die emporgeschleuderten, kreuz und quer liegenden vulkanischen Massen sehen aus, als ob sie in einem Riesenkessel voll kochenden Wassers durcheinander gewirbelt wurden. Sie allein schaffen schon ein eigenartig schönes Landschaftsbild. Weiterhin wird das Land fruchtbarer und bietet gute Viehweiden. Längs den Abhängen bis hinauf zu den dicht bewaldeten Bergen leuchten Flecken in hellstem Grün; es ist Zuckerrohr, das in dieser feuchten Tropenluft höchst üppig gedeiht. Kokosnüsse hängen in Bündeln an den Bäumen, Bananen, Melonen wachsen in reicher Fülle; fast alle Arten tropischer Pflanzen und Sträucher scheint das wirre, dichte Gebüsch zu enthalten. In dem reichlich vorhandenen, mächtigen, oft 60 Fuß hohen Bambusrohr sieht man Antilopen, Flüge von Truthühnern, beständig schwatzende Affen. Hier fesseln unsere Blicke stachlige Mimosen, Azalien, Kassien, der rote Pfeffer, Rizinusstauden, dort Gruppen dichtesten Gebüsches; Moose und endlose Schlingpflanzen hängen von den Bäumen und umwinden die Stämme. Darunter ist eine sehr häufige, nicht hübsche Schlingpflanze, die nur aus einem etwa daumendicken, grünen Stengel besteht; schneidet man diesen aber an zwei, etwa drei Fuß voneinander entfernten Stellen mit dem „machete“ (dem

charakteristischen Dolchmesser, das fast jeder Bauer bei sich führt) ein, so rieselt sofort das reinste Wasser aus dem Stamme. In dem Lande sumpfiger Flüsse ist es als Trinkwasser und zum Kochen von Tee oder Kaffee eine wahre Wohltat, eine der segensreichsten Gaben der Natur. Aus den Felsspalten wachsen Farnkräuter, und Orchideen beleben durch ihre leuchtenden Farben das einförmige Grün und Braun. Bei jeder Wendung bieten sich dem Blicke schönere Bilder, das eine immer entzückender und lieblicher als das andere. Trotzdem muß die Fußreise für den jungen Diaz anstrengend gewesen sein, denn die heiße, feuchte, der üppigen Vegetation so förderliche Luft wirkt erschlaffend.

Der Zweck der langen Reise war nicht gerade abenteuerlich. Diaz hatte von der Losreißung von Texas gehört, wußte, daß amerikanische Truppen die Nordgrenzen überschritten, und daß es an Mannschaften fehlte, um sie zurückzutreiben. Und da er sich mit seinen siebzehn Jahren ein Mann dünkte, beschloß er, in der Hauptstadt seine Dienste der Nationalgarde anzubieten. Aber ehe er Gelegenheit hatte, seine Feuertaufe zu empfangen, wurde der kurze, ruhmlose Kampf durch den Vertrag von Guadalupe—Hidalgo beendet und die Nationalgarde aufgelöst. Vorderhand waren also seine Hoffnungen, dem Vaterlande als Soldat dienen zu können, zerstört. Er kehrte nach Oaxaca zurück mit dem Entschlusse, unwiderruflich auf den geistlichen Stand zu verzichten, und er widmete sich in den nächsten Jahren mit ernstem Eifer dem Studium der Rechte. Die Notwendigkeit, seine Mutter zu unterstützen, zwang ihn dazu, sich durch Stundengeben einen Erwerb zu verschaffen. Es waren Jahre angestrengter Arbeit, reich an Entbehrungen und Sorgen. Zu seinem Glücke wurde der Bezirksrichter und Professor der Rechte, Don Marcos Perez, auf den vielversprechenden jungen Studenten aufmerksam. Perez führte Porfirio Diaz bei Benito Juarez ein, der damals Gouverneur des Staates Oaxaca war, und durch dessen Fürsorge erhielt er die Stelle eines Bibliothekars an der Hochschule, die ihm einen kleinen, sehr willkommenen Zuschuß zu seinen Einnahmen brachte.

Hätte Juarez nicht die Macht der Kirche gebrochen, so würde es Diaz nie gelungen sein aus Mexiko zu machen, was es heute ist: das erkennt niemand williger an als der Präsident selbst. Benito Juarez war sechsundzwanzig Jahre älter als Diaz. Porfirio Diaz kämpfte für Juarez' Reformgesetze gegen die Kirche und als Hauptmann in der Armee 1856—57 unterstützte er kräftig die Wahl Juarez' zum Präsidenten der

Republik. Obgleich in späteren Jahren politische Meinungsverschiedenheiten die beiden Männer schroff voneinander schieden, waren sie für den größeren Teil ihres Lebens innige Freunde. Diesen beiden hervorragenden Persönlichkeiten verdankt Mexiko seine heutige Größe. Als barfüßiger Indianerjunge tat Juarez Dienste in einem Kloster. Da die Priester seine glänzenden Fähigkeiten erkannten, unterrichteten sie ihn, um ihn zu einer „Säule der Kirche" zu erziehen. Er lernte gern, studierte Theologie und vertiefte sich mit Eifer in die Kirchengeschichte. Aber als scharfsinniger Denker erkannte er nach ernsten Studien, daß nicht die Kirche, sondern allein eine starke Zivilmacht fähig ist, ein Land erfolgreich zu regieren.

General Diaz äußerte sich in anerkennendster Weise über Juarez; folgende Geschichte, die er mir erzählte, gebe ich so wörtlich als möglich wieder: —

„Als Juarez neun Jahre alt war, wurde er Waise, und ein Onkel, ein echter Indianer wie er, nahm ihn zu sich. Er lebte in dem armseligen Dörfchen Guelatao im Staate Oaxaca, etwa fünfundvierzig Meilen von meinem Geburtsorte entfernt, und war ein grausamer Mann, der den Knaben oft schlug und ihn zum Viehhüten verwandte. Als Juarez eines Tages mit seinen Ochsen auf dem Felde war, folgte er der Aufforderung eines andern Hütejungen, in die nahe Schlucht zu gehen und dort grüne Kornähren zu rösten. Dazu mußten sie natürlich ihre Ochsen im Stich lassen, denn das Feueranmachen erforderte Zeit, ebenso das Rösten, aber das Mahl mundete dafür auch herrlich. Sobald die Tiere sich unbewacht sahen, trabten sie in ein nahes Kornfeld und richteten großen Schaden an. Der Besitzer des Feldes bemerkte es und suchte sofort nach den Jungens; er drohte dem erschreckten Juarez, daß er ihn wegen Nachlässigkeit und Dieberei bei seinem Onkel verklagen würde. Der Knabe bat um Gnade, er wagte es aber nicht, seinem grausamen Onkel unter diesen Umständen vor Augen zu treten, seine Furcht war so groß, daß er gar nicht nach Hause ging, sondern sich, barfuß wie er war, auf den Weg nach der Stadt Oaxaca machte. Er schloß sich einigen Händlern an, die zum Markte zogen, und legte mit ihnen die Strecke von ungefähr fünfzehn Meilen in zwei Tagen zurück. Während des Markttages blieb er bei ihnen, beobachtete alles mit staunender Bewunderung und erwarb sich durch kleine Dienstleistungen einige Centavos zu seiner Nahrung. Als seine neuen Bekannten ihn mit nach Hause nehmen wollten, weigerte er sich, ihnen zu folgen und blieb allein, ohne Geld und ohne Freunde, in der fremden Stadt — nicht einmal des Spanischen kundig, da er nur einen Dialekt der Zapotecsprache verstand.

Nach Arbeit suchend wanderte er umher, aber nach der Abreise seiner Landsleute hatte das Glück ihn verlassen, niemand begehrte seine Dienste. Da fing er an zu weinen und jammerte laut in seinem Indianerdialekt. Zufällig hörte ihn ein Student, der auch den Zapotecindianern entstammte. Juarez klagte dem freundlich Zuhörenden sein Leid und bot ihm seine Dienste an, — nicht für Lohn, sondern nur gegen Kost und Unterkunft, nur damit er spanisch und den christlichen Katechismus lernen konnte, mehr, meinte er, wäre zu seiner Ausbildung nicht nötig. Der Student brachte ihn zu einem Kaufmann, der einen offenen Laden besaß; dort mußte Juarez bei der Hausarbeit helfen und den kleinen Sohn des Kaufmannes in die Schule führen. Als man Juarez' Begabung und seinen Lerneifer bemerkte, wurde ihm gestattet, mit dem Sohne des Hauses die Freischule zu besuchen. Später schickte sein Herr ihn zur Belohnung für seine gute Führung auf die höhere Schule, da er wünschte, er sollte Priester werden. Juarez hatte andere Neigungen. Keine Macht konnte ihn dazu bewegen, die priesterlichen Weihen zu nehmen, und als sein Wohltäter starb, entschloß er sich für die juristische Laufbahn."

Er wurde Richter, dann mehrmals Gouverneur von Oaxaca, später Justizminister, Präsident von Mexiko. Ganz besonders auf seine Veranlassung kamen die sogenannten „Reformgesetze" zustande. Diese Reformgesetze lauten kurzgefaßt: 1. Gleichheit aller vor dem Gesetze und Abschaffung der privilegierten Gerichte für Geistlichkeit und Militär. 2. Sequestration der Kirchengüter, Auflösung der religiösen Orden und Zivilehe, Zivileintragung von Geburten, Sterbefällen usw. 3. Religiöse Duldsamkeit; gewisse Vorrechte für die katholische Religion; vollständige Trennung von Kirche und Staat.

Den letzten Punkt nahm Präsident Diaz so streng, daß er noch heute nur eine Kirche betritt, wenn für einen Freund ein Trauergottesdienst gehalten wird.

Diese Gesetze sind als das Ergebnis eines dreijährigen blutigen Krieges anzusehen. Der Kampf begann mit dem Versuche einer teilweisen Reform, der sich die Geistlichkeit im Verein mit den konservativen Elementen im Heere widersetzte. — Der Sieg krönte das bedeutendste Lebenswerk von Juarez. Bei späteren Ereignissen kommen wir auf die wichtigen Gesetze zurück.

Sowie über Juarez hat General Diaz auch über seine Professoren und Studiengenossen manches in dem Tagebuche niedergeschrieben, in dem er die Hauptereignisse seines so überaus wunderbaren Lebens aufzeichnete. Aus diesem Tagebuche ist bisher nichts veröffentlicht worden, aber durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen bin ich imstande, in den folgenden Seiten

seine eigenen Worte anzuführen. — Über einen von ihm besonders geliebten Lehrer, der ihn stark beeinflußte und für den er einst sein Leben wagte, schreibt er: —

„Don Marcos Perez war, wie Juarez, ein Indianer reinster Rasse; beide hätten sich vorteilhaft unter Plutarchs Charakterköpfen ausgenommen. Er genoß seine Erziehung auf Wunsch seines Vaters in der Stadt Oaxaca. Außerordentlich begabt, selten kenntnisreich, von festem, unantastbar ehrenhaftem Charakter, erlangte er den Ruf des besten Advokaten in Oaxaca, und er erwies sich als hochbedeutender Staatsmann, als er später die Stellung eines Präsidenten des Gerichtshofes einnahm. Perez war vielleicht strenger als sein Blutsverwandter Juarez, aber eine aufrichtige und dauernde Freundschaft verband die beiden großen Staatsmänner. In ihrem Denken und Streben waren sie oft eins; beide gehörten zu den tüchtigsten und aufgeklärtesten Mitgliedern der liberalen Partei.

Ich hatte das große Glück Perez sehr nahe zu stehen; ich verstand ihn vollkommen, lernte viel von ihm und bewunderte meinen Lehrer als ein der Nacheiferung würdiges Vorbild. Er behandelte mich wie ein Kind, aber seine Freundschaft war für mich von dem größten Nutzen, da er viel für meine Ausbildung und äußere Lage tat, als ich noch ein armer, unbekannter Student war."

Bei Gelegenheit einer Preisverteilung in der Schule wurde Diaz zum ersten Male dem damaligen Gouverneur von Oaxaca, Benito Juarez, vorgestellt. Die Art und Weise, wie der berühmte Patriot und andere liberale Politiker, mit denen er in Berührung kam, auftraten und sprachen, machte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn: „Im Gegensatz zu dem zurückhaltenden steifen Wesen meiner ersten Lehrer, der Geistlichen im Seminar, entzückte mich der offene, zutrauenerweckende Ausdruck in den Gesichtern dieser beiden Männer. Ich hörte bei der Preisverteilung sehr liberale Reden von den Professoren Lizentiat Don Manuel Iturribarria und Lizentiat Don Barnadino Carvajal, — Reden, in denen wir jungen Leute wie Freunde behandelt wurden und wie Männer, die Rechte besaßen."

Man kann wohl begreifen, daß diese neue Erfahrung auf den ernsten jungen Mann einen tiefen Eindruck machte.

In dieser wichtigen Lebensperiode bereitete Diaz sich körperlich und geistig für die harten Kämpfe späterer Jahre vor. In seinem Tagebuche erwähnt er häufig seine Vorliebe für körperliche Kraftübungen. Obgleich er sich in das Rechtsstudium vertiefte, blieb die Neigung für das Soldaten-

leben bei ihm vorherrschend und er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, militärische Kenntnisse zu erwerben. So lange Juarez Gouverneur von Oaxaca war, gewährte man Diaz und seinen Studiengenossen das Vorrecht, dem Unterrichte in den Militärinstituten beiwohnen zu dürfen; dort empfing er die ersten Unterweisungen im Waffendienste.

Auch die Politik begann Macht auf ihn auszuüben. „Mein geistiger Horizont," schreibt er, „dehnte sich in dem Feuer der liberalen Grundlehren, und ich entwickelte und schärfte meinen Verstand durch philosophische Studien." Juarez sah er damals oft. „In dem Hause meines Lehrers und Gönners Don Marcos Perez traf ich oft Señor Don Benito Juarez, der immer sehr liebenswürdig zu mir war."

Diaz hatte 1854 Gelegenheit, die ihm von seinem ehemaligen Lehrer erwiesenen Wohltaten mit Zinsen wiedergeben zu können. Durch Anhänger des Generals Santa Anna wurde Perez unter der Anklage festgenommen, als Liberaler aufreizend gegen die Regierung gewirkt zu haben. Zu größerer Sicherheit wurde er in einem Turme des Klosters St. Domingo in Oaxaca gefangen gehalten und scharf bewacht. Trotz der hohen Mauern und der starken Wache gelang es Porfirio Diaz, mit Hilfe seines Bruders Felix, im Dunkel der Nacht in das Kloster einzudringen, mit dem Gefangenen zu sprechen und seine Befreiung zu vermitteln. Das gefährliche Abenteuer schildert Diaz in schlichten Worten:

„Das Fenster war verschlossen, aber im oberen Teil der festen Läden waren zwei kleine, mit eisernen Kreuzen versehene Öffnungen. Durch eine niedrige Pforte — unter Manneshöhe — im Turmtore beobachtete die Schildwache in gebückter Stellung von Zeit zu Zeit den Gefangenen. Es gab noch eine zweite Außentüre, und in dem Raum zwischen diesen beiden fest verschlossenen Türen befanden sich die Schildwache und ein Korporal. Die Wache bestand aus einem höheren Offizier, einem Hauptmanne und fünfzig Mann; alle waren vollkommen sicher, daß der Gefangene nicht entweichen konnte, da seine Zelle nur eine Tür und die Fenster hatte. Als ich an einem Seile bis zum Fenster hinabgelassen worden war, zeigte sich der Posten an der kleinen Pforte, und ich mußte mich so viel als möglich unter das Fensterbrett ducken, um nicht bemerkt zu werden. So hing ich an dem Seile, das mein Bruder Felix oben auf dem Dache festhielt. Trotz vieler Schwierigkeiten und mancher Gefahr gelang es uns in drei Nächten mit Don Marcos Perez zu sprechen." Man kann sich den Schauplatz leicht vergegenwärtigen. Die Klosterhofmauern waren fest und hoch, Fenster

hatte der Turm erst im dritten Stock, so war es unmöglich, von unten zu dem Gefangenen zu gelangen. Um jeden Preis wollten Porfirio und Felix Diaz mit Perez unterhandeln, und mit einem Seile versehen schlichen die furchtlosen jungen Leute auf das Dach eines Nachbarhauses und suchten im Schutze der Nacht den Raum, in dem Perez eingekerkert war, zu erspähen. Dieses war die gefährlichste und schwierigste Aufgabe, da man möglicherweise an ein unrichtiges Fenster gelangen konnte und einen Anruf durften sie nicht wagen. Porfirio ließ sich anseilen und glitt vorsichtig, indem er sich an den großen Mauersteinen hielt, etwa fünfzehn Fuß hinab, bis er in gleicher Höhe mit dem Fenstergitter war. Zu seiner freudigen Überraschung hatte er das richtige Fenster getroffen; bei dem Scheine einer kleinen Öllampe erkannte er Perez. In jedem Augenblicke konnte die Schildwache an der, von dem schwebenden jungen Manne kaum zwanzig Fuß entfernten Pforte erscheinen, aber zum Segen für Mexikos spätere Größe unterließ sie es, und keine Kugel traf den künftigen Herrscher. Als die Unterredung zwischen Lehrer und Schüler beendet war, forderte ein Pfiff Felix auf, den Bruder hinaufzuziehen. Nun folgte ein verhängnisvoller Augenblick, die Last erwies sich als zu schwer; aber endlich gelang der Aufzug doch, und der gefahrvolle Besuch wurde noch dreimal wiederholt.

Dieser Aufstand gegen den General Santa Anna, der Perez' Gefangennahme herbeiführte, griff auch entscheidend in das spätere Leben von Porfirio Diaz ein. Bis dahin hatte er die juristische Laufbahn verfolgt. Obgleich er seine liberalen Sympathien offen kund gab, war er niemals politisch eingreifend hervorgetreten — entweder seiner Jugend wegen, oder weil ihm die rechte Gelegenheit gefehlt hatte. Diese fand sich bei der nationalen Erhebung. Sein Eingreifen in den Kampf gestaltete sich zu einer dramatischen Szene, die ich mit seinen eigenen Worten wiedergeben darf:

„Die gewaltherrliche Rückschrittspolitik des Generals Santa Anna und sein scharfes Vorgehen gegen die Liberalen veranlaßte im Lande eine Gegenbewegung, die im Januar 1854 durch die Proklamation des „Planes von Ayutla" ihrer Empörung Ausdruck gab. An der Spitze der Revolution stand der Vollblutindianer General Don Juan Alvarez, einer der wenigen noch lebenden Anführer aus dem Independentenkriege. Bald nach dem Beginn suchte Santa Anna, dem Beispiele Louis Napoleons folgend — dem zu ähneln er sich schmeichelte — eine Demonstration zu seinen Gunsten hervorzurufen, indem er durch Volksabstimmung entscheiden lassen wollte, wem die oberste Gewalt zukomme. Ich war Professor der Rechte an dem

Institute, dessen Direktor Dr. Don Juan Bolaños am 1. Dezember 1854 alle Professoren aufforderte, gemeinsam für Santa Anna zu stimmen. Ich weigerte mich und hoffte, daß während der Abstimmung irgend ein störender Vorfall das Ergreifen der Waffen rechtfertigen und mir vielleicht Gelegenheit bieten würde, mich nützlich zu erweisen. Allein dagegen hatte die Regierung Maßnahmen getroffen; auf der „Plaza" war eine starke Truppenmacht und sogar Geschütz aufgestellt. Ich ging an das Tor des Palastes, wo die Stimmen abgegeben wurden. General Don Ignacio Martinez Pinillos, Gouverneur und Kommandant des Departements Oaxaca — wie man es damals nannte — war im Palaste Vorsitzender bei der Abstimmung. Don Serapio Maldonado, der Vorsteher der Abteilung, zu der ich gehörte, erklärte, daß er zugleich im Namen mehrerer Anwohner seines Bezirks dafür stimmte, daß General Santa Anna auch fernerhin als Diktator die höchste Gewalt in Händen behielte. Dagegen legte ich bei dem Präsidenten Berufung ein, mit der Begründung, daß ich das Stimmrecht nicht auszuüben wünschte. In diesem Augenblicke trat die akademische Körperschaft des Institutes vor, alle stimmten für Santa Anna und unterzeichneten die Liste. Darauf fragte mich der Professor des Zivilrechtes, Lizentiat Don Francisco S. de Enciso, ob ich fest entschlossen wäre, nicht zu stimmen. Ich antwortete mit denselben Worten, die ich gebraucht hatte, um mich bei General Martinez Pinillos zu entschuldigen: es stände mir frei, das Stimmrecht auszuüben oder es nicht zu tun. „Ja," erwiderte Enciso, „man stimmt nicht, wenn man Angst hat." Dieser Vorwurf brannte mir wie Feuer auf der Seele, ich ergriff die Feder, die mir gereicht wurde, bahnte mir einen Weg durch die Wähler und gab meine Stimme ab, aber nicht für Santa Anna, sondern für General Don Juan Alvarez, das Haupt der Revolutionspartei in Ayutla."

Der unerwartete Vorfall erregte allgemeine Bestürzung und Verwirrung. In der augenblicklichen Erregung gelang es dem jungen Diaz, unbemerkt den Saal zu verlassen und auf der „Plaza" in der Menge zu verschwinden. Sofort wurde der Befehl erteilt, ihn zu verhaften. Er aber ergriff ein Gewehr, schwang sich auf sein Pferd und stürmte, von einem mutigen Gefährten begleitet, davon; sie entkamen in dem verhüllenden Schatten des Dickichts nahe der Ejutlastraße, nach Mixteca, wo die Bauern sich schon gegen die Diktatur von Santa Anna aufgelehnt hatten. Diaz stellte sich an ihre Spitze. Selten hat ein Führer mit ungenügenderem Material sein erstes Unternehmen geleitet. Seine Mannschaft bestand aus wenigen, gänzlich ungeübten, schlecht bewaffneten, armen Landleuten. General Diaz sagt:

„Ich befahl meinen Leuten, sich in der Pflanzung Teotongo verborgen zu halten, da ich wußte, daß Oberstleutnant Canalizo vom vierten Kavallerieregiment uns mit einer Kolonne von achtzig bis hundert Mann Kavallerie und etwa fünfzig Mann Infanterie angreifen sollte. Obgleich die Truppe nur klein an Zahl war, würde die Hälfte genügt haben, um uns zu zermalmen, wenn die genaue Kenntnis der Gegend uns nicht günstig gewesen wäre. Nur zwanzig bis dreißig meiner Leute trugen Musketen, die übrigen waren mit Beilen und Ackergeräten bewaffnet. Die Voraussetzung erschien gerechtfertigt, daß die Soldaten an dem von dichtem Gebüsch umgebenen Einschnitt in der Pflanzung Halt machen würden, um aus dem Strome zu trinken und die Pferde verschnaufen zu lassen. Es war eine wilde Schlucht, durch die zwischen üppigem Grün ein rauschender Strom floß. Auf einer Seite erhoben sich senkrecht steile Felsen, so daß von oben Diaz und seine Leute im Grunde den Strom sehen konnten, an dessen Ufer entlang nach ihrer Berechnung der Feind sich fortbewegen würde. Viele der Infanteristen machten Halt, aber die Kavallerie setzte den Weg fort. Wir hatten eine Anzahl Felsstücke gelöst und durch Hebel gestützt, um sie im geeigneten Augenblick auf Kommando herunterzuschleudern. Als die Leute ihren Durst im Strome löschten, rollte plötzlich eine Steinlawine hinab und brachte ihnen viele Verluste bei.

Man kann sich denken, wie der Jüngling voll Empörung gegen Santa Annas Gewalttaten, durch die ihm selbst widerfahrene Beleidigung gereizt, mit dem ganzen Feuer und der Begeisterung der Jugend den Angriff leitete. Diese erste Waffenprobe, so unbedeutend sie an sich war, bildete den Wendepunkt in seinem Leben. Die Veranlassung dazu war ein Auflehnen gegen die Staatsgewalt, und seiner Überzeugung nach fühlte er sich auch von der Kirche gelöst. Wer Großes erreichen will, muß die günstige Gelegenheit wahrzunehmen und mit Geschick und Talent auszunutzen verstehen. Diaz war erst vierundzwanzig Jahre, in dem eindrucksfähigsten Alter. Sein Vaterland befand sich in der Macht eines gewissenlosen Mannes, und der Augenblick zum Handeln war gekommen. Die erste Frucht der Unabhängigkeit hatte er gekostet. Von jetzt ab fühlte er in sich den mächtigen Trieb, Großes für sein Vaterland zu erreichen und wenn es sein mußte, dem hohen Ziele sein Leben zu opfern. Er selbst verzeichnet die Tat in fünf kurzen Worten: „Das war mein erstes Gefecht.“

Viertes Kapitel.

Er kämpft für die Juaristen.

Das erste Gefecht ist für jeden jungen Soldaten aufregend, wieviel mehr für Diaz, der mit so großer Begeisterung an seinem Berufe und an der Sache hing, für die er kämpfte. Er war von ganzem Herzen Soldat und Republikaner, und ein Sieg — mochte er noch so klein sein — versetzte ihn in einen Freudenrausch. In den im letzten Kapitel angeführten Stellen aus seinem Tagebuche spricht General Diaz von der reaktionären Politik Santa Annas; er deutet aber nur leicht eine Gegenbewegung an, die damals von der größten Bedeutung für Mexiko war. Der „Plan von Ayutla" gehörte zu den zahlreichen Volkserhebungen, die schließlich zu dem Reformkriege führten, — jenem langwierigen Bürgerkriege Mexikos, der die mächtige Kirchenpartei stürzte. Der Krieg brach erst 1857 aus, aber schon zehn Jahre vorher merkte man seine Notwendigkeit an dem Verhalten der sich immer schroffer gegenüberstehenden politischen Parteien. Mexiko war durch die Kämpfe gegen die Vereinigten Staaten verarmt, durch innere Unruhen, unaufhörliche Reibungen zwischen den Parteien verheert, ohne jeden Kredit im Auslande. Banditen gab es im Überflusse, Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung, keiner war seines Eigentums sicher, und sehr häufig entgingen die Übeltäter der Strafe, wenn sie irgendeine Beziehung zur Kirchenpartei hatten, denn der unter dem Schutze der Kirche stehende Verbrecher war dem Urteilsspruche der Zivilgerichte entrückt.

Unter den leitenden Staatsmännern gab es damals keinen, der stark genug war, dieser beklagenswerten Zustände Herr zu werden, der Demoralisation des Volkes Einhalt zu tun und den schmachvollen Widerstand der Klerikalen gegen jeden nationalen Fortschritt zu brechen. Von 1848 bis 1853 standen die Präsidenten Herrera, Arista, Ceballos und Lombardini an der Spitze des Landes und daß letzterer — als Herrscher des Landes — General Santa Anna aufforderte, aus der Verbannung nach Mexiko zurück-

zukehren, reizte die Liberalen zu strengeren Maßnahmen und kühneren Taten auf. Santa Anna landete im April 1853 in Mexiko. Er hatte sich nie von den während seiner Präsidentschaft gegen ihn erhobenen Beschuldigungen gereinigt, die Mexikaner hatten ihn wegen seiner Treulosigkeit, seiner Unredlichkeit, seiner Willkür und Gewaltherrschaft mit dem Tode bedroht, — trotz alledem kehrte er jetzt im Triumph zurück, und vierzehn Tage später wurde er zum Präsidenten ernannt. Die Gesinnungen des Volkes hatten sich geändert, Santa Annas Charakter war derselbe geblieben: er trat wieder als Despot auf. Die konstitutionelle Regierung wurde durch eine Willkürherrschaft beseitigt, die das Volk aller Rechte beraubte. Liberale wurden verhaftet, alle Freiheitsbestrebungen gewalttätig unterdrückt, jede Maßnahme Santa Annas hatte nur ein Ziel — seine Selbstverherrlichung. Schließlich verleitete ihn seine maßlose Eitelkeit dazu, nach der Krone Mexikos zu streben, und der erste Schritt zur Erreichung dieses Zieles war, daß er sich zum Diktator auf Lebenszeit erklärte. Aber diese auf grobe Verstöße gegen Recht und Gerechtigkeit gestützte Tat erweckte einen Aufstand in Acapulco, der den Zweck hatte, die Diktatur abzuschaffen und eine konstitutionelle Regierung einzusetzen, die die Rechte des Volkes wahrnahm. Der „Plan“ gegen Santa Anna gewann Boden; wie wir gesehen haben, war Diaz einer der ersten, der gegen Santa Anna stimmte und für die Revolution die Waffen erhob. Santa Anna wurde in offenem Kampfe besiegt, von seinen Anhängern verlassen, und als er die Hoffnungslosigkeit seiner Lage einsah, entfloh er im August 1855, um im Auslande, vor Verfolgung sicher, neue Ränke gegen sein Vaterland zu schmieden.

Drei Monate herrschten nun Parteikämpfe und vollständige Anarchie, bis im November das Haupt der Revolutionspartei, General Alvarez, zum Präsidenten gewählt wurde. Er ernannte Benito Juarez zum Justizminister und Minister für Kirchenangelegenheiten. Das war ein Schlag für die Zentralisten, Konservativen und Klerikalen; sie wußten jetzt, daß eine durchgreifende Reform sein Hauptziel war. Sofort nach Juarez' Ernennung erschien das „Gesetz Juarez“, das Militär und Geistlichkeit dem Urteilsspruche der Zivilgerichte unterstellte. Das erregte einen Sturm bei den Klerikalen und ihrem Anhange, ein erbitterter Kampf begann, aus dem die Republik schließlich als Siegerin hervorging, — aber erst, nachdem der längste und blutigste Bürgerkrieg in der mexikanischen Geschichte das Land verheert hatte. Alvarez, der mehr Soldat als Politiker war, verzichtete auf die Präsidentschaft. Ignacio Comonfort bildete eine provisorische

Regierung und nahm den Kampf mit der Kirche auf. Eine durch Kirchengelder unterstützte Revolte in Puebla wurde unterdrückt, die Kosten des Unternehmens bestritt man durch Beschlagnahme und Verkauf von Kirchengütern. Dem „Gesetze Juarez“ folgte bald das „Gesetz Lerdo“, das den Klerikalen nur so viel Landbesitz zugestand, als „tatsächlich zur Führung ihrer Amtsgeschäfte nötig war“, und das den Zwangsverkauf alles Überflüssigen gebot.

Sie blieben bei diesen Reformen nicht stehen. Die Hauptbestrebungen der Liberalen, die „der Plan von Ayutla“ verkörperte, wurden dem jetzt einberufenen „Konstitutionellen Kongresse“ unterbreitet. Einer der Sekretäre war Juarez. Mangel an Gründlichkeit in allen Reformbestrebungen konnte man der neuen Verfassung wahrlich nicht vorwerfen. Sie war der direkte Anlaß zum Reformkriege, — sie ist die Grundlage der heutigen Verfassung in Mexiko.

Die Hauptpunkte der neuen Verfassung waren: Alle Vorrechte der Klerikalen und des Militärs wurden abgeschafft, allgemeine Volksbildung erstrebt, Rede- und Preßfreiheit eingeführt, das Versammlungs- und Bittrecht, das Recht Waffen zu tragen wurden zugesichert. Die Verfassung wurde von der Volksvertretung angenommen, am 5. Februar 1857 von Comonfort genehmigt, aber die öffentliche Bekanntmachung erfolgte erst am 16. September, dem Jahrestage der mexikanischen Unabhängigkeitserklärung. Während der letzten Stadien dieser Unruhen bekleidete Diaz das Amt eines Bürgermeisters in Ixtlan. Juarez hatte ihn mit der neuen Organisation der Nationalgarde betraut, in die er vor ihrer Auflösung als Jüngling einst so gern eingetreten wäre. Diese Truppe wurde die hauptsächlichste, fast die einzige bewaffnete Macht, auf die die liberale Partei in der Republik Mexiko sich stützen konnte. Als scharfer Beobachter gab Diaz sich nicht dem Wahne hin, daß die neue Verfassung, die so viel Gutes verhieß, Frieden und Ruhe würde herstellen können, — sie war eine unmittelbare Herausforderung der bisher allmächtigen Kirche.

Aus seiner Geburtsstadt Oaxaca, der Stätte seiner Jugendjahre, liefen Nachrichten ein, die ihn dazu bestimmten, für immer seine Tätigkeit als Advokat aufzugeben und sich ganz der militärischen Laufbahn zu weihen, die in Jahren voll schwerer Arbeit und häuslicher Sorgen ihm stets als höchstes Ziel aller Wünsche vorgeschwebt hatte. Auf seine Bitte brachte ihn Juarez bei dem zweiten Grenadierbataillon an, das damals unter dem Befehl des Oberstleutnants Don Manuel Velasco stand. Mit dem Range eines Hauptmanns übernahm Diaz in Oaxaca seine militärischen Pflichten.

Was er über die Wirkung der neuen Verfassung vorausgesehen, traf ein. Die von den Konservativen unterstützte Kirchenpartei lehnte sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, — durch Einspruch, durch Drohungen und schließlich durch Verhängung des Kirchenbannes, — gegen die Verfassung auf, und von neuem entbrannte der Bürgerkrieg. Diaz sagt:

„Die Konservativen erregten auf Anstiften der Kirchenpartei den Bürgerkrieg, durch ihren Widerstand gegen das ‚Nationalisierungsgesetz' vom 25. Juni 1856 und besonders gegen die Verfassung vom 5. Februar 1857. Die Unruhen machten sich bald im Staate Oaxaca fühlbar, und im Juli desselben Jahres brach der Aufstand in dem Distrikte Jamiltepec aus; ihn leitete Oberst Don José Maria Salado. Die Staatsregierung ordnete an, daß eine Kolonne der Nationalgarde gegen die Aufständischen vorgehen sollte. Das zweite Grenadierbataillon, dem ich als Hauptmann angehörte, wurde auch zu dieser Dienstleistung befohlen."

Nun folgt eine lebhafte Schilderung des Treffens von Ixcapa, das etwa vierzehn Tage später stattfand. Bei diesem ersten ernsten Gefecht zeigt Diaz wieder den Wagemut des jungen, erst siebenundzwanzig Jahre alten Soldaten, der unter den schwierigsten Verhältnissen, angesichts einer fast sicheren Niederlage, seine kleine Truppenmacht zum Siege führt.

„Die entsandte Truppenmacht bestand aus meiner Kompagnie Grenadiere, aus der zweiten Kompagnie desselben Bataillons, die Hauptmann Pedro Vera führte und aus einer Kompagnie der Nationalgarde von Ejutla unter dem Befehle des Leutnants Don José Maria Ramirez. Dieser Offizier stieg bis zum Brigadegeneral und wurde später Gouverneur des Staates Chiapas, dem das zweite Bataillon angehörte. Meine Kompagnie, die vollständig und kriegsbereit war, zählte einhundert Mann, die zweite Kompagnie siebzig Mann; am schwächsten war die Kompagnie der Nationalgarde, sie enthielt nur vierzig Mann. Den Oberbefehl hatte Oberst Velasco. Als uns neue Nachrichten über den Aufstand erreichten, erschien uns die Sache ernster. Aus diesem Grunde beschloß der Gouverneur, unsere Truppen durch eine Kompagnie des zweiten Grenadierbataillons unter Major Montiel zu verstärken, sie brachten uns hundert Mann zu. Wenn wir uns mit Oberst Nicolas Bustos vereinten, konnten wir noch auf einige hundert Mann Nationalgardisten aus dem Staate Guerrero rechnen. Auf unserem Marsche zu dem Standorte des Oberst Bustos stellte sich uns am 13. August zwischen Santa Maria Ixcapa und Cuajinicuilapan in dem Ometepecdistrikte Oberst José Maria Salado entgegen, und wir waren gezwungen, den Kampf

anzunehmen. Bustos war noch zehn bis fünfzehn Meilen entfernt. Unsere Streifwachen berichteten, daß der Feind kaum eine Meile weiter im Hinterhalt an dem Wege lag, den wir passieren mußten. Nach kurzer Rast unserer dreihundertunddreißig Mann starken Kolonne in der Stadt Ixcapa stieg Oberst Velasco mit einigen Unteroffizieren und Sergeanten auf einen ihm von dem Bürgermeister der Stadt angegebenen Hügel, um die Gegend zu rekognoszieren. Währenddessen ließ Major Montiel unsere Leute Gefechtsstellung einnehmen. Velasco kehrte zurück und berichtete in Hörweite der Truppen — was ich für etwas unvorsichtig hielt —, daß der Feind uns weit überlegen wäre, und daß wir uns ohne Gefecht zurückziehen müßten, da uns andernfalls eine Niederlage zweifellos bevorstände. Einige auf unsere Streifwachen abgegebene Schüsse bewiesen, daß man sie gesehen hatte, und bald rückten die Aufständischen in ganzer Stärke gegen uns vor. Oberst Velasco kommandierte zum Rückzug. Ich machte ihn auf das Nutzlose dieses Befehls aufmerksam, da ein Rückzug zweifellos mit dem Aufreiben unserer kleinen Truppenmacht enden mußte. Unsere Diskussion schnitt der Feind durch den Vormarsch seiner Hauptmacht gegen uns kurz ab; ein Detachement ließ er auf einem unseren Blicken entzogenen Pfade nach der Stadt marschieren. In diesem unerwarteten kritischen Augenblicke richtete ich einige anfeuernde Worte an meine Kompagnie, ich hoffte ihren kriegerischen Mut zu beleben, den die unvorsichtigen Worte des Oberst Velasco etwas niedergedrückt hatte. Ohne ein Kommando abzuwarten, gab ich den Befehl, die Bajonette aufzupflanzen und gegen den Feind vorzurücken; Leutnant Ramirez tat dasselbe. Die beiden Führer der Nationalgardisten blieben mit dem Kern der Truppen zurück und beobachteten, was mit uns geschah. Wir waren noch nicht weit vorgedrungen, als eine Kolonne, die von einem Hügel herab, sich uns durch eine Seitenstraße der Stadt genähert hatte, von rechts auf uns zukam; die andere vorher erwähnte Kolonne, die Oberst Don Pedro Gaza leitete, war geradeswegs durch die Stadt marschiert. Ihr hatte unser Vormarsch gegolten; aber ich sah sofort, daß es unsere nächste Aufgabe war, uns gegen die Kolonne zu wenden, die uns in der rechten Flanke bedrohte. Wir mußten sie angreifen und — wenn möglich — auseinandersprengen.

Der junge Diaz führte seine Kompagnie zu Fuß, mit gezogenem Degen, die Leute folgten ihm mit aufgepflanzten Bajonetten, aber viele von ihnen fielen, ehe es zum Handgemenge kam. Es waren für den tatendurstigen jungen Hauptmann aufregende Minuten, als er sah, daß seine kleine Truppen-

macht sich zusehends verringerte; er selbst bot an ihrer Spitze dem Feinde ein vortreffliches Ziel. Und dieser benutzte es — Diaz wurde schwer verwundet. Mit Aufbietung aller Kräfte richtete er sich wieder auf, drückte seine Mütze fest auf die Wunde, um den Blutstrom aufzuhalten und stürzte sich mit neuem Mute in das Gefecht.

„Bei den ersten Schüssen, die gewechselt wurden, traf mich leider eine Kugel in die Seite; ich fiel zu Boden, aber ich richtete mich mit aller Kraft auf und feuerte meine Leute von neuem an; wir drangen auf den Feind ein und schlugen ihn in die Flucht. Es gelang ihm, die Hauptkolonne unter Oberst Salado selbst zu erreichen, gegen die wir uns nun zu wenden hatten. Über den Erfolg unseres Angriffs erfreut, brachte ich schnell den Rest unserer Truppen in Gefechtsordnung und stürmte mit den durch den kleinen Sieg mit feurigem Mute beseelten Mannschaften auf den Feind zu. Unser heftiger Anprall bewog unsere Gegner zum Rückzuge. Wir folgten noch etwa 700 Meter, bis wir die Anhöhe erreicht hatten; dort ließ ich Halt machen und befahl, die Gewehre zu laden für den Fall eines neuen Angriffs. Salados Truppen mußten bei der eiligen Flucht einen reißenden Strom, den Rio Verde überschreiten; dabei erlitten sie große Verluste. Sie hatten zwar Boote, die bei einem geordneten Rückzuge alle hätten hinüberschaffen können. Aber in der Panik ruderten die ersten Leute fort, ehe das Boot gefüllt war, und die später ankommenden waren aller Mittel beraubt, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Viele ertranken bei dem Versuche hinüberzuschwimmen, viele fanden den Tod durch unsere Kugeln oder durch gefräßige Alligators, an denen diese Gewässer reich sind. Gleich bei Beginn des Zusammenstoßes war Oberst Don Pedro Gaza gefallen, bald darauf fand auch Oberst Salado den Tod. Salado, als Soldat viel bedeutender als Gaza, war an der Spitze seiner Truppen mit gezogenem Degen auf uns eingedrungen. Er versetzte Urrutia, dem Sergeanten meiner Kompagnie, einen so starken Hieb auf den Kopf, daß die Hirnschale sich öffnete; allein Urrutia wurde nicht dadurch getötet; er hatte sein Gewehr soeben frisch geladen, aber da ihm nicht einmal Zeit blieb, den Ladestock herauszuziehen, stieß er mit dem Bajonett zu und Salado fiel tot zu Boden. So waren unsere Gegner ihrer Führer beraubt und in vollständiger Verwirrung. Bei dem Versuche über den Strom zu gelangen, warfen viele ihre Waffen fort, die in unsere Hände fielen. Das Gefecht von Ixcapa war für den Feind unheilvoll, für uns war es umsomehr ein Triumph, als wir den Sieg über einen uns an Zahl doppelt überlegenen Gegner er-



Benito Juarez

rungen hatten. Am nächsten Tage vereinten wir uns mit Oberst Bustos. Oberst Velasco marschierte weiter nach Jamiltepec und ließ die Verwundeten in Cacahuatepec, zwei Meilen vom Kampfplatze."

So war Salados Aufstand mit einem Schlage beendet. Es ist ein Genuß zu hören, wie Porfirio Diaz' Kameraden über ihn urteilen. Seine bescheidenen, eben angeführten Worte berichten nur schlicht die Tatsachen, aber seine Kameraden bekennen bewundernd, daß der Erfolg des Tages hauptsächlich seiner Initiative, seinem klaren Urteile, seinem wagehalsigen Angriffe und seiner erstaunlichen Selbstbeherrschung zu danken war, mit der er trotz seiner schweren Verwundung die Truppen gegen den Feind führte. Die Kugel hatte ihn in die Seite getroffen, eine Rippe gebrochen und war weiter vorgedrungen, aber im Körper sitzen geblieben. Kein Wundarzt zu genauer Untersuchung war zur Stelle und der Blutverlust so stark, daß Diaz, so jung und kräftig er auch war, vor Ermattung fast in Ohnmacht fiel. Trotzdem entwarf er den ganzen Tag neue Pläne, traf Anordnungen, erteilte Befehle, und sogar in der Nacht war er noch auf dem Posten, — matt und blaß —, und nur mit Mühe konnte er dazu überredet werden, zur Ruhe zu gehen.

Die Kugel, die Diaz beinahe das Leben und Mexiko seinen Erretter geraubt hätte, sah ich fünfzig Jahre später, als Präsident Diaz, seine Gemahlin und ich eines Tages nach dem Frühstücke bei unserer Unterhaltung auf diese Verwundung zu sprechen kamen. „Wollen Sie die Kugel sehen?" fragte Frau Diaz. „Gewiß — gern!" erwiderte ich. „Wozu denn?" warf er bescheiden ein, „es ist eine ganz gewöhnliche Kugel, an der wirklich nichts zu sehen ist." Aber sie holte sie doch; — die Kugel lag in einem alten Schmuckkästchen von Pappe und hatte die Form einer großen Kirsche oder kleinen Pflaume. Ein Jahr und acht Monate hatte der junge Hauptmann die Kugel im Körper gehabt. Sie hatte ihm dauernd Beschwerden, oft großen Schmerz verursacht, aber ihn nicht gehindert, an sechs oder sieben Gefechten teilzunehmen und gerade nach solchen Anstrengungen, wenn er sich schnell bewegen, Strapazen verschiedenster Art ertragen mußte, machte die Kugel sich besonders schmerzhaft fühlbar. Schließlich entfernte sie ein amerikanischer Schiffsarzt aus dem Körper. Hilfreiche Röntgenstrahlen gab es damals noch nicht. Eine zweite wohl ebenso große Kugel in dem Kästchen war nur noch eine formlose Bleimasse. Sie war ihm bei einem Gefechte in seiner Vaterstadt Oaxaca am 5. August 1860 in den Unterschenkel gedrungen, bald nach der Entfernung der ersten Kugel. Er war damals

Oberst. Wie unscheinbar sehen die beiden kleinen Kugeln aus und wie beschwerlich waren sie doch für den nie rastenden Offizier! Seiner zahlreichen leichteren Verwundungen gedachte er nie. Und über diese beiden Kugeln äußerte er selbst nur bescheiden: „Sie kamen mir damals recht ungelegen!“ Erst nach einer Reihe von Jahren zeigte es sich, wie wichtig dieser Tag für das Geschick Mexikos gewesen. Wäre General Diaz damals gefallen, so hätte er nicht das Land aus Erniedrigung, Armut und Elend erretten können. Jahre des Aufruhrs und des Kampfes hätten die vollständige Vernichtung Mexikos als unabhängigen Staates zur Folge gehabt, und Land und Leute wären eine Beute der raublustigen Nachbarn im Norden geworden; denn die Besitznahme von Texas machte sie begehrlich auf das ganze Mexiko. Allein das Schicksal fügte es, daß Hidalgo den ersten Anstoß zur Befreiung Mexikos gab, daß Juarez die Herrschaft der Kirche brach, und Diaz das Land zu Macht und Größe erhob. Wie sehr Juarez schon damals den jungen Diaz schätzte, ersieht man daraus, daß er in seiner Besorgnis sofort Dr. Calderon entsandte, um nach dem Schwerverwundeten zu sehen. Die Kriegführung jener Zeit erforderte fast beständig Märsche. Dabei hatten die Verwundeten, teils durch glühende Sonnenhitze, teils durch heftige Tropenregengüsse viel zu leiden, und wenn die Straßen zu unwegsam waren, wurden die Verwundeten zu Pferde oder in schnell hergerichteten Sänften befördert. Auf einem dieser Märsche wurde der kranke, hilflose Diaz auch auf einer roh zusammengefügten Bambusmatte getragen; diese riß durch, so daß er zu Boden fiel. Er erlitt dabei so furchtbare Schmerzen, daß er es vorzog zu Pferde zu steigen, obgleich ihm jede Bewegung, jeder Stoß Qual bereitete. Endlich, nach sieben leidensvollen Wochen langte er, schwach und krank, am 30. September in Oaxaca an.

Im Vergleich mit den blutigen Schlachten und dem riesigen Massenaufgebot der Jetztzeit erscheint das Treffen bei Ixcapa von geringer Bedeutung; aber die dabei beteiligten Truppen waren für Mexiko vor einem halben Jahrhundert eine ansehnliche Macht, und das Gefecht wurde in der erbittertsten Weise geführt. Die Truppen mußten hunderte von Meilen marschieren; die Dörfer lagen weit auseinander; Proviant war schwer zu verschaffen, weder Eisenbahnen noch Telegraphen überbrachten schnelle Nachricht. Alles mußte durch Patrouillen ausgekundschaftet werden. Dazu kam, daß nicht nur die Konservativen gegen die Liberalen kämpften, sondern daß auch unter den Truppen beständig Meuterei ausbrach, Empörung und Aufruhr überall im Lande zu dämpfen war. Das waren schwere Tage voll

Aufregung und heißer Arbeit für Befehlshaber und Untergebene. Wenn es anging, wurden Fouriere vorausgesandt, um in den Dörfern die Ankunft der Truppen zu melden, bei eiligen Märschen aber waren die Soldaten gezwungen, den Proviant selbst einzutreiben, Vieh mit fortzuführen, oft ohne Empfangsscheine dafür auszustellen.

Die Nächte im Freien zuzubringen, war damals des allgemein herrschenden gelben Fiebers wegen überaus gefährlich. Heutzutage ist das Land auch von dieser Plage fast ganz befreit, dank dem energischen Vorgehen des Präsidenten, der mit allen medizinischen Hilfsmitteln der Neuzeit die verheerende Krankheit bekämpfte.

Statt der jetzt sachgemäß eingerichteten Zelte, mußten die Truppen zu jener Zeit mit viel einfacheren Vorrichtungen vorlieb nehmen, und es war nichts Seltenes, daß sie zwei bis drei Monate gezwungen waren, trotz der Gefährlichkeit, die Nächte unter freiem Himmel zu verbringen. In den heißen Monaten marschierten sie meistens bei Nacht. Und was für herrliche Nächte gibt es in Mexiko, wenn unzählige leuchtende Sterne an dem tiefblauen Himmel funkeln, Meteore niederschießen, Sternschnuppen fallen und Gehänge von zarten Moosen und Schlingpflanzen im Mondscheine wie feine Spitzengewebe schimmern. In kühleren Nachtstunden begleiteten die Leute ihren Marsch durch Gesang, aber sie vergaßen nie sich zu bekreuzen, wenn sie an einem Heiligenbilde oder an einer Kirche vorbeikamen oder auch, wenn sie einem Kinderbegräbnisse begegneten. Die Mexikaner haben den rührenden alten Aberglauben, daß sie Kinder, die unter einem Jahre sterben, für Engel halten, welche nur für kurze Zeit auf der Erde weilen und wieder in den Himmel zurückkehren. Ergreifend ist die Klage der jungen, oft erst vierzehn Jahre alten Mutter um das kleine zarte Wesen, das, kaum zum Leben erwacht, die Augen für immer geschlossen hat. Bis die Männer vom Felde kommen und die Totenfeier beginnt, bleibt ihr Liebling, der kleine Engel, für kurze Zeit ihr eigen. Sie legt ihn auf eine Grasmatte und kniet nieder; ihr Schmerz ist so tief, daß sie nicht weinen kann, mit leisem Stöhnen wiegt sie sich hin und her, und drückt die Nägel in die Hand, bis Blutstropfen zwischen den schlanken, braunen Fingern niederträufeln. Was ist ihr die Schilfhütte wert, der kleine Hausrat, selbst das Bild der heiligen Jungfrau von Guadalupe, wenn ihr Kind tot ist? Sie schmückt es mit zitternden Fingern, färbt seine Wangen rot und putzt es ähnlich wie die Heiligen, — der St. Antonio von Padua, St. Nino de la Dolorosa oder St. Louis Gonzaga — dargestellt werden. Es wird in Blumen gebettet.

Gewöhnlich trägt die Mutter den leeren Sarg bis zum Kirchhofe und der Vater auf dem Kopfe den geschmückten kleinen Engel. Singend begleiten sie die Dorfleute. Raketen steigen auf, Schüsse werden abgefeuert, um dem Himmel anzuzeigen, daß eine Engelsseele heimkehrt. Niemals versäumten die Soldaten, bei einem solchen Schauspiele ein Gebet für des Kindes Seele zu sprechen. Das Volk war fromm und die Macht der Priester unbegrenzt.

Salados vorzeitig erregter Aufstand in Jamiltepec, der seinen Tod herbeiführte, war nur der Vorläufer größerer Ereignisse. Das Zentrum der Intriguen befand sich nicht in den ländlichen Distrikten, sondern in der Landeshauptstadt. Noch ehe die Verfassung vom Februar 1857 in Kraft trat kämpften Liberale und Reaktionäre schon in den Straßen von Mexiko; trotzdem erließ Comonfort das Gesetz, als er zum Präsidenten ernannt wurde. Allein Comonforts schwankender Charakter machte ihn bei allen Parteien unbeliebt. Als frommer Katholik hatte er nicht viel Sympathie für die durchgreifenden Maßregeln gegen die Kirche. Zehn Tage nachdem er den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, ließ er sich dazu bestimmen, sie aufzuheben, den Kongreß aufzulösen und sich selbst zum Diktator zu erklären. Um den Klerikalen eine Genugtuung zu verschaffen, ließ er Juarez, seinen Premierminister, verhaften, mußte ihn aber dann schleunigst wieder freilassen. In vollständigem Bruch mit den Liberalen, von den Konservativen und Klerikalen, die ihn zeitweise zu ihren Zwecken benutzt hatten, verlassen, floh Comonfort schließlich nach den Vereinigten Staaten und blieb dort, bis die französische Invasion ihn nach Mexiko zurückführte.

Jetzt waren die Reaktionären Herren der Hauptstadt, sie wählten den General Miguel Miramon zum Präsidenten. Noch heute umgibt seinen Namen ein romantischer Schimmer, denn Miramon war einer der beiden unglücklichen Generäle, die einige Jahre später mit dem österreichischen Erzherzoge Maximilian in Queretaro erschossen wurden. Maßlos ehrgeizig, ein mutiger Soldat, ein politischer Intrigant, eine vornehme, elegante Erscheinung, glich er in mancher Hinsicht Santa Anna, aber nach der Aussage des Prinzen Felix Salm-Salm*) war er „kein in der Kriegswissenschaft erfahrener General, kein bedeutender Stratege". Da er erst fünfundzwanzig Jahre zählte, war er zu jung, um den Präsidentenstuhl zu besteigen, der seiner Stellung nach Juarez hätte zukommen müssen. Miramon war damals tatsächlich nur ein lenksames Werkzeug in den Händen eines bedeutenderen

*) „Tagebuch in Mexiko 1867" Bd. I, S. 34.

Mannes, des Generals Zuloaga, des eigentlichen Führers der reaktionären Partei. Eine Verschwörung zur Verhaftung der liberalen Abgeordneten wurde zu früh entdeckt und siebzig entkamen nach Queretaro, — jener ihrer schönen Dome und Opale wegen noch heute berühmten Stadt. Hier wurde Benito Juarez zum verfassungsmäßigen Präsidenten der Republik erklärt. Von jetzt ab wurde Mexiko nicht nur durch die blutigen Kämpfe des „Reformkrieges" verheert, sondern auch durch das Ringen der verschiedenen „Gegenpräsidenten" um die Herrschaft. Juarez verpflichtete sich, für die Konstitution vom Februar 1857 zu kämpfen, für die Vernichtung der Kirchenpartei und für die Einziehung ihrer Besitztümer, — also für die Kernpunkte seiner Bestrebungen, denen er einige Jahre später in dem „Gesetze Juarez" Ausdruck gab.

Nach manchem Wechsel wählte er Vera Cruz als Sitz der Regierung, und er erlangte 1859 die Anerkennung der Vereinigten Staaten als rechtmäßiger, konstitutioneller Herrscher von Mexiko. Juarez erhielt sich in dieser Stellung während der Jahre, in denen eine Reihe von „Gegenpräsidenten" von den verschiedenen Parteien der Klerikalen, Konservativen und Reaktionären auf den Präsidentenstuhl erhoben wurden. Wir wollen nicht auf alle Kämpfe, Zusammenstöße und Gefechte jener aufregenden Jahre eingehen; ihr Schauplatz lag in riesiger Ausdehnung rings um den Mittelpunkt des Landes. Die „Konstitutionalisten" oder „Juaristen" nahmen den Ostabhang der Sierra Madre zwischen der Landeshauptstadt und Vera Cruz ein. Anfangs war das Kriegsglück den Männern nicht günstig, die Mexikos Freiheit gegen Tyrannei und Anarchie verteidigten. Es schlossen sich zwar einige mexikanische Staaten Juarez an, aber er verlor Truppen und Offiziere bei Zusammenstößen mit den Reaktionären, und — man kann es nicht verschweigen — durch Übertritt zum Feinde.

Durch seine Erfolge kühn geworden, versuchte Miramon mit einem Hauptschlage Vera Cruz einzunehmen und die Regierung zu stürzen. Allein sein Unternehmen scheiterte an dem heftigen Widerstande der Gegner; beide Seiten hatten bedeutende Verluste; Miramon eilte nach Mexiko zurück, vereinte seine Truppen mit denen des Generals Marquez und die Juaristen erlitten eine schwere Niederlage bei Tacubaya, das durch seine schöne alte Kirche und das Grabdenkmal für die Gattin des Cortez, einen hochaufgerichteten Steinhaufen, berühmt ist. Diaz war noch nicht vollständig von der schweren, bei Ixcapa erhaltenen Verwundung genesen, als seine Vaterstadt dringend seiner Dienste zur Verteidigung bedurfte. Der reaktionäre

General José Maria Cobos belagerte Oaxaca. Bei einem verzweifelten Versuche, den arg benötigten Proviant vom Feinde zu erbeuten, öffnete sich Diaz' alte, noch nicht völlig zugeheilte Wunde. Trotzdem verteidigte er tapfer und erfolgreich die seinem Befehle unterstellten Stadtviertel. Der kommandierende General Rosas Landa beabsichtigte angesichts der erdrückenden Überzahl der Belagerungstruppen, die Stadt zu verlassen und sich durch die feindlichen Linien einen Weg nach den Bergen zu bahnen. Allein Diaz und andere junge Offiziere erhielten Erlaubnis, noch einen letzten Ausfall zu wagen und diesen vollführten sie mit so viel Kraft und Geschick, daß nach mehreren Stunden des Kampfes Cobos' Truppen gezwungen waren, die Belagerung aufzuheben und sich in der Richtung nach Tehuantepec zurückzuziehen.

Selten hat ein junger Offizier beim Beginn seiner militärischen Laufbahn so gute Gelegenheit, sich im praktischen Kriegsdienste zu betätigen, wie Porfirio Diaz. In den zehn Jahren nach dem ersten ernsten Gefecht bei Ixcapa verging nicht ein einziges Jahr — oft kaum ein Monat —, ohne daß er einen Kampf zu bestehen hatte. Wir müssen uns daher alle Einzelheiten ersparen. Heben wir nur den Sieg über Cobos bei Jalapa im Februar 1858 hervor, als Diaz zum ersten Male mit dem Oberbefehle über die ihm unterstellten Truppen betraut wurde, — den Nachtmarsch und bei Tagesanbruch den Sturmangriff auf Las Jicaras, wobei der reaktionäre General José Conchado fiel und Hauptmann Diaz in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen an dem Tage zum Major der Nationalgarde befördert wurde; ferner das Gefecht bei Mixtaquilla im Juni 1859, bei dem der Anführer der Klerikalen, Oberst Espinosa, fiel; dann die Treffen bei Marquesado, Mitla und Ixtepeji.

In dieser Zeit wurde Diaz mit dem sehr wichtigen Posten eines Gouverneurs und Militär-Kommandanten des Distrikts Tehuantepec betraut. Diese Stellung machte es ihm zur Pflicht, in dem etwas entlegenen Winkel seines Vaterlandes für die Sache der Juaristen zu wirken. Freilich standen ihm nur sehr bescheidene Mittel zur Verfügung, und die in anderer Weise stark in Anspruch genommene Regierung konnte ihn nicht unterstützen. Mit dem kleinen Truppenreste, den er vorfand, mußte er fast täglich Scharmützel mit Anhängern der klerikalen und reaktionären Partei bestehen und dabei mit größter Vorsicht zu Werke gehen, um seine kleine Schar vor jedem Verluste zu bewahren.

Trotz dieser beständigen Kämpfe fand er schon hier Gelegenheit, sein Talent als Verwaltungsbeamter zu beweisen, der in seinem Bezirk nach

Möglichkeit geordnetere Verhältnisse zu schaffen suchte und sogar einen schüchternen Anfang machte, die Volksbildung zu heben — eine Aufgabe, der er sich in späterer Zeit geradezu mit Leidenschaft hingab.

Ein Marsch nach Tehuantepec, das etwa hundert Meilen jenseits der Berge von Oaxaca liegt, ist keine Kleinigkeit; ich habe die Reise teils zu Pferde, teils zu Wasser, teils mit der Bahn zurückgelegt und kann mir einen kleinen Begriff davon machen, was es heißt, in jenem Tropenlande während der Sommerhitze zu fechten und zu marschieren. Das sechs, acht, ja zehn Fuß hohe gestrüppartige Unterholz war so in- und miteinander verschlungen, daß kein Mensch darin Fuß fassen konnte. Hier klammerten sich eine schlanke Palme, ein Bambus, dort Orchideen oder Misteln an hohe Cedern oder Mahagonibäume, von deren Zweigen sich wieder anmutige Rankengewächse niedersenkten, um im Boden festzuwurzeln und die schönsten Schlupfwinkel für wunderbare gelb und schwarze oder rot und schwarze Schlangen zu bilden. Die ganze Vegetation ist dort so üppig, daß ein Vordringen kaum möglich erscheint. Heutzutage ist ein großer Teil des Landstriches urbar gemacht und eine zweihundert Meilen lange Bahnlinie durchschneidet das Land vom atlantischen Ozean bis zum stillen Meere. Die Soldaten hatten die schwierige Aufgabe, sich durch das Dickicht einen Weg zu bahnen oder es auf langen Märschen zu umgehen; viele wurden dabei krank und erlagen dem Fieber. Außerdem birgt der Marsch durch den Urwald für Fußgänger Gefahren, da Schlangen und Eidechsen, Skorpione und Reptilien aller Art dort ihre Heimat haben, dazu kommen noch wilde Katzen, Pumas, der gefleckte Tiger, der Jaguar und als unabwendbare Plage die giftigen Moskitos. Am leichtesten beseitigt man das undurchdringliche Gestrüpp durch Abbrennen; in der heißen Jahreszeit ist alles so trocken, daß in kurzer Zeit ganze Flächen niedergelegt werden können. Die Asche dient zugleich als Dünger, und im nächsten Jahre kann man ernten, wo nicht lange zuvor ein Urwald stand.

In gewissen Jahreszeiten leben auch heute noch Indianer in Mexiko nur von den Erzeugnissen des Waldes. Sie finden dort Bananen, Ananas, Kokosnüsse und viele andere Tropenfrüchte, wie Mangos, Zapotes, Papayas und die verschiedensten Arten von Pflaumen. Mit ihren Geschossen — Bambusrohren mit einem vergifteten Pfeile — erlegen sie sich Wildbret für ihr Mahl, und da sie träge von Natur sind, ziehen sie dieses freie, ungebundene Leben einem geordneten mit geregelter Arbeit vor. Ich sah unter den Zapotecindianern viele prächtige Gestalten und hübsche Gesichter,

als ich auf dem Isthmus war. Tehuantepec liegt in der südlichsten Ecke von Mexiko, die an Yucatan stößt, an der schmalsten Stelle des Landes zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean. Dort haben sich noch viele alte Sitten und Gebräuche erhalten. Die „Frauenrechte“ werden in Tehuantepec nicht bestritten, denn neunzig Prozent aller Gewerbe sind in den Händen der Frauen; die Frau muß Bürgschaft leisten, wenn ihr Mann Kredit braucht; sie herrscht, und zweifellos liefern die Frauen dort den Beweis, daß nicht nur häßliche und mißgestaltete es verstehen, den Lebensunterhalt zu erwerben. Diaz spricht noch jetzt mit Begeisterung von der Schönheit der Frauen in Tehuantepec; sie gehören zu den schönsten in Mexiko und fesseln die Blicke schon durch ihre anmutige Haltung. Die feinen Gestalten mit den schlanken Gliedern sind herrliche Modelle für den Künstler; die Hautfarbe ist dunkel, die Gesichtszüge aber sind feingeschnitten, von einer reichen Fülle schwarzen lockigen Haares umrahmt; dazu kommen noch wundervolle Augen mit sanftem Blick und schöne Zähne. Sie haben sich, seitdem Diaz als junger Offizier dort weilte, wenig verändert, denn erst jetzt wird Tehuantepec durch die neue Eisenbahn und den vergrößerten Hafen in der Welt bekannt.

General Diaz hielt sich, solange er aktiver Offizier war, oft auf dem Isthmus auf, einmal bewohnte er sogar für längere Zeit ein kleines Haus in Tlalcotalpam, das ich nach vielen Jahren dort noch sah. Tlalcotalpam liegt etwa fünfzehn Meilen von Alvarado entfernt, an derselben Küste wie Vera Cruz und ist eine wundervolle alte spanische Stadt mit einem schönen Marktplatze, auf dem abends die Musik spielt und die Bewohner der Stadt spazieren gehen. Auf der einen Seite wandeln die Männer, auf der andern die reizvollen Frauen mit den lang herabwallenden Haaren, und im Vorübergehen fliegen Blicke hinüber und herüber und heimliche Worte werden ausgetauscht. Das Haus des Porfirio Diaz lag im nordöstlichsten Teile der Stadt und man sagt, daß er vorzüglich Zimmermannsarbeit verstand und sich Türen und Fenster mit eignen Händen anfertigte. Noch mehr liebte er es, sich mit Ackerbau zu beschäftigen, besonders machte ihm seine Zuckerrohrpflanzung Freude. —

Aber wir müssen zu den Kriegsberichten zurückkehren. Nur mit den größten Schwierigkeiten konnten die aller Mittel beraubten Liberalen den Kampf im Zentrum des Landes weiter fortführen, und schließlich mußte auch das entlegene Tehuantepec, wo Diaz für ihre Sache focht, unter der allgemeinen Notlage leiden. Die Niederlage der Liberalen unter General

Mejia bei Teotitlan hatte zur Folge, daß in den südöstlichen Staaten dem Vordringen der feindlichen Truppen nicht gewehrt werden konnte. Und Diaz erhielt von der juaristischen Regierung strengen Befehl, Tehuantepec zu verlassen und das Kriegsmaterial zu vernichten, damit es nicht dem Feinde in die Hände fiele. Er gehorchte dem Befehle mehr dem Geiste als dem Wortlaute nach, denn er gelangte unangefochten mit kostbaren Vorräten und reicher Munition durch das feindliche Land und barg seine Schätze sicher in der den Liberalen ergebenen Stadt Juchitan.

Später im Jahre wagte Diaz noch ein anderes mutiges Unternehmen. An der Spitze einer kleinen etwa dreihundert Mann starken Kolonne marschierte er in der Nacht bis Tehuantepec und machte beim ersten Morgengrauen einen Sturmangriff auf die Stadt. Im ersten Schrecken und in der Verwirrung überschätzte der konservative General Alarcon die Stärke der Angreifenden und räumte die Garnison. Diaz erbeutete dabei siebenhundert Gewehre. Größere Siege folgten. Im Süden und Osten belebte sich von neuem die liberale Sache. Nach einigen Monaten war Diaz kräftig genug, um gegen Cobos, den General der Reaktionären, vorzugehen; er brachte ihm mehrere Niederlagen bei und organisierte dann eine Kolonne, um ihn in der Stadt Oaxaca anzugreifen.

Als Diaz über die Berge marschierte, stellte sich ihm ein Heer unter Marcellino Cobos entgegen. Er kämpfte den ganzen Tag gegen die Übermacht und erlitt zum ersten Male eine Niederlage. Es gelang ihm, den Rest seiner Truppen mit einer Kolonne der Juaristen zu vereinen, die von Ixtlan unter Oberst Salinas vorrückte, und Oaxaca zu erreichen. Die Besatzung war etwa zweitausend Mann stark, und seine jetzt aus siebenhundert Mann bestehende Truppenmacht genügte nicht, um die Stadt einzuschließen, aber sie besetzten die strategisch wichtigsten Punkte in der nächsten Umgebung. Die Wiedereinnahme von Oaxaca durch die Liberalen bedeutet nicht nur einen Markstein in der Geschichte des Reformkrieges, sondern auch einen wichtigen in Diaz' Leben, wie wir es aus seinem Tagebuche ersehen werden, in dem er die strategischen Vorbereitungen, den Sturmangriff mit seinen überraschenden Folgen und den schließlichen Sieg schildert. „Die Minderzahl unserer Truppen," schreibt er, „zwang uns zu dem Plane, den Feind durch einen kühnen Handstreich zu überraschen. Das war eine schwierige Aufgabe, da unsere Freunde aus der Zivilverwaltung der Stadt mit uns in regem Verkehr standen, zum Teil unter uns weilten und kein Verständnis für die Wichtigkeit militärischer Geheimnisse hatten. Sie er-

zählten ihren Angehörigen in Oaxaca, was wir zu tun beabsichtigten oder welche Pläne wir ihrer Meinung nach hatten. Sie ahnten nicht, daß sie uns dadurch schaden könnten, sie wollten nur ihren Freunden und Verwandten tröstliche Nachrichten zukommen lassen. Aber sie vernichteten oft alle unsere Pläne, da die Nachrichten — wie es gewöhnlich der Fall ist — von Mund zu Mund gingen und schließlich dem Feinde zu Ohren kamen. Wir waren daher gezwungen, uns auf einige Gebirgsdörfer zu beschränken, wo keine Soldatenquartiere waren und uns mehr vor unseren unvorsichtigen Freunden als vor unsern Feinden zu schützen. Während der Vorbereitungen zu dem Sturmangriff erhielt mein Bruder Felix einen Brief von dem Oberst Montero, der in Oaxaca das neunte Bataillon des unter Cobos stehenden Armeekorps befehligte. Felix hatte sich mit Montero angefreundet, als er selbst auf der Seite der Konservativen*) kämpfte. Montero wollte uns gegen eine Belohnung von zehntausend Pesos helfen, die Stadt einzunehmen. Um auszukundschaften, welche Dienste uns Montero möglicherweise leisten konnte und wie weit ihm zu trauen war, wurde ihm der Vorschlag gemacht, sich in der Nacht zu einer Besprechung mit mir an einem, Las Pozas Zarcas genannten Platze — einen Kilometer von Oaxaca entfernt — einzufinden. Wir zogen unsere zum Angriff bereiten Truppen so heimlich als möglich zurück, so daß sie etwa fünf Kilometer von dem Gebirgsdorfe entfernt standen, in dem wir uns versteckt hielten. Ich begab mich zu dem Montero angegebenen Platze und verbarg mich in dem Schatten eines Bogens der alten spanischen Wasserleitung, um zu erspähen, ob er allein kommen würde. Er kam gar nicht, sondern sandte einen Boten mit einem Schreiben, in dem er sagte, daß er nicht selbst kommen könnte, weil man in der Garnison schon gegen ihn Verdacht geschöpft hätte. Unsere Bewegungen wären beobachtet und die ganze Garnison hielte sich in Bereitschaft. Wir könnten uns aber ohne Blutvergießen des Klosters del Carmen und seiner Besatzung bemächtigen, wenn wir seinen Ratschlägen folgen wollten. Ein Mann müßte dazu kommandiert werden, sich der Gartentüre des Klosters etwa auf zweihundert Schritte zu nähern und als Zeichen eine brennende Zigarre in einem Bogen schwingen; der an dem Tore aufgestellte Posten gehörte zum 9. Bataillon und würde das Zeichen erwidern, wenn alles sicher wäre. Uns würde dann nichts hindern, mit einer Kolonne ein-

*) Fünf Monate vor diesen Ereignissen war Don Felix Diaz aus der konservativen Armee in die liberale übergetreten, wie General Diaz es im nächsten Kapitel in den Mitteilungen aus dem Leben seines Bruders berichtet.

zubringen. Es sollte uns auch nicht beunruhigen, wenn der Posten bei unserm Vordringen in das Innere des Forts liefe, denn es gälte eine Besatzung zu überrumpeln, die nicht in das Geheimnis eingeweiht wäre. Im Kloster befände sich ein als „Puerta del Carmen“ bekannter Durchgang, zu dem man durch das Gartentor gelangte. Später hörte ich, daß dieses alles nur eine schändliche Kriegslist Monteros war, der unsere Truppen in die Falle locken und tödlichem Feuer aussetzen wollte, das wir unfähig gewesen wären, zu erwidern. Denn die Dächer zu beiden Seiten der Straße, die zum Klostertore führte, waren mit Soldaten besetzt, die uns beim Vordringen ohne Barmherzigkeit niedergeschossen hätten; außerdem hatte er Geschütz auffahren lassen, das durch den Torbogen gedeckt war. Da ich hinter seinen Eröffnungen einen verräterischen Anschlag vermutete, war ich geneigt, diesen meinen Plänen nutzbar zu machen. Wenn wir die Wache vom 9. Bataillon am Klostertore über unsere Absicht einzudringen verständigen konnten, würde, aller Vermutung nach, Montero mehr Truppen dort zusammenziehen und dadurch die Besatzung an anderen Verteidigungspunkten der Stadt schwächen. Daher kommandierte ich fünfzig Mann zum Vorrücken gegen das Kloster del Carmen und die Hauptmacht, — etwa siebenhundert Mann in zwei Kolonnen zu gleichzeitigem Ansturm gegen das Kloster de Santo Domingo, das etwas entfernt in einem andern Stadtteile lag. Wenn der Vorschlag Monteros ein verräterischer war, hatten wir die beste Aussicht statt seiner Gewinn daraus zu ziehen.

„Als ich diesen Plan entworfen hatte, kehrte ich zu Oberst Salinas zurück, der mich am Fuße des Hügels mit den marschbereiten Truppen erwarten sollte. Inzwischen hatten starke Regengüsse die Wege unpassierbar gemacht und unsere Leute gezwungen, im Walde Schutz zu suchen. Aber auch unter den Bäumen traf uns der heftige Regen, so daß wir bis auf die Haut naß wurden; in den Felsspalten bildeten sich bald Ströme, die so anschwollen, daß wir sie nicht überschreiten konnten. So hinderte der Regen unsern Vormarsch und den für diese Nacht geplanten Angriff.

„Am nächsten Tage, am 4. August 1860, wäre ein Marsch in den Bergen noch sehr schwierig gewesen, aber unsere Leute, die die Aussicht auf einen Sturmangriff aufregte, hatten ihre Familien zur Sicherheit in den Dörfern untergebracht, und länger zu lagern würde ihnen nicht gefallen haben. Während wir diese Frage noch erörterten, erschienen plötzlich feindliche Truppen, die ein Feuer auf uns eröffneten. Wir rückten schnell gegen sie vor zwangen sie zur Umkehr und besetzten mit unsern Leuten die Hazienda San Luis,

die etwa zwei Kilometer von der Stadt entfernt liegt. Die Hazienda Dolores war schon von uns besetzt, so konnten wir die Nacht dort geschützt zubringen.

„Etwa um drei Uhr morgens meldete uns ein Deserteur aus dem feindlichen Lager, daß die reaktionären Truppen im Schutze der Nacht über die Felder vorgerückt wären und uns ganz nahe sein müßten. Ich ließ diese Mitteilung sofort Oberst Don Ramón Cajiga zukommen, der mit dem Bataillon Juarez in Dolores lag. Der Adjutant kehrte zurück und meldete mir, daß der Feind schon zwischen den beiden Landgütern stände. Ich bat daher Oberst Valesco, ihn mit der Hälfte seines Bataillons anzugreifen. Dieses geschah im ersten Morgengrauen, als es heller wurde, sahen wir, daß die feindlichen Truppen, die sich wie ein Keil zwischen uns vorgeschoben hatten, stark genug waren, um uns die Rückkehr in die Berge abzuschneiden; sie bestanden aus der Hälfte des 9. Bataillons. Ich befahl daher den Hauptleuten Luis Cataneo und Fidencio Hernández, diesen Vortrab anzugreifen und zurückzudrängen, was ihnen gelang.

„Währenddessen war der Angriff der Hauptmacht unter Marcellino Cobos auf die Hazienda Dolores zurückgeworfen worden, und dieser Erfolg ermöglichte es den Obersten Cajiga und Velasco, mit ihren Truppen zu mir zu stoßen; wir wurden auch durch die Kompagnien der Hauptleute Luis Cataneo und Hernandez verstärkt. Darauf machte General José Maria Cobos — ohne die Ankunft der bei Dolores zurückgedrängten Truppen, die sich ihm auf einem Umwege nahten, abzuwarten — mit seiner Hauptmacht und drei Batterien Artillerie einen starken Vorstoß gegen die Hazienda Luis, die ich besetzt hielt. Wir warfen Cobos zurück, erbeuteten seine schwereren Geschütze und zwangen ihn zum Rückzuge nach Oaxaca. Ich verständigte Oberst Salinas, daß ich den Hauptplatz der Stadt einnehmen wollte, während er gegen die Festung La Soledad marschierte. Bei dem heftigen Widerstande in den Straßen, die ich passieren mußte, um die ‚Plaza‘ zu erreichen, verlor ich viele Offiziere und Leute, mich selbst traf eine Kugel, die das rechte Bein schwer behinderte, aber es gelang uns, den Feind von der ‚Plaza de Armas‘, aus dem Palaste, der Kathedrale und dem Kloster de la Conception zu vertreiben, so daß ihm nur die Klöster St. Domingo und El Carmen blieben.

„Um uns vor dem beständigen feindlichen Feuer zu schützen und aus Rücksicht für die vielen Verwundeten unter meinen Leuten beschloß ich, nicht durch die Straßen zu gehen, sondern zwischen den Mauern zweier Häuser und dann weiter einen Durchgang nach dem Kloster St. Domingo zu bahnen und meine Truppen an einen vor dem feindlichen Feuer sichern Ort zu

führen, von dem aus ich einen Angriff auf das Kloster machen konnte. Ich beabsichtigte den Ausfall aus den dem Kloster gegenüberliegenden Häusern zu wagen, von deren Dächern aus ich den Angriff überwachen und leiten wollte. Wir brauchten den ganzen Tag und einen Teil der Nacht, um den Durchgang fertigzustellen. Indessen hatte Oberst Salinas sich mit uns vereint, und alle Anordnungen fanden seine Billigung. Unser Werk war so weit vorgeschritten, daß wir mit Tagesanbruch den Angriff hätten wagen können. Da hörten wir, daß der Feind einen Teil der Gartenmauer des Klosters St. Domingo niedergerissen hatte und sich auf der Flucht befand.

„Wir fürchteten schon, daß alle unsere Pläne vereitelt wurden. Ich war am Tage vorher um 9 Uhr morgens verwundet und durch Blutverlust und Schwäche vollständig unfähig zu gehen. Meistens hatte ich zu Pferde gesessen, aber ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, viel weniger fechten, da meine Wunde am Bein ganz entzündet war. Da Oberst Salinas und die andern Führer auf mich nicht weiter rechnen konnten, rückten sie mit unsern Truppen in das Kloster St. Domingo ein, wie ich glaubte, um den Feind zu verfolgen, aber aus mir noch heute unbekannten Gründen taten sie es nicht. Die Kämpfe dieser beiden Tage, durch die Oaxaca uns wiedergewonnen wurde, brachten mir als Anerkennung die Beförderung zum Obersten in der aktiven Armee, durch den Präsidenten Juarez in Vera Cruz."

So sah der kleine Junge aus Oaxaca, der arme Sohn einer Witwe, wirklich in einem Alter von dreißig Jahren den ehrgeizigen Traum seiner Knabenjahre erfüllt — er war Oberst geworden.

Genügte ihm das? Nein — sein Ehrgeiz steckte ihm ein höheres Ziel. Sein Gesichtskreis hatte sich geweitet, er hatte sein Vaterland — das zweitausend Meilen lang und an manchen Stellen fast halb so breit ist — weit und breit durchforscht, dabei Mangel und Elend, Kampf und Streit gesehen. Und neue Ziele schwebten ihm vor, er konnte nicht stehen bleiben, es trieb ihn dazu weiter fortzuschreiten, etwas Großes für sein Vaterland zu erreichen — für sein schönes, an Schätzen reiches Vaterland, das jetzt in Not, Unfrieden und Armut nach der starken Hand eines Erretters schmachtete. Die Revolution, die inneren Unruhen mußten für immer unterdrückt werden, wenn der Wohlstand des Landes sich heben sollte. Vorläufig war Diaz freilich nur Soldat, er verstand wenig von Politik, noch weniger von der Diplomatie. Er war niemals über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgekommen, und es wurde ihm sogar schwer, sich in der spanischen Sprache so geläufig auszudrücken, wie in dem heimischen Dialekte der Zapotecindianer.

Fünftes Kapitel.

Mexikos Reformkampf.

General Diaz' Tagebuchaufzeichnungen sind schlicht und sachgemäß. Er berichtet nur Tatsachen, ohne Erklärungen, ohne Lob oder Tadel, ohne sie zu vergrößern oder zu verkleinern. Sie kennzeichnen den Soldaten, der nicht viele Worte macht, in ihrer Wahrhaftigkeit sind sie ein treues Abbild seiner selbst. Jedoch darf man Diaz nicht für kurz angebunden, geschäftsmäßig, schroff halten; im Gegenteil, er vereint, wie schon erwähnt zwei Naturen in sich. Einmal erscheint er romantisch, warmherzig, weich und liebevoll, dann wieder ernst, streng, als der ehrfurchtgebietende Herrscher seines Volkes.

Aus politischen Gründen war es unbedingt nötig, daß nach dem Siege bei Oaxaca Salinas den Oberbefehl über die Truppen behielt; es wäre damals nicht weise gewesen, ihn durch Diaz zu ersetzen. Nach dem Verluste von Oaxaca zog Cobos sich mit seinen Truppen nach Zimatlán zurück; als er aber wahrnahm, daß man seine Nachhut unbehelligt ließ, änderte er die Marschroute und versuchte auf dem Wege von Oaxaca nach Tehuacan in das Innere des Landes zu gelangen. So näherte er sich noch einmal der Stadt, in der er soeben eine Niederlage erlitten hatte. Es war zweifelsohne ein grober Fehler des Oberst Salinas, den Feind nicht bei der Flucht aus Oaxaca zu verfolgen, noch ihn aufzuhalten, als er sich von neuem in seinem Operationsbereiche befand.

Hauptmann Felix Diaz, Porfirios jüngerer Bruder, übte sehr scharfe Kritik an diesem Verhalten. Unwillig über den Tadel seines Untergebenen, gab Oberst Salinas dem Hauptmann Diaz den Auftrag, gegen den Feind vorzugehen, da er dieses für so sehr geboten hielt. Das Unternehmen schien von vornherein dem Mißlingen geweiht. Die dem Hauptmann zur Verfügung gestellte Schar war so klein, daß er den Mut seiner Leute nur durch die Notlüge aufrecht erhielt, Reservetruppen folgten ihnen zur Ver-

stärkung. Es fehlte ihnen auch an Munition. Zwar befanden sich in der Nachhut mit Patronentaschen beladene Maulesel, aber außer dem Führer wußten nur wenige, daß diese so prahlerisch vorgeführten Patronentaschen größtenteils keine Patronen enthielten. Hauptmann Diaz errang trotz alledem bei der Verfolgung des Feindes einen Sieg, der in keinem Verhältnisse zu der nur zweihundert Mann starken Kolonne stand. General Diaz sagt darüber:

„Felix griff Cobos am 9. August 1860 an, schlug ihn bei La Seda, erbeutete zehn Geschütze und machte viele Gefangene, unter denen sich vierhundert Dragoner, andere Kavalleristen und Grenadiere befanden. Sie traten zu uns über und bildeten den Kern des Regiments, die „Oaxaca-Reiter", mit denen er den Feldzug unter dem Befehle von Oberst Salinas weiter mitmachte."

In seinem Tagebuche gedenkt Diaz oft besonders liebevoll seines Bruders Felix, mit dem ihn von Kindheit an innige Zuneigung verband; sie befestigte sich mehr und mehr in späteren Jahren, obgleich die Brüder eine Zeitlang einander feindlichen Parteien angehörten. Porfirio Diaz schreibt:

„Mein Bruder Felix wurde am 2. Mai 1833, fünf Monate vor dem Tode meines Vaters, geboren. Obgleich kein großer Altersunterschied zwischen uns bestand, sah er zu mir fast wie zu einem Vater auf. Er half mir wirksam bei meinen kriegerischen Unternehmungen und vergoß sogar sein Blut aus Liebe zu mir. — Mein Bruder war ein Freund aller Körperübungen. Kräftig gebaut, mit starken Muskeln, in jeder Hinsicht wie geschaffen zu einem tüchtigen Soldaten, bewies er als solcher einen klaren Blick, große Ruhe und tapfern Mut. Er war unverwüstlich heiter bei feierlichen Anlässen, vielleicht manchmal zu sehr — aber in kritischen Augenblicken der Schlacht war sein erfindungsreicher Geist nie um eine erfolgreiche Kriegslist verlegen.

Felix begann seine Studien im Seminar in Oaxaca 1846, wo er in dem staatlichen Institute für Künste und Wissenschaften Philosophie studierte; aber schon im ersten Jahre sprach er zu mir über seine lebhafte Neigung für den militärischen Beruf, und nicht lange darauf trat er als Freiwilliger bei der Artillerie ein. Ich war unzufrieden damit, daß er ohne genügende Vorbildung für den Beruf in das Heer eingetreten war, und ich erwirkte von der Regierung die Erlaubnis, daß er aus dem aktiven Dienst vorläufig ausscheiden durfte, um in dem Militärinstitute in Mexiko einen Vorbereitungskursus durchzumachen. Diese Vergünstigung hatte ich dem Einflusse meines alten Lehrers Perez zu danken. Felix war in dem Militärinstitute in der Abteilung, der Hauptmann Don Miguel Miramon vorstand; derselbe, der später als Maximilians treu

ergebener General mit ihm in Queretaro erschossen wurde. Nach zweijähriger Vorbereitung in dem Institute erhielt mein Bruder das Fähnrichspatent und wurde an die Grenze von Texas geschickt, um dort einen Aufstand zu dämpfen. Leider erinnere ich mich keiner der interessanten Episoden aus jener Zeit, ich weiß nur, daß er sehr energisch gegen die aufrührerischen Eingeborenen von Sonora vorging und auch durch einen Pfeilschuß verwundet wurde. Später wurde er zum Oberstleutnant befördert und kämpfte für die Konservativen; er befand sich in aktivem Dienste, als 1853 General Santa Anna zur Macht gelangte. Während der Jahre 1858 und 1859, als ich in Tehuantepec war, beunruhigte es meinen Bruder tief, daß ich auf der Seite seiner Gegner stand. Das Gerücht, ich wäre bei einem Gefecht in Oaxaca gefallen, bewog ihn, sich von der reaktionären Partei zu trennen. Er machte es sich zunutze, daß er augenblicklich nicht in den Reihen der Kämpfenden stand, sondern dem Stabe des Generals Leonardo Marquez zugeteilt war und bat um seinen Abschied, der ihm gewährt wurde. Im März 1860 bot er uns in Oaxaca seine Dienste an; auf dem Marsche dorthin hatte er schon gehört, daß die Nachricht von meinem Tode falsch gewesen war. Er wurde nunmehr in mein Regiment eingestellt und diente fortan der liberalen Partei. — Seitdem waren wir bei allen Unternehmungen zusammen, bei der zweiten Belagerung von Oaxaca, bei dem Rückzuge in die Berge, bei der Schlacht von Ixtepeji, bei dem Gefecht von San Luis und bei der schließlichen Einnahme von Oaxaca."

Sobald die konstitutionelle Regierung von Oaxaca Besitz ergriffen hatte, wurde Don Marcos Perez zum provisorischen Gouverneur des Staates ernannt. Es bildete sich aber bald eine Gegenpartei, die ihn aus dieser Stellung vertreiben wollte. Diaz schreibt darüber:

„Da mir die Mißstimmung gegen meinen alten, geliebten Lehrer und die Absicht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, bekannt war, suchte ich Oberst Salinas, der zu den Unzufriedenen gehörte, für uns zu gewinnen. Er versicherte mir, daß er keine Schritte gegen Perez unternehmen würde, falls ich meinen alten Freund dazu bewegen könnte, zwei der politischen Führer, die allgemeinen Unwillen erregt hätten, des Amtes zu entsetzen. Da ich mein verwundetes Bein noch wenig gebrauchen konnte, pflegte Perez mich oft in meiner Wohnung aufzusuchen. Ich nahm dabei Gelegenheit, ihm vorzustellen, daß Salinas durchaus schätzenswert und zuverlässig wäre, nur gegen gewisse politische Führer starke Vorurteile hegte. Perez sagte, es wären ihm wohl auch nachteilige Gerüchte über diese Parteigenossen zu Ohren gekommen, aber ohne vollgültige Beweise könnte er sie nicht preisgeben. Ich versicherte ihm darauf, daß ich nichts tun würde, um ihm sein Amt zu er-



Diaz als Jüngling

schweren, daß ich keine gegen ihn gerichtete Bewegung dulden und ihn vor jeder Unbill schützen würde, so lange ich in Oaxaca weilte — dafür wäre meine stets gleich tiefe Ergebenheit sicherste Bürgschaft —, aber leider könnte ich nicht dafür einstehen, was nach meiner Abreise geschehen würde, die in nächster Zeit bevorstände. Bald darauf verließ ich Oaxaca. Man beschuldigte Perez sofort, das jährliche „Memorandum" nicht vorgelegt zu haben, wie es die Verfassung verlangte. Darauf wurde durch die Legislatur Don Ramón Cajiga zum provisorischen Gouverneur ernannt und zu seinem Sekretär Lizentiat Don José Esperón, der an der Spitze der Verschwörung gegen Perez stand. Perez überlebte den Schlag nicht, besonders tief traf ihn die Enttäuschung, von denen hintergangen zu werden, die er für seine Freunde gehalten hatte. Er starb am 19. August 1861. Die Republik verlor in ihm einen ihrer bedeutendsten Söhne."

Kaum war Diaz' Wunde so weit geheilt, daß er ein Pferd besteigen konnte, als er Oaxaca verließ und tätigen Anteil an den Kämpfen nahm, die mit wechselndem Glücke in den östlichen Staaten geführt wurden. Der Reformkrieg währte noch mehrere Monate. Der Reichtum der Kirche, der die reaktionäre Sache am nachhaltigsten unterstützte, war noch nicht erschöpft, aber doch sehr geschmälert.

Im Beginn desselben Jahres nahm Miramon seinen Lieblingsplan wieder auf, Vera Cruz zu erobern, den Hauptsitz der juaristischen Regierung, und er belagerte die Stadt. Vera Cruz am Golfe von Mexiko ist so heiß, daß Europäer dort fast ganz unfähig sind etwas zu tun. Inmitten seiner tropischen Vegetation wimmelt es von schönen grünen Sittichen, Gesellschaftsvögeln, die immer paarweise umherfliegen; ganze Scharen grellfarbiger Makaos verdunkeln oft den Himmel. Im Urwalde ertönt das durchdringende Gekreisch der Affen; Schildkröten leben in Mengen an der Seeküste, die giftige Krusteneidechse, eine der beiden Arten giftiger Eidechsen, die sich dort finden, hält sich unter üppigem Grün verborgen, während die schönen grünen, achtzehn Zoll bis zwei Fuß langen Eidechsen sich am Strande sonnen; sie sind ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel.

An den Bäumen sieht man unzählige Wespennester, auch die Hängenester jener schönen orangefarbenen Vögel mit dem schwarzen Schwanze und den schwarzen Flügeln. Weiße Reiher fliegen umher, und an den Lagunen halten sich Tausende von Geiern auf, jene unheimlichen, großen, schwarzen Vögel, die auf ihre grausige Beute lauern. Während der vielen Kämpfe im Jahre 1860 war die Zeit oft zu knapp, alle Toten zu begraben, ehe die Geier ihr

schauerliches Werk begonnen hatten. In jenen stürmischen Zeiten war es nichts Seltenes, daß Eingeborene im Streite die Messer — ihre machetes — zogen. Nach wenigen Augenblicken hatte der eine vielleicht den tödlichen Stoß erhalten, sein Leichnam wurde des Hutes, des Hemdes und der Sandalen beraubt und den Geiern zur Beute in eine Grube am Wege geworfen. Niemand forschte weiter nach, dergleichen geschah zu oft. Ähnliche Mordtaten geschehen auch heute noch in den unkultivierteren Landstrichen. Mexiko ist eben ein Land der Gegensätze: Zivilisation und Barbarei reichen sich die Hand. Die hochentwickelte Zivilisation in der Landeshauptstadt ist staunenerregend, dagegen wirkt die Barbarei in einigen Gebirgsdistrikten um so befremdender.

Die Belagerung von Vera Cruz ist insofern auch von Wichtigkeit, als dabei zum ersten Male fremde Mächte in Tätigkeit traten; einige Jahre später griffen sie dann umgestaltend in die Geschichte Mexikos ein. Wie schon erwähnt, hatten die Vereinigten Staaten Juarez als Präsidenten von Mexiko anerkannt. Als Miramon nun zur Unterstützung seiner Landtruppen zwei Schiffe in Havana kaufte und kriegsfertig ausrüstete, verlangte Juarez, daß der Kommandant des amerikanischen Geschwaders die Schiffe als Piratenschiffe ansah und untersuchen ließ. Während die amerikanische Fregatte ihren Dienst versah, wurde auf sie gefeuert, worauf der Kapitän die Schiffe sofort in Beschlag nahm. Später gab man die Schiffe frei, aber der Aufschub war für die Juaristen von ungeheurer Wichtigkeit. Vera Cruz wurde tagelang bombardiert, mexikanisches und fremdes Eigentum litt darunter in gleicher Weise, aber die zweite Belagerung blieb ebenso erfolglos wie die erste, und Miramon zog sich mit seinen entmutigten Truppen nach der Hauptstadt zurück.

Gerade während der Belagerung von Vera Cruz, in der trübsten Zeit, erließ Juarez das erste Gesetz über die Sequestration der Kirchenländereien, eine Verfügung, welche die Reaktionären ihrer Hauptstilfsquellen beraubte. Dann folgte das Gesetz über die Zivilehe, das der Geistlichkeit weitere Nebeneinnahmen entzog, ferner das Gesetz über religiöse Duldung und schließlich die Verordnung über die Verwaltung der Kirchhöfe durch die Zivilbehörde. — Es lag nicht in Juarez' Macht, das Inkrafttreten dieser Reformgesetze sofort zu erzwingen, aber sie bewiesen, daß sein Entschluß feststand, die Herrschaft der Klerikalen, die ihre Macht mißbrauchten, zu zerstören. Die Erlasse übten den größten Einfluß auf die Zustände im Lande. Nie vorher waren Reformbestrebungen angesichts solcher Hindernisse,

wie Juarez sie zu bewältigen hatte, aufrecht erhalten worden, aber man war von der Ehrlichkeit seiner Absichten überzeugt, daher vergrößerte sich die Zahl seiner Anhänger, und seine Partei wurde durch Einheit stark, während die reaktionäre Partei sich zersplitterte. Das Kriegsglück wandte sich zu seinen Gunsten. Der Oberbefehlshaber seiner Truppen, General Ortega, nahm Guadalajara, eines der wichtigsten Bollwerke der Klerikalen, ein. Miramon, der gegen ihn vorrückte, wurde geschlagen und zurückgedrängt. Die siegreichen Juaristen zogen ihre Hauptmacht in der Nähe der Hauptstadt zusammen. Durch die Schlacht bei Calpulalpam wurde der Reformkrieg entschieden; auf beiden Seiten standen zwanzigtausend Mann im Kampfe.

Man muß es ein böses Mißgeschick nennen, daß Porfirio Diaz, der so Großes für seine Partei geleistet hatte, an diesem letzten glänzenden Siege nicht teilnehmen konnte. Er machte mit seiner Division einen Eilmarsch, um General Ortega zu erreichen, aber als er anlangte, war die Schlacht schon gewonnen, er konnte sich nur noch an der Verfolgung des Feindes beteiligen, der sich in wilder Flucht nach der Hauptstadt zurückzog. Der Sieg der Liberalen war vollständig, die Landeshauptstadt stand ihnen offen.

Jetzt war Juarez in Wirklichkeit, was er bisher nur dem Titel nach gewesen — Oberhaupt von Mexiko. Anstatt der Herrschaft der Klerikalen und Reaktionären wurde die konstitutionelle Regierung in der Hauptstadt eingesetzt. Juarez verlangte eine Wahl nach der Verfassung von 1857 und wurde 1861 mit großer Stimmenmehrheit zum Präsidenten gewählt. Die Erlasse traten bald in Kraft.

Das Land litt noch schwer unter den Folgen des Bürgerkrieges. Es fehlte Juarez an Beamten zu seiner Unterstützung. Der lange Krieg hatte die tüchtigsten Männer jeden Berufes hingerafft. Der Klerus war hart getroffen, aber noch nicht unterdrückt, und erregte so viel als möglich Feindseligkeiten und Unruhen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten begann Juarez nach Kräften Ordnung zu schaffen. Auf der Basis der Reformgesetze ging er mit entschiedenen Maßregeln gegen die Kirche vor. Obgleich er heftigem Widerstande begegnete, erwarb er sich doch den Ruf streng rechtlicher Handlungsweise, und baute auf gesunden, konstitutionellen Grundsätzen die neue Regierung von Mexiko auf. Noch zwei bis drei Jahre lang wurde der Frieden im Lande durch fortgesetzte Guerillakriege gestört. Nach der Niederlage seiner Armee bei Calpulalpam war Miramon aus Mexiko entflohen,

aber seine besten Generale Marquez, Mejia und Cobos flüchteten sich mit ihren verwegensten Scharen in die Berge und machten von dort aus beständig Ausfälle.

Leonardo Marquez, „der Tiger von Tacubayo“, ist eine der unheimlichsten Gestalten in der mexikanischen Geschichte. Ein Sohn seiner Zeit, die jedem Abenteurer, der sein Schwert der reaktionären und klerikalen Sache lieh, ein schnelles Emporkommen ermöglichte, trat er schon beim Beginn des Reformkrieges in den Vordergrund. Seine persönliche Tapferkeit wird niemand bezweifeln, aber in bezug auf Grausamkeit und Raubgier wird man schwer seinesgleichen finden, besonders wenn man bedenkt, daß er nicht zu Cortez' Zeiten, sondern im neunzehnten Jahrhunderte lebte. Nach einem Siege über die Juaristen, ließ er die Gefangenen mit kaltem Blute niederschießen; an demselben Tage brandmarkte er seinen Namen noch durch eine andere Greueltat, indem er sechs Ärzte, die aus der Hauptstadt kamen, um für die auf dem Schlachtfelde zurückgebliebenen Verwundeten zu sorgen, festnehmen und erschießen ließ. — Seine eigenen Anhänger verhafteten ihn, weil er einer Eskorte 600000 Dollars raubte. Ohne jedes Ehrgefühl, ohne Gewissensbisse, machte er sich der scheußlichsten Grausamkeiten schuldig, die diesen Guerillakrieg kennzeichnen. Zehntausend Dollars setzte der Kongreß auf seinen Kopf, als er Ocampo unter den empörendsten Nebenumständen ermordete. Melchor Ocampo war nächst Juarez der eifrigste Vorkämpfer für die Reformideen; er war nicht bedeutend als Militär, aber als Politiker, Diplomat, Ratsherr und großer Gelehrter war er zu hohem Ansehen gelangt. Eine der Guerillabanden hatte es sich zur Aufgabe gemacht, ihn gefangen zu nehmen, aber sie hatten sich in der Person geirrt, und ein unschuldiges Leben wäre geopfert worden, wenn Ocampo selbst nicht gekommen wäre, um es zu retten. Ocampo wurde vor Marquez geführt; dieser ließ ihn sofort erschießen und seinen Leichnam an einen Baum am Wege aufhängen. Marquez' Frechheit war so groß, daß er vor den Toren der Hauptstadt erschien und eine Reiterschar tatsächlich in der Stadt einquartierte.

Nach Beendigung des Reformkrieges war Diaz nach Oaxaca zurückgekehrt, und sein Heimatland ehrte ihn dadurch, daß es ihn zum Abgeordneten des Distriktes Ocotlan wählte.

Als der Kongreß im Juni 1861 tagte, hörte man plötzlich nicht weit vom Sitzungssaale Gewehrfeuer und Waffengetöse. Der Präsident bedeutete die Abgeordneten und Zuhörer ruhig zu bleiben. Diaz bat sofort ums Wort und fragte, ob man es ihm, als Soldaten, gestatten wollte, seinen

Kameraden im Kampfe beizustehen. Es erwies sich, daß Marquez nur einen Angriff markierte, um den Marsch seiner Hauptmacht nach dem Osten zu decken. Oberst Diaz übernahm das Kommando der Oaxacabrigade und begann eine eifrige Verfolgung des frechen Gegners. Marquez kannte das Land aber so gut, daß es ihm im Schutze der Berge gelang, sechs Wochen lang einen entscheidenden Kampf zu vermeiden. Diaz war mit seinen Leuten ihm oft dicht auf den Fersen, aber gerade wenn es möglich schien, ihn zu fassen, entschlüpfte Marquez ihnen und war wieder verschwunden. Der grausame General der Reaktionären wurde aber schließlich doch durch die Oaxacabrigade zu Fall gebracht, deren Leitung für den erkrankten Kommandeur Diaz übernommen hatte, und dabei zeigten sich Diaz' militärische Fähigkeiten, sein Wagemut, seine scharfe Auffassungsgabe im hellsten Lichte. Der Kampf bei Jalatlaco in den Bergen begann in einer für Mexiko ganz außergewöhnlich dunkeln Nacht. Als Marquez versuchte, Santiago Tianquistengo zu passieren, schnitt ihm plötzlich General Ortega, der Kommandeur der konstitutionellen Armee, den Weg ab. Die Dunkelheit war so undurchdringlich, daß Ortega nur undeutlich den Bewegungen eines Teiles seiner Truppen folgen konnte. Ein Bericht meldete General Ortega, daß Diaz mit seinem Detachement besiegt und gefangen genommen wäre, daher erteilte er den Befehl, daß seine Truppen bis zum Tagesanbruche in der Defensive verharren sollten. In der Dunkelheit und Verwirrung hatte eine seiner vorgerückten Batterien beim Feuern auf die Reaktionären auch Diaz' Kolonne getroffen und dort ebensoviele Verluste herbeigeführt, wie bei dem Feinde. Diaz sandte einen Boten zum General mit der Bitte, das Schießen einstellen und ihm mehr Munition zukommen zu lassen. Noch ehe der Bote den General erreichte, begann Marquez einen Sturm auf die von Ortega besetzten Höhen. Diaz fiel den vorrückenden Kolonnen in die Flanken. An Zahl waren sie seinen Truppen überlegen, aber Diaz standen andere Vorteile zur Seite; er leitete die Attacke persönlich mit großer Energie, und der durch diese unerwartete Wendung überraschte und verwirrte Feind wurde vollständig geschlagen; die Truppen wurden versprengt, und Diaz konnte seinem General zugleich mit der Siegesnachricht melden, daß er sieben Geschütze, das vollständige Gepäck des Feindes erbeutet und sieben bis achthundert Mann zu Gefangenen gemacht hatte.

Das Gefecht bei Jalatlaco half Diaz, eine neue Stufe auf seiner Ruhmesleiter zu ersteigen. Als General Ortega dem Präsidenten Juarez Bericht erstattete, pries er warm Diaz' außerordentliche militärische Begabung und

schloß seine Lobrede mit den Worten: „Ich bitte darum Porfirio Diaz zu befördern; ich würde mich schämen, General zu sein, wenn Diaz nach seinen in meinem Beisein und unter meinem Oberbefehle vollführten Leistungen nicht auch sofort den gleichen Rang erhielte."

Diaz berichtet über seine Beförderung nur in schlichten Worten: „Als Belohnung für den Sieg bei Jalatlaco verlieh die Regierung mir den Rang eines Brigadegenerals."

So war ein Brigadegeneral aus dem ehrgeizigen, kleinen Knaben geworden, der voll heißen Tatendranges keinen sehnlicheren Wunsch hegte, als einst sein Regiment als Oberst führen zu dürfen. Mit welchem Stolze, welcher Wonne muß es ihn erfüllt haben, die durch manchen schweren Kampf errungene hohe Stellung einnehmen zu dürfen, und doch erwähnt er die Beförderung mit der ihn kennzeichnenden Schlichtheit, als ob sie gar nicht besonders bemerkenswert wäre. Nach einigen Jahren wurde er in Anerkennung bewiesener Tapferkeit und Geschicklichkeit im Kampfe gegen ausländische Eindringlinge zum Divisionsgeneral befördert; damit hatte er die höchste für ihn erreichbare Stufe in der Armee eingenommen und bekleidet sie noch heute. Im aktiven Dienst war er noch vierzehn Jahre geblieben.

General Diaz teilte mir einmal gesprächsweise viel aus seiner Militärzeit mit, und schließlich bat ich: „Könnten Sie mir wohl ein Verzeichnis jener Schlachten und Gefechte geben? ich zweifle daran, die Daten genau zu behalten." „Wenn Sie es wünschen, will ich das Verzeichnis aller kriegerischen Unternehmungen, bei denen ich tätig war, für Sie abschreiben lassen. In den Archiven des mexikanischen Kriegsministeriums wird eine offizielle Liste über die Kriegsleistungen jedes Soldaten geführt." „Für alles, was mir nützen kann, werde ich Ihnen sehr dankbar sein," erwiderte ich. Zwei Tage darauf, am 22. November 1904, übergab er mir das folgende, höchst interessante, wertvolle Dokument über alle Ereignisse aus seiner vierundfünfzigjährigen Militärlaufbahn in einer durchaus amtlich gehaltenen, vom Kriegsminister und anderen Beamten unterzeichneten Abschrift.

Republik Mexiko. Sekretariat für Heer und Marine. Abteilung für dienstliche Berichte. Stab der Armee.

Verzeichnis über die Dienstleistungen des Divisionsgenerals Porfirio Diaz. Alter: 74 Jahre. Geburtsort Oaxaca, in dem Staate gleichen Namens. Verheiratet.

Datum der Beförderung Tag	Mon.	Jahr	Angabe des Dienstgrades	Zeitdauer jeder Stellung Jahre	Mon.	Tage
24.	April	1856	Bataillonskommandeur der Nationalgarde der Regierung des Staates Oaxaca. (Miliz)			
22.	Dez.	1856	Hauptmann der Infanterie, ebendaselbst .			
22.	Juli	1858	Bataillonskommandeur, ebendaselbst . .	3	2	13
6.	Juli	1859	Oberstleutnant der Infanterie, ebendaselbst	0	4	19
25.	Nov.	1859	Oberst der Infanterie, ebendaselbst . .			
22.	Aug.	1860	Oberst der mexikanischen Armee unter dem Präsidenten Benito Juarez	3	6	4
23.	Aug.	1861	Brigade-General unter demselben . . .			
29.	Mai	1863	General unter demselben.	0	4	15
14.	Oktob.	1863	Divisionsgeneral der Armee.	41	1	7
			Zeit doppelt gerechnet nach dem Erlaß vom 2. Dez. 1878 und dem Patent vom 21. Oktob. 1881	5	6	13
			Ganze Länge der Dienstzeit bis zum 21. November 1904, an welchem Tage dieses Verzeichnis schließt	54	1	11

Angabe der Korps, in welchen er gedient hat und der Länge der Dienstzeit in denselben	Jahre	Mon.	Tage
In der Nationalgarde (Miliz) des Bezirks Ixtlan diente er im 2. Bataillon der Miliz und in den regulären Truppen des Staates Oaxaca vom 24. April 1856 bis zum 1. Juli 1861	5	2	8
Abgeordneter des Bundeskongresses, zugleich Major im Stabe der Brigade Oaxaca, die zu einem Feldzuge in den Staat Mexiko marschierte, später Kommandeur derselben Brigade vom 2. Juli 1861 bis zum 17. Mai 1863	1	10	16
	7	—	24

Angabe der Korps, in welchen er gedient hat und der Länge der Dienstzeit in derselben	Jahre	Mon.	Tage
Übertrag:	7	—	24
Kommandierender General der Ostarmee vom 18. Mai 1863 bis zum 9. Februar 1865	1	8	22
Kriegsgefangener der französischen Armee vom 10. Februar 1865 bis zum 21. September desselben Jahres	0	7	12
Kommandierender General der Ostarmee vom 22. September 1865 bis zum 21. Juni 1867	1	9	0
Kommandeur der 2. Division der Armee vom 22. Juni 1867 bis zum 25. Mai 1868	0	11	4
In den Baracken vom 26. Mai 1868 bis zum 14. September 1870	2	3	19
Abgeordneter des Bundeskongresses vom 15. September 1870 bis zum 7. November 1871	1	1	23
Verteidiger von Noria und Tuxtepec vom 8. November 1871 bis zum 30. November 1876	5	0	23
In verschiedenen Kommandos gemäß den folgenden genaueren Angaben vom 1. Dezember 1876 bis zum Schlusse des Verzeichnisses über die Dienstzeit	27	11	21
Zeit doppelt gerechnet nach dem Erlaß vom 2. Dezember 1878 und dem Patent vom 21. Oktober 1881	5	6	13
Ganze Länge der Dienstzeit bis zum 21. November 1904, an welchem Tage dieses Verzeichnis schließt	54	1	11

Feldzüge, kriegerische Unternehmungen und verdienstvolle Leistungen.

Nahm teil:

1857.

An dem Gefecht bei Ixcapa gegen Oberst José Maria Salado am 13. August, in welchem er (Diaz) verwundet wurde und Oberst Salado besiegt und getötet. An der Verteidigung zweier Stadtteile von Oaxaca vom 26. Dezember 1857 bis zum 16. Januar 1858, an welchem Tage er die durch General Cobos verteidigte Befestigung angriff und einnahm.

1858.

An der Einnahme der durch denselben General verteidigten Festung Jalapa (Staat Oaxaca) am 25. Februar. Am Treffen von Las Jicaras gegen José Conchado am 13. April, wobei dieser Anführer getötet wurde.

1859.

An dem Gefecht bei Mixtiquilla gegen Oberstleutnant Espinosa am 17. Juni, in welchem dieser getötet wurde. An dem Gefecht bei Tehuantepec gegen Manzeno am 25. November.

1860.

Am Treffen von Mitla gegen den General Marcellino Cobos am 21. Januar. An dem Sturm auf die durch Cobos verteidigte Festung Soledad am 2. Februar. An einem Treffen bei Marquesado gegen Casimiro Acebal am 9. März. An einem Treffen bei Ixtepeji gegen Anastasio Trejo am 15. Mai. An der Einnahme der Festung Oaxaca am 5. August unter dem Oberbefehl des Generals Salinas, bei welcher Diaz verwundet und für seine Tapferkeit zum Obersten befördert wurde.

1861.

An dem Gefecht bei Jalatlaco gegen den Exgeneral L. Marquez, unter dem Oberbefehl des Generals Jesus Gonzalez Ortega, am 13. August, in dem er für seine guten Leistungen den Rang als Brigadegeneral erhielt. An der Schlacht bei Pachuca unter dem Oberbefehl des Generals S. Tapia am 20. Oktober.

1862.

Am Treffen auf den Höhen von Acultzingo gegen die von General Lorencez befehligte französische Armee. Diaz stand unter dem Oberbefehl des Generals Ignacio Zaragoza am 28. April. An der Schlacht am 5. Mai gegen die französische Armee, unter dem Oberbefehl desselben Generals. An der Schlacht bei La Ceiba gegen die Franzosen am 14. Juni, als Diaz wieder unter General Zaragoza kämpfte.

1863.

An der Belagerung der Festung Puebla vom März bis zum Mai unter dem Oberbefehl des Generals Jesus Gonzalez Ortega gegen die Franzosen unter General Forey. An den Gefechten bei Tasco am 26., 27. und 28. Oktober gegen die Intervention als Oberbefehlshaber.

1864 u. 1865.

Am Treffen bei San Antonio Nanahuatipan gegen General Courtois d'Hurbal. An der Belagerung der Festung Oaxaca gegen Marschall Bazaine vom Dezember 1864 bis zum 9. Februar 1865 als Oberbefehlshaber. Ebenso bei Tehuitzingo gegen die Imperialisten am 22. September. An dem Gefecht bei Piaxtla gegen Carpintero am 23. September als Oberbefehlshaber. Desgleichen bei Jultzingo gegen Visoso am 1. Oktober. Desgleichen bei Comitlipa gegen denselben General am 4. Dezember.

1866.

Am Gefecht bei Tlaxiaco gegen Trujeque am 6. Januar als Oberbefehlshaber. Am Gefecht bei Lo de Soto gegen General José Maria Ortega am 25. Februar in gleicher Stellung. An dem Kampfe bei Putla gegen Trujeque am 14. April als Oberbefehlshaber. Am Treffen bei Huajuapam gegen Viriker am 5. September in gleicher Stellung. An der Schlacht bei Miahuatlan gegen Carlos Oronoz und C. Testar am 3. Oktober als Oberbefehlshaber. An dem Gefecht bei Nochistlan gegen Graf Ganz am 23. September in gleicher Stellung. An der Schlacht bei Carbonera gegen Krikar am 18. Oktober in derselben Stellung. An der Einnahme der vom Exgeneral C. Oronoz verteidigten Festung Oaxaca als Oberbefehlshaber. An der Aktion bei La Chitova gegen Remigio Toledo am 19. Dezember in gleicher Stellung.

1867.

An der Erstürmung und Einnahme der vom Exgeneral H. Noriega verteidigten Festung Puebla am 2. April als Oberbefehlshaber. An der Schlacht bei San Diego Notario gegen Exgeneral L. Marquez am 6. April als Oberbefehlshaber. Am Treffen bei San Gregorio am 8. April gegen Marquez, den Diaz verfolgte. An der Schlacht bei San Lorenzo gegen denselben Exgeneral am 10. April als Oberbefehlshaber. An der Belagerung und Einnahme der Festung Mexiko gegen denselben Exgeneral Marquez als Oberbefehlshaber, vom 12. April bis zum 21. Juni, an dem die Festung sich ergab.

1870.

Am Treffen bei Huajuapam gegen General J. Alatorre als Oberbefehlshaber.

1876.

An der Einnahme der Festung Matamoros gegen General La Barra am 2. April als Oberbefehlshaber. An dem Gefecht bei Icamola gegen General C. Fuera am 20. Mai als Oberbefehlshaber. An der Schlacht bei Tecoac gegen General J. Alatorre am 16. November in gleicher Stellung.

Übernommene Ämter und besondere Verdienste.

Im Jahre 1861 wurde er zum Abgeordneten des Kongresses der Union gewählt. Am 2. Juli desselben Jahres übernahm er das Kommando einer Streitmacht in einem Feldzuge im Staate Mexiko. Im Jahre 1873 wurde er zum Abgeordneten des Kongresses der Union gewählt. Im Jahre 1884 wurde er zum Präsidenten der mexikanischen Ausstellungskommission für New Orleans ernannt.

	Jahre	Monate	Tage
Präsident der Republik vom 1. Dezember 1876 bis November 1880	4	0	0
Sekretär des Fomento vom 1. Dezember 1880 bis zum 30. November 1881	1	0	0
Konstitutioneller Gouverneur des Staates Oaxaca und Mitglied des höchsten Gerichtshofes vom 1. Dezember 1881 bis zum 30. November 1884	3	0	0
Präsident der Republik vom 1. Dezember 1884 bis zu dem Tage, an dem dieses Dokument schließt	19	11	21
Summe	27	11	21

Erhaltene Auszeichnungen für kriegerische Unternehmungen.

Beförderungen.

Erhielt den Rang eines Brigadegenerals in Anerkennung der in der Aktion bei Jalatlaco am 13. August 1861 geleisteten guten Dienste. Wurde zum Brigade-Kommandeur ernannt wegen seiner glänzenden Waffentaten im Feldzuge gegen die Franzosen, besonders am 5. Mai 1862, und bei der Belagerung der Festung Puebla, 1863.

Ordensverleihungen durch die Regierung.

Besonderer Orden für die Erstürmung der Festung Puebla am 2. April 1867. Orden für den Reformkrieg. Ehrenmedaille für die Schlacht bei Pachuca. Ehrenmedaille für die Schlacht auf den Höhen bei Acultzingo. Ehrenmedaille für die Schlacht am 5. Mai 1862. Kreuz für die Belagerung von Puebla 1863. Kreuz 1. Klasse für seine Leistungen im Kampfe gegen die Franzosen. Kreuz der Beständigkeit 3. Klasse (für dauernd geleistete Dienste). Kreuz und Stern der Beständigkeit 2. Klasse. Kreuz und Stern der Beständigkeit 1. Klasse.

Ordensverleihungen der Staaten.

Orden der Legislatur des Staates Guerrero für Leistungen im Kampfe gegen die Franzosen und das Kaiserreich (Maximilian). Ehrenmedaille für Verdienste von der Legislatur des Staates Chihuahua. Ehrenauszeichnung von der Legislatur von Oaxaca für die Aktionen bei Mihuatlan und Carbonera und für die Belagerung und Einnahme jener Festung. Ehrenauszeichnung von der Legislatur des Staates Puebla für den Sturm auf jene Festung und Einnahme derselben am 2. April 1867.

Ausländische Ordensverleihungen.

Großkreuz des Ordens von Isabella der Katholischen (Spanien). Großkreuz des königlichen Ordens von Carlos III. (Spanien). Großkreuz des Ordens

mit Schwertern (Schweden und Norwegen). Großkreuz mit Turm und Schwert für Tapferkeit, Treue und Verdienst (Portugal). Erste Klasse des Befreiungsordens (Venezuela). Großkreuz der Ehrenlegion (Frankreich). Großkreuz des Chrysanthemumordens (Japan). Großkreuz des St. Moritz- und St. Lazarusordens (Italien). Großkreuz des Ordens für militärische Verdienste (Spanien). Großkordon des Leopoldordens (Belgien). Großkreuz des Roten Adlerordens (Preußen). Großkreuz des königlichen ungarischen St. Stephansordens (Österreich-Ungarn). Orden 1. Klasse mit Großkordon des Löwen- und Sonnenordens mit Brillanten (Persien). Großkreuz des Bathordens (England).

Zeugnis.

Tapferkeit — in der heutigen Geschichte des Landes bewiesen.

— Fähigkeiten — unbedingt zuverlässig.

— Theoretische Kenntnisse — Vorzüglich.

— Praktische Kenntnisse — Vorzüglich.

Kenntnisse in der Mathematik — Militärkursus. —

Kenntnisse in der Geographie des Landes — Vorzüglich, sowohl theoretisch als praktisch.

Kenntnisse in der Statistik des Landes — Vorzüglich.

Militärische Führung — Tadellos.

Führung im Zivilverhältnis — Ebenso.

Gesundheit — vollkommen gesund.

Ich, Rosalino Martinez, Brigadegeneral, Unterstaatssekretär für Heer und Marine, bezeuge hiermit, daß die oben erwähnten, 6 Bogen umfassenden, mit dem Amtssiegel versehenen, von mir unterzeichneten Dienstpapiere ein Auszug aus den sich auf den Divisionsgeneral Porfirio Diaz beziehenden Dokumenten sind.

Mexiko, den 21. November 1904.

(Gezeichnet) R. Martinez.

Gegengezeichnet vom Sekretär für Heer und Marine.

(gez.) J. F. Mena.

Beglaubigt vom Kabinetschef, Mexiko den 21. November 1904.

Oberst und Abteilungschef. (gez.) Antonio Floris.

Sechstes Kapitel.

Puebla wird durch die Franzosen belagert.

Im Jahre 1862 begann eine neue wichtige Periode in der Geschichte Mexikos. Das Interesse für den Reichtum des Landes, für die glänzenden Aussichten, die es bot, wurde im Auslande rege. Der beständige Regierungswechsel, die unaufhörlichen Parteikämpfe, der lange andauernde, blutige, das Land verheerende Krieg gegen den Klerus waren in anderen Ländern nicht unbemerkt geblieben. Der ehrgeizige Träumer — der damals in der Politik tonangebende Herrscher — stand auf der Höhe der Macht. Siege hatten seinen brennenden Ehrgeiz angestachelt, und er träumte davon in Mexiko, — dem Lande romantischer Fabeldichtung und unermeßlicher Reichtümer — ein französisches Kaiserreich zu gründen und seine Macht über zwei Erdteile auszudehnen. Die vertraulichen Verhaltungsmaßregeln, die er General Forey zu diesem Feldzuge mitgab, enthüllen teilweise, wenn nicht ganz die Gedanken des ehrgeizigen Ränkeschmieds:

„Es wird nicht an Leuten fehlen, die fragen, warum wir Geld und Leute hergeben, um eine regelrechte Regierung in Mexiko einzusetzen. Bei dem jetzigen Zustande der Zivilisation kann uns Europäern der wachsende Wohlstand, das Gedeihen der amerikanischen Staaten nicht gleichgültig sein; Amerika füllt mit seinen Erzeugnissen unsere Fabriken und belebt den Handel. Unser Interesse verlangt, daß die Republik der Vereinigten Staaten gedeiht und mächtig wird, aber keineswegs darf sie den ganzen Golf von Mexiko in Besitz nehmen und dadurch die Herrschaft über Westindien, sowie über Südamerika erlangen, — also den alleinigen Handel mit den Produkten der neuen Welt in Händen haben ... Daher also haben wir unsere militärische Ehre verpfändet, unsere Politik fordert es, und die Interessen der Industrie und des Handels machen es uns zur Pflicht nach Mexiko zu gehen, dort kühn unsere Standarte aufzupflanzen, eine Monarchie zu errichten —, wenn es sich mit den nationalen Empfindungen des Volkes verträgt, — jedenfalls aber eine Regierung einzusetzen, die einigermaßen Beständigkeit verheißt." *) (Das Schreiben ist vom 3. Juli 1862 datiert.)

*) „Der Sturz von Maximilians Kaiserreich" von Leutnant Seaton Schröder. S. 3.

Gute Gelegenheit zur Einmischung bot sich bald. Die mexikanische Finanzlage befand sich in trostlosestem Zustande. Die Zinszahlung für die Staatsanleihe war seit zwei Jahren unterblieben. Der Reformkrieg und die nachfolgenden Guerillakämpfe trugen die Schuld an der Schmälerung und teilweisen Vernichtung von Hab und Gut. England, Frankreich und Spanien machten Forderungen geltend zugunsten ihrer und anderer Staatsangehöriger in Mexiko. Die Begleichung dieser Forderungen verlangte man dringend von dem Präsidenten Juarez, der gerade die Herkulesarbeit bewältigte, Ordnung wiederherzustellen und der Guerillabanden Herr zu werden. Juarez konnte die Gläubiger nur mit Versprechungen abspeisen. Da wurden die diplomatischen Beziehungen gelöst, und am 31. Oktober 1861 unterzeichneten die drei Mächte in London einen Vertrag; danach wollten sie vereint bestimmte Festungen in Mexiko besetzen, die Zolleinnahmen in den Häfen in Beschlag nehmen und eine Kommission bilden, deren Aufgabe es war, die Bezahlung der Schuld zu ordnen. Jede Macht gab die ausdrückliche Zusicherung, keinen Landerwerb für sich anzustreben und nicht direkt in die mexikanische Regierung einzugreifen. Frankreich hatte allerdings am wenigsten zu verlieren. Die auswärtige Schuld belief sich in runder Summe auf 82000000 Dollars (mexikanisch). Der Hauptgläubiger war England mit 70000000 Dollars; dann folgte Spanien mit der Forderung von 9400000 Dollars, für Frankreich blieb nur die unbedeutende Summe von 2600000 Dollars. Obgleich Frankreich noch mit einigen phantastischen Ansprüchen vortrat, waren seine Forderungen doch bei weitem die unwichtigsten unter denen der verbündeten Mächte, deren vereinte Geschwader im Januar 1862 in dem Hafen von Vera Cruz erschienen, um die Schuld einzuziehen. Indessen hatte Louis Napoleon in aller Stille seine Idee, in Mexiko ein erbliches Königreich zu gründen, weiter ausgebaut, sogar schon dem Erzherzoge Maximilian von Österreich heimlich die mexikanische Krone angeboten.

Um diplomatischen Verhandlungen eine Tür offen zu lassen, erschien es Juarez weise, den Mächten bedeutende Zugeständnisse zu machen, und auf Verlangen der Verbündeten räumte er ihnen den Hafen und das Schloß San Juan de Ulúa bei Vera Cruz ein. In La Soledad wurden Vorverhandlungen unterzeichnet, die den drei Mächten das Landen ihrer Truppen und die Besetzung bestimmter Städte im Inlande gestattete, unter der Voraussetzung, daß sie für die Aufrechterhaltung der Ordnung einstehen würden und mit der Bedingung an die Küste zurückzukehren, sobald die

Verhandlungen abgebrochen werden sollten. Frankreich kam mit seinen Absichten sehr bald zum Vorschein. Ein mexikanischer Politiker mit wohlverdientem schlechtesten Rufe, Don Juan Almonte, der als Gesandter von den Reaktionären nach Europa geschickt und auch von Napoleon empfangen worden war, kehrte nach Vera Cruz mit Truppenverstärkungen zurück, deren Landung Napoleon unter irgend einem Vorwande durchsetzte. Er überbrachte auch den Vorschlag, in Mexiko ein Kaiserreich unter französischer Vormundschaft zu gründen, der durch den französischen Agenten warm befürwortet wurde. England und Spanien erklärten das Vorgehen Frankreichs für eine Verletzung der Verträge von London und La Soledad, schieden entrüstet aus dem Bündnisse, schifften ihre Truppen wieder ein und segelten nach Europa zurück.

So hatte Mexiko mit einer wohlorganisierten französischen Invasion zu rechnen. Nachdem eine Diktatur mit Almonte als Staatsoberhaupt proklamiert war, marschierten die französischen Truppen in zwei Divisionen, in einer Stärke von sechstausendfünfhundert Mann nach der Hauptstadt. Ihr Weg führte sie durch herrliche Landstriche, reich an erhabenen Naturschönheiten, durch jene wunderbaren Stromschluchten, die ich vor kurzem auf der Maschine eines Bahnzuges durchmaß. Wohl ist der Himalaja höher als die erloschenen Vulkane Orizaba, Colima, Popocatepetl, das Alpengebiet vielleicht umfangreicher, die Anden sind schroffer und rauher, — aber wo findet man Landschaften, die so reich an malerischen Bildern, an Reizen mannigfachster Art sind? Und über den rauschenden Strömen, über der herrlichen Tropenvegetation, die uns immer von neuem entzückt, wölbt sich der wunderbare mexikanische Himmel, zu dem die Felsspitzen, die hohen Schneegipfel der Vulkane emporragen. Als wir auf unserer Maschine von der Höhe hinunterfuhren — in wenigen Stunden befanden wir uns tatsächlich um 10000 Fuß tiefer — hatten wir die Region der Nadelhölzer und Magueys (Agave) verlassen und waren in die der Bananen, des Zuckerrohrs, der Kaffeebäume und Baumwollsträuche gelangt. Hier ersetzten Bambushütten die Landhäuser aus gebrannten Ziegeln, die Kinder liefen nackt umher. Aber inmitten der farbenprächtigen Tropenlandschaft suchten unsere Blicke immer wieder bewundernd die leuchtenden Schneegipfel der Vulkane. Auch auf die französischen Truppen werden die wunderbaren Landschaftsbilder ihren Eindruck nicht verfehlt haben.

Durch einen der ersten Schüsse, die in dem französischen Feldzuge fielen, wurde Felix Diaz, der Bruder des Präsidenten, verwundet, glücklicher-

weise nicht schwer. Er war mit fünfzig Berittenen ausgesandt, um Detachements der französischen und spanischen Truppen zu beobachten, die sofort nach Lösung des Bündnisses nach der Küste von Orizaba marschierten, nach der Stadt, die am Fuße des Vulkans gleichen Namens liegt. Bei dieser Gelegenheit wurde er plötzlich von Franzosen angegriffen und nach kurzem, hitzigen Gefechte gefangen genommen. General Diaz, der Kommandant des Distrikts war, erzählt, wie sein Bruder glücklich wieder entkam:

„Wenige Minuten nach dem Zusammenstoße kam die Gräfin Reuß mit einer spanischen Eskorte vorüber. Als sie hörte, was geschehen war, bat sie um die Freilassung der Gefangenen, ihre Bitte unterstützte ein spanischer Offizier aus dem Stabe des Generals Prim. Felix benutzte indessen einen unbeobachteten Augenblick, sprang schnell auf sein Pferd, das noch neben ihm stand, setzte über den Zaun auf den Weg und verschwand im Walde, glücklicherweise ohne durch einen der Schüsse getroffen zu werden, die die Franzosen ihm nachsandten."

Es war eine kecke Tat. Mehrere französische Offiziere saßen auf alten Kisten an einem kleinen Tisch und entwarfen den Schlachtplan; andere standen in lebhaftem Gespräch herum; einige französische Ordonnanzen zu Fuß waren dicht dabei. Nur einige Pferde, darunter Felix Diaz' eigenes waren da. Auf einen günstigen Moment lauernd, wanderte dieser zwischen den leeren Wagen und den ein oder zwei einzelnen Rossen herum, scheinbar um sie zu bewundern und zu streicheln. Dann kam der geeignete Augenblick. Jedermann war beschäftigt. Rasch trat er mit einem Fuß in den Steigbügel, schwang sich in den Sattel, spornte das treue Tier, das mit einem Satze den nahen Steinwall nahm, und jagte auf Tod und Leben davon, ehe die Offiziere ihre Pistolen abschießen oder die Soldaten die Flinten schußfertig machen konnten. Er gelangte glücklich nach Coscomatepec, wo er Freunde hatte, und zwei Tage später erreichte er seinen Bruder Acultzingo.

Mit diesem Vorfalle, der sich in dem bunten Durcheinander fast heiter wie eine Szene aus einer Komödie abspielte, begann der große nationale Kampf, der nach fünf Jahren mit dem tragischen Tode des Kaisers Maximilian in Queretaro endete.

Französische Militärschriftsteller hatten den Marsch ihrer Truppen nach der mexikanischen Hauptstadt nur wie einen Spaziergang dargestellt. Sie unterschätzten bedeutend den Widerstand, den das Land ihnen trotz des verheerenden, kaum beendeten Bürgerkrieges bieten konnte. Präsident Juarez ordnete an, daß die Brigaden der Generale Diaz und Mejia gegen den



Kaiser Maximilian
nach einem Gemälde im Museum zu Mexiko

Feind vorgehen sollten, damit er Zeit behielt, im Inneren des Landes Truppen zusammenzuziehen. Da traf die Republikaner ein furchtbares Unglück: die Explosion eines Magazins vernichtete tatsächlich Mejias Streitmacht. So ruhte die verantwortliche Aufgabe allein auf Diaz' Schultern. Er griff die Franzosen am 28. April 1862 auf den Höhen von Acultzingo an. Der Zweck des Kampfes war, ihr Vorrücken zu verhindern, damit General Zaragoza seine Vorbereitungen für die Verteidigung von Puebla vervollständigen konnte, wohin sich die Truppen am Abend des Tages auch zurückzogen.

Acht Tage später griffen die Franzosen mit ihrer ganzen Streitmacht unter General Lorencez Puebla an, am 5. Mai 1862. Das war ein ruhmvoller Tag für die Republikaner; noch heute feiern sie den Sieg des „Cinco de Mayo" als einen ihrer stolzesten Gedenktage. Die Franzosen erlitten eine schmachvolle Niederlage, obgleich sie an Stärke die tapferen Verteidiger der Stadt um das dreifache übertrafen. Unter Zaragozas Oberbefehl hatte General Diaz die Verteidigung des Weges nach Puebla von Amozoc, wo die Franzosen lagerten, übernommen. Während der Schlacht sammelte der Feind wiederholt seine Truppen auf diesem exponierten Punkte. Zwei Attacken, bei denen man auf beiden Seiten mit größter Erbitterung kämpfte, wurden zurückgeschlagen; schließlich erlag der Feind dem neuen Ansturm und Diaz unternahm eine heftige Verfolgung der flüchtigen Truppen, die sich bis in die Nacht hinein ausdehnte. Ein Offizier, der sich an diesem wichtigen Tage in seiner Nähe befand, sagte mir:

„Diaz sah prächtig aus. Er erschien zu Pferde größer als er wirklich war. Die breiten Schultern, der schön geformte Kopf, seine vorzügliche Haltung gaben ihm etwas Würdevolles. Obgleich er innerlich hoch erregt war, erschien er äußerlich vollkommen ruhig. Bei heftiger innerer Erregung äußere Ruhe zu zeigen, war eine Kunst, die unser Präsident sich durch strenge Selbstzucht erworben hat. In jüngeren Jahren konnte er sein feuriges Temperament bisweilen nicht zügeln, jetzt hat seit langer Zeit niemand etwas davon bemerkt — er ist nun vollkommen Herr seiner selbst."

Napoleon ermaß aus dieser Niederlage die Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe. Es war seinen Landsleuten ganz unbegreiflich, daß Lorencez die Schlacht hatte verlieren können; er fiel in Ungnade und wurde abgesetzt. Eine große Expeditionsarmee wurde ausgerüstet und landete unter dem Oberbefehle des Generals Forey in Vera Cruz; er hatte nun zweiundzwanzigtausendsechshundert Mann und fünfzig Geschütze zur

Verfügung und konnte noch auf etwa siebentausendfünfhundert Mann Hilfstruppen rechnen, — Mexikaner, die während des Guerillakrieges in den Bergen um ihr Leben gekämpft hatten und jetzt bereit waren, jeder neuen Sache unter der Anführung des berüchtigten reaktionären Generals Marquez zu dienen, der sich schon als Verräter bewiesen hatte.

Kaum zwölf Monate nach ihrer schmachvollen Niederlage standen die Franzosen wieder vor Puebla, aber unter andern Verhältnissen. Des Generals Hauptzweck war die Wiederherstellung der verlorenen Ehre durch die Einnahme der Stadt. An der Spitze von nahezu dreißigtausend Mann leitete er selbst die Belagerung; dieser erdrückenden Übermacht konnten die Republikaner in der Stadt nur sechzehntausend Mann entgegenstellen. — General Ortega leitete die Verteidigung und General Diaz befehligte unter ihm eine Infanteriebrigade. Puebla wurde der Schauplatz einer der erbittertsten Kämpfe während des französischen Invasionskrieges. Man nennt Puebla „Stadt der Engel", die Benennung „Stadt der Dachziegel" wäre angemessener. Schon zur Zeit der spanischen Invasion war Puebla seiner Ziegel wegen berühmt, aber leider wird der schöne, durch die Mauren eingeführte Kunststil nicht mehr gepflegt. An Mauern, Fußböden und Kuppeln von vielen schönen alten Kirchen und Klöstern sieht man diese Ziegel, und obgleich die Soldaten im Kampfe grausam gegen sie vorgingen, sogar die echte Vergoldung der herrlichen Schnitzereien abkratzten, um das Gold zu schmelzen, — hat die alte Stadt Puebla doch noch viel von ihrem Reiz und ihrer ehemaligen Schönheit bewahrt. Puebla ist die Hauptstadt des Staates gleichen Namens und liegt in einer von Bergen umgebenen Ebene 7000 Fuß über dem Meeresspiegel, etwa so hoch wie die meisten Städte in Mexiko; auf schwache Herzen wurde bei der Anlage der Städte nicht Rücksicht genommen. Nicht weit von Puebla ist die berühmte Pyramide von Cholula, neben der die Franzosen ihr Lager aufschlugen. Dachten sie wohl daran, daß sie an Größe alle ägyptischen Pyramiden überragt und daß einst Azteken und Spanier hier in blutigem Kampfe um die Herrschaft rangen? Cholula bedeutete für den Mexikaner, was Mekka den Mohamedanern oder Jerusalem den Christen ist — sie war die heilige Stadt von Anahuac. Die Azteken weihten die Pyramide von Cholula dem Gott der Luft — Quetzalcoatl. Er war ihrem Glauben nach ein ihnen wohlgesinnter Gott, der unter den Menschen lebte. Sie stellten ihn sich groß vor, mit weißer Hautfarbe, langen, dunklen Haaren und großem, wallendem Barte. Um dem Zorne anderer Götter zu entgehen, mußte er aus der

Stadt Mexiko fliehen und rastete auf dem Wege zur See in Cholula, wo ihm zu Ehren ein Tempel errichtet wurde. An der Meeresküste bestieg er ein Zauberschiff und segelte davon, versprach aber zurückzukehren. Man sagt, daß die Azteken, als die Spanier landeten, glaubten, unter ihnen befände sich ihr entschwundener Gott, und dieser Glaube viel dazu tat, die Eroberung von Mexiko durch ein Volk weißer Rasse zu erleichtern. Cholula gilt noch heute als Wallfahrtsort. Die Vegetation ist so üppig, daß die Pyramide fast von Grün bedeckt ist; an den steilen Seiten mühen die Pilger sich, auf Knien emporzuklimmen. Von der Kirche aus, auf der Spitze der Pyramide hat man eine herrliche Fernsicht über die Schlachtfelder von Puebla. Man soll in den umliegenden Tälern siebenundfünfzig Kirchen sehen können, Kuppeln und Türme ragen allerdings überall empor; es sind herrliche, vergoldete Kuppeln oder schöne Ziegelbauten; überhaupt erregen die prächtigen Kirchen, selbst die in Dörfern errichteten, wohlverdiente Bewunderung. Die Kathedrale in Puebla mit der wunderschönen Kapelle des hl. Domingo enthält die herrlichsten Schnitzereien, die man in Mexiko — man könnte fast sagen in der ganzen Welt — finden kann, denn Mexiko enthält wahre Wunderwerke der Holzschneidekunst und der Goldarbeiten in seinen prächtigen Kirchen. Vieles wurde leider während der Kriege und Revolutionen zerstört, aber es ist doch noch viel Schönes erhalten. Sowohl in Oaxaca wie in Puebla sind die schönsten Kirchen die von den Dominikanern erbauten; diese scheinen nicht nur sehr reich, sondern auch besonders künstlerisch begabt gewesen zu sein.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Franzosen unsagbar unter der Tropenhitze litten, auf die sie sich nicht vorbereitet hatten; erst die Erfahrung lehrte, daß Tagesmärsche unmöglich waren. Es fällt den Ausländern auf, daß alle Männer in Mexiko — auch die Herren — den riesengroßen, dort üblichen Hut, den Sombrero tragen, um sich vor dem Sonnenstiche zu schützen, die Frauen aber unbedeckten Hauptes umhergehen. Die jungen Damen tragen überhaupt keine Kopfbedeckung, und wenn sie einmal in der Sonne ausgehen — was selten geschieht — bedienen sie sich nur eines Sonnenschirmes. Um sich vor dem Sonnenbrande zu schützen, pudern sie sich stark, was auf der dunkeln Haut seltsam aussieht. Die älteren Damen tragen Spitzenschleier oder dünne, schwarze Schals, die, so reizend sie aussehen, durchaus nicht gegen die Sonne schützen. Die ärmeren Frauen, die gezwungen sind, sich den Sonnenstrahlen auszusetzen, bedecken den Kopf gar nicht, oder sie hüllen sich in die blauen Schals (rebozo): Trotzdem

kommt Sonnenstich unter den Eingeborenen selten vor, Ausländer leiden allerdings oft daran, und viele der Franzosen verloren damals ihr Leben durch diese Krankheit.

Am 18. März 1863 beobachteten die Patrouillen der Ostarmee in Puebla das Herannahen der Franzosen in zwei geschlossenen Kolonnen. Sie teilten sich auf dem Wege nach Amozoc und marschierten in verschiedenen Richtungen, um die Stadt von zwei Seiten einzuschließen. Diaz hatte dem kommandierenden General vorgeschlagen den Feind anzugreifen, solange die Truppen noch in Bewegung waren, aber sein Rat wurde nicht angenommen, und am nächsten Morgen stießen die Kolonnen auf dem Berge San Juan wieder aneinander, und der Ring war geschlossen. Am folgenden Tage wurden französische Belagerungsgeschütze aufgestellt.

Als die Belagerung durch das erste Geschützfeuer eröffnet wurde, bewies ein Vorfall den echten, über jedem Parteihader stehenden Patriotismus der Mexikaner. Der Oberst Don Manuel Gonzalez ließ sich bei General Diaz melden. Gonzalez war ein Mexikaner von hervorragender Begabung, der später den Präsidentenstuhl einnahm, als Diaz nach seiner ersten Amtsperiode eine Wiederwahl ablehnte. Gonzalez hatte früher auf der Seite der Konservativen gestanden und war in den blutigen Kämpfen bei Oaxaca ein tapferer Gegner von Diaz gewesen. Jetzt begrüßte er den früheren Gegner mit den Worten: „Ich habe Sie mehrmals darum gebeten, mir die Stelle eines Obersten in der mexikanischen Armee zu erwirken. Ob Sie meine Bitte nicht erfüllen wollten oder ob die Regierung sie Ihnen versagte, ist heute nicht Zeit zu erörtern — ein gemeinsamer Feind bedroht unsere Stadt, und ich habe ein anderes Anliegen an Sie. Geben Sie mir ein Gewehr und lassen Sie mich in Ihren Reihen kämpfen. Seien Sie dessen eingedenk — ich bin ein Mexikaner wie Sie und will die Ehre haben für mein Vaterland zu sterben." Diaz war tief bewegt. Er schüttelte dem neuen Kameraden die Hand und bat ihn als sein Freund und Waffengefährte mit ihm zu kämpfen. Er versprach ihm, General Ortega davon zu unterrichten, damit er formell in die Liste der Nationalarmee eingetragen werden konnte. Die Gelegenheit dazu bot sich bald.

„Als die Franzosen," schreibt Diaz, „allmählich den Belagerungsring schlossen, schlug ich dem kommandierenden General eines Tages vor, einen Ausfall auf einen von den benachbarten Stellungen isoliert stehenden Punkt zu wagen. Mein Vorschlag wurde angenommen und der Sturmangriff in Gegenwart des Generals und des Stabes ausgeführt, und von ihrem Stand-

orte auf dem Guadalupeberge beobachtet. Ich ließ eine Kompagnie durch Gonzalez führen, der die ihm anvertraute Aufgabe mit so großem Geschick und so glänzendem Erfolge löste, daß der General mich bei meiner Rückkehr fragte, wer die Kompagnie geführt hätte. Ich ergriff die Gelegenheit, ihm Gonzalez vorzustellen; dann bat ich Gonzalez zurückzutreten und berichtete dem General, in welcher Weise er seine Dienste angeboten hatte. General Ortega ließ Gonzalez sofort als Oberst einstellen, und als solcher blieb er in meiner Brigade."

Noch andere der reaktionären Führer folgten später dem Beispiele Gonzalez'. Die Mexikaner verteidigten die Stadt mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit und Zähigkeit. In den ersten Tagen der Blockade zerstörten sie einen Teil von San Javiar und machten einen Sturmangriff; die Franzosen drangen bis zum Festungsgraben vor, aber ihnen wurde ein so heißer Empfang zu teil, daß sie sich eiligst zurückzogen. Das scharfe Artilleriefeuer beschädigte schwer das an sich nicht sehr starke Fort und man mußte die darin geborgenen Vorräte in das Innere der Stadt bringen. Die Bataillone der Staaten Guanajuato und Morella, die den Berg San Javiar hatten halten sollen, wurden durch die in vier Kolonnen gegen sie vorrückenden Franzosen überwältigt; dabei verloren die Mexikaner drei Geschütze und fünfhundert Mann an Toten und Verwundeten.

Nach diesem Mißgeschick wurde die Arena mit ihren Umgebungen verteidigt. Jede mexikanische Stadt von Bedeutung besitzt eine Arena als Hauptvergnügungsplatz für das Volk an Sonntagen. In den ersten Apriltagen begann der Straßenkampf; selbst die Franzosen bezeugen, daß dabei die Mexikaner schwer zu besiegende Gegner waren. In seinem Buche „Die Expedition nach Mexiko" schreibt Kapitän Niox, ein Offizier aus dem Stabe des Generals Forey: „Wenn ein Gebäude zerstört war, verteidigten sie die Ruinen; dann nahmen sie hinter denselben Stellung und kämpften um den Platz ebenso hartnäckig. Nur schrittweise konnte man vordringen und nur über niedergerissene Mauern, über Leichen von Freund und Feind."

Diaz befand sich immer im dichtesten Getümmel. Zwei Tage hindurch hielt er eine schwache Verteidigungslinie gegen eine ihm an Zahl weit überlegene feindliche Macht und zwang sie nach verzweifeltem Handgemenge zum Rückzuge. Auszüge aus seinem Tagebuche geben davon ein anschauliches Bild:

„Am Abend des 1. April erhielt ich den Befehl, meine Brigade von dem San Joséplatze zurückzuziehen, den Platz den Reserven zu übergeben

und die Verteidigung der Seite der Stadt zu übernehmen, die von Süden nach Norden dem Feinde gegenüber lag. Im Süden begann die Reihe der Gebäude mit dem Kloster San Augustin, dann folgten nach Norden zu das Hospiz und schließlich La Merced. Ich zog meine Truppen dort zusammen und benutzte die ganze Nacht dazu, die Häuser und die sie verbindenden Durchgänge genau zu untersuchen. Wo es nötig war, ließ ich Mauern niederlegen, um für das Geschützfeuer freie Bahn zu gewinnen. Glücklicherweise machten die Franzosen am nächsten Tag keinen Angriff, und ich gewann Zeit, meine Strecke in besseren Verteidigungszustand zu setzen."

Der schwache Punkt war das Hospiz. Schon ehe Diaz es übernahm, als Escobedo es verteidigte, hatten es die Franzosen erfolgreich angegriffen, aber Diaz trat hilfreich ein und befahl, vorderhand über das Besitzrecht des Hospizes selbst nicht zu streiten, sondern die anstoßenden Häuser, die sich zu wirksamer Verteidigung eigneten, zu besetzen.

„Um sechs Uhr morgens glaubte ich sicher zu sein, daß der Feind uns unterminieren wollte. Die Töne klangen zuerst deutlich wie unterirdische und in der Richtung vom Hospiz nach San Augustin gerade über dem Hause, das man die Baracken San Marcos nennt. Allein ich hatte mich getäuscht und kam zu dem Schlusse, daß sie nur die Hospizmauern durchbrachen, um Öffnungen für das Geschützfeuer zu schaffen. Dieser Idee folgend besetzte ich das Gebäude und verbarrikadierte, so gut es anging, die dem Hospiz sich darbietende Front. Die Attacke ließ nicht lange auf sich warten. Um acht Uhr zerstörte das Geschützfeuer einen Laden rechts vom Portal, aber das sehr feste, solide Dach stürzte nicht ein. Eine Petarde explodierte an dem Portale; glücklicherweise hatte ich das Tor stark verbarrikadiert, zuerst durch Dachziegel und Ziegelsteine, die ich dem Hofe und dem Portale selbst entnahm und dann noch durch einen Erdwall. Daher gelang es der Petarde nicht, das Tor zu durchdringen, und die Franzosen mußten den Angriff durch die in den Laden geschossene Bresche machen. Ihre Vorstöße wurden länger als zwei Stunden mit größter Energie zurückgeworfen. Ein gefährlicher Augenblick trat ein, als das stürmische Vordringen der Franzosen durch die Bresche meine Soldaten so entmutigte, daß sie sich in Verwirrung zurückzogen, aber dadurch versperrten sie sich den schmalen Ausgang und wurden eingeklemmt. In dem Augenblick stürzte ich vor und feuerte ein über dem Portale aufgestelltes Geschütz ab. Das mörderische Feuer in so großer Nähe übte auf die Franzosen eine so überwältigende Wirkung aus, daß sie in wilder Flucht den Hof verließen, in

den sie schon einzudringen begannen. Das belebte den Mut meiner Leute; viele kehrten auf ihre Posten zurück, und in dem Schutze einer Fontäne in der Mitte des Hofes eröffneten sie ein Schnellfeuer durch die Bresche; ich hatte eine sehr große Öffnung machen lassen, da ich Material brauchte, um das Portal genügend zu verbarrikadieren. Dieses diente nun als vorzügliche Deckung. Einen Leutnant und fünfzig Mann ließ ich vom zweiten Stock des Gebäudes aus schießen. Schließlich gaben die Franzosen jeden weiteren Widerstand auf und zogen sich zurück.

Der Angriff auf die Baracken San Marcos war nach vierzehnundeinhalbstündigem hartem Kampfe um halb zehn Uhr abends beendet. Sobald der Feind sich zurückzog, rückte ich mit genügender Mannschaft vor, um die durch das feindliche Artilleriefeuer geöffnete Bresche zu schließen; dabei verlor ich einige Mann, denn es geschah unter dem fortgesetzten feindlichen Feuer."

Am nächsten Tage hatte Diaz einen neuen Angriff gegen einen anderen Punkt seiner Verteidigungslinie abzuweisen. Die Taktik war die gleiche. Artilleriefeuer schlug eine Bresche in die Außenmauer, dann drang eine Kolonne vor, besetzte den ersten Hof eines Hauses, und im inneren Hofe entspann sich ein blutiges Gefecht um den Besitz desselben. Diaz befand sich stets da, wo die Gefahr am größten war. Einige Worte aus seinem Tagebuche beweisen seine Unermüdlichkeit:

„Als ich an dem Angriffspunkte anlangte, war schon eine Bresche in Straßenbreite in die Mauer geschossen, aber trotzdem konnten die Franzosen nicht eindringen, weil es ihnen an Unterstützung durch Geschützfeuer mangelte. Während der Kanonade waren die Mauern des Hauses, aus dem sie schossen, zum Teil eingefallen und hatten die Geschütze unter den Trümmern begraben. Da es so stand, befahl ich Oberst Gonzalez, er solle mit seinen Leuten in die Straße eindringen und versuchen das Geschütz zu nehmen; allein die Aufgabe erwies sich als unausführbar, weil das feindliche Feuer zu heftig, zu ununterbrochen war. So mußten wir davon abstehen, aber später gelang es uns ohne Gefahr, unsere eigene Bresche wieder zu füllen. In der Nacht brannten wir das zertrümmerte Haus nieder. Einige zum Abprotzen fertige Kanonen gingen los, als die Flammen ihnen nahe kamen. Wir konnten leider keines der Geschütze wieder instand setzen. Zu meinem Bedauern wurde Oberst Gonzalez noch am Schlusse des Tages verwundet."

Tag und Nacht währte der Kampf von Haus zu Haus, die Soldaten fanden fast gar keine Ruhe. Kaum waren die eben geschilderten Kämpfe

beendet, als zwei Banden Zuaven durch die schlecht verteidigte Bresche von San Marcos, die in der Nacht zuvor mühsam geschlossen war, eindrangen. Der Durchgang durch das Portal wurde vom Hofe aus verteidigt und war schwierig zu erzwingen, so sammelten die Zuaven sich in dem zerstörten Laden seitwärts. Aber das Dach war zu ihrem Empfange gut vorbereitet! Vier Granaten explodierten und mit solchem erschütternden Getöse, daß sie wohl meinten, das Dach und die Mauern stürzten über ihnen zusammen. Als der Rauch und Staub sich verzogen hatten, waren die Zuaven fort, sie waren schleunigst entflohen und hatten ihre Toten und Verwundeten zurückgelassen.

Es ist immer interessant, bei Schlachtenschilderungen die Berichte beider Parteien zu vergleichen. Der französische Hauptmann Niox weicht nicht wesentlich von Diaz' Schilderungen der beiden ersten Tage ab, in denen die Sturmangriffe den von Diaz mit so viel persönlichem Mute und militärischem Geschick verteidigten Linien galten. Der Bericht schließt mit den Worten:

„Der kommandierende General begab sich persönlich zu den Baracken San Marcos, um die Hindernisse zu untersuchen, gegen die unsere Truppen vergebens ankämpften. Er sah alle, durch Geschütze so gut versicherten Barrikaden, die befestigten Mauern, die platten, durch Säcke voll Erde beschwerten Dächer, die schutzbietenden Balkons und Gemächer, die den Soldaten einen guten Versteck boten. Nachdem er sich persönlich von den Schwierigkeiten überzeugt hatte, denen unsere tapfersten Soldaten zum Opfer gefallen waren, — denn gerade die mutigsten gehen voran und fallen zuerst — befahl er, daß mit dem Unterminieren begonnen werden sollte."

Am 5. April wurde wieder ein Versuch gemacht, durch die Bresche nach San Marcos einzudringen, und am nächsten Tage folgte ein neuer Sturmangriff, der auch zurückgeschlagen wurde. Diaz hatte dabei die Genugtuung, Hauptmann Galland und fünfunddreißig Mann gefangen zu nehmen, die beim Rückzug auf dem Hofe abgeschnitten wurden und sich ergeben mußten.

Indessen machte das Werk des Unterminierens von Tag zu Tag größere Fortschritte. Die Vorräte in der belagerten Stadt nahmen ab. General Tomas O'Horán machte einen Ausfall aus Puebla und bahnte sich glücklich einen Weg durch das feindliche Lager, um die Regierung von dem kritischen Stande der Dinge zu benachrichtigen. Vielleicht die blutigsten Kämpfe fanden bei dem Sturme auf das Kloster Santa Inés statt. Diaz selbst hält ihn für eine der bemerkenswertesten Episoden in der Belagerung von Puebla. Der Angriff ging von einem, einige Tage vorher von den

Franzosen eroberten, „Mesón de la Reja" benannten Hause aus. Geradeüber war der Garten von San Augustin, und die angreifenden Kolonnen mußten durch eine Straße, an die eine von den Mexikanern besetzte niedrige Mauer stieß. Hinter der Mauer standen eine Reihe niedriger Häuser, deren platte Dächer dem Feuer von den Balkons des Mesón de la Reja ausgesetzt waren. Die französischen Truppen begannen den Ansturm mit der größten Tapferkeit, trotz des mörderischen Feuers von den auf der Straße schnell errichteten Barrikaden und von den Balkons. Ungeachtet der schweren Verluste sammelten sie sich immer wieder, und in heißem Kampfe bezeichneten sie jeden Schritt des Vordringens durch Tote und Verwundete. In einem Augenblicke schien das Glück des Tages sich ihnen zuzuneigen. Der hartnäckige Widerstand der Mexikaner schien erschöpft zu sein, und der französische Vortrab war, von den anderen ihn schützenden Truppen entfernt, schon in das Kloster eingedrungen. Eine für die Mexikaner vorteilhafte Position hatten sie aber noch nicht besetzt — nämlich die platten Dächer der mit der Gartenmauer von San Augustin gleich hohen Häuschen, von denen man den auf der Straße wütenden Kampf überblicken konnte. Allerdings war diese Stellung schwer zu halten, da die Dächer, wie schon erwähnt, von dem Gewehrfeuer von den höheren Balkonen des Mesón de la Reja bestrichen werden konnten.

Die schwierige Lage erforderte verzweifelte Maßnahmen. Diaz ging mit einigen Freiwilligen durch eine Hintertür zu den wenigen Stufen, die auf die Dächer führten. Sobald sie oben erschienen, empfing sie heftiges Gewehrfeuer, sie stürzten eiligst über die Dächer nach der Straßenfront und suchten Schutz, indem sie sich platt zur Erde warfen, gedeckt durch das niedrige Gesims und die Eckverzierungen. Von hier aus feuerten sie auf die auf der Straße kämpfenden Feinde. Endlich ermatteten die Franzosen, sie zogen sich zurück und ließen in Feindeshand die Überlebenden des ersten Zuavenregiments, sieben Offiziere und hundertunddreißig Mann, jene tapfere Schar, die zuerst in das Kloster Santa Inés eingedrungen war und nun nicht wieder hinauskonnte.

Diaz sagt:

„Hunderte von Leichen französischer Soldaten, darunter viele Offiziere, bedeckten die Straßen und Höfe von Puebla, wo der Kampf am heißesten gewütet hatte. Am nächsten Tage beförderte General Ortega verschiedene Offiziere, die an dem Kampfe teilgenommen hatten. Ich wurde zum Brigadegeneral im aktiven Heere befördert und die Ernennung später durch die Bundesregierung bestätigt."

Die Schrecken der Belagerung hatten aber noch kein Ende erreicht. In der Nacht nach diesem Kampfe am 5. April und später noch einmal am 29. April wurde mit Zustimmung beider Parteien das Schießen für zwei Stunden eingestellt, um die Toten und Verwundeten von den Straßen und aus den Trümmern fortzuschaffen — eine während jener glühendheißen Tage in Mexiko unerläßliche Aufgabe.

Schwierigkeiten in der Verproviantierung der Stadt besiegelten schließlich des Schicksal Pueblas. In der Hoffnung auf Hilfe von außen wurde die Verteidigung tapfer fortgesetzt, aber zweimal griffen die Franzosen dem General O'Horan anvertraute Maultierzüge auf. Comonfort, der Ex-Präsident, der in der Stunde der Not aus der Verbannung nach Mexiko zurückgekehrt war, erhielt ein Militärkommando, aber bei dem Versuche, die Stadt zu entsetzen, wurde er vollständig geschlagen und verlor acht Geschütze und einige tausend Mann als Gefangene. Mit dem Rest seiner Truppen zog er sich nach der Hauptstadt zurück. Ein junger Offizier, der unter Comonfort diente und jetzt ein wichtiges Amt in Europa bekleidet, spricht von ihm in den lobendsten Ausdrücken.

„Er war tapfer, durchaus vornehm, außerordentlich begabt und ein treuer Freund. Comonforts Tod erfolgte in sehr tragischer Weise. Als die Franzosen die Hauptstadt besetzt hielten, und viele Mexikaner sich nach Laon zurückzogen, erhielten die Generäle Comonfort und Uraga Befehl, sich nach Celaya und San Luis-Potosi zu begeben. Die Abreise erfolgte zur frühen Morgenstunde, und die beiden Wagen fuhren vor demselben Hause vor, da die Generäle es gemeinsam bewohnten. General Uraga schlug vor, die Eskorten zu wechseln, da er die Rancheros-Schwadron für sich wünschte. Als Comonfort am nächsten Tage seine Fahrt nach Celaya fortsetzen wollte, verstärkte der „Jefe Politico" von San Miguel de Alende seine Eskorte, da Banditen unter Anführung der berüchtigten und gefürchteten Gebrüder Troncoso, die kühn genug waren, sogar reguläre Truppen anzugreifen, den Weg unsicher machten. Fünfzig gut berittene Rancheros begleiteten den General, und sie gelangten unbehelligt bis in die Nähe von Celaya. Als die Banditen sahen, daß nur fünzig Mann den General begleiteten, eröffneten plötzlich 500 ihrer Genossen ein heftiges Gewehrfeuer auf die kleine Truppe und ein furchtbares Gemetzel folgte. Die Rancheros mit ihrem Anführer entflohen und ließen Comonfort allein. Nach einigen Minuten tapferer Gegenwehr wurde er dicht bei seinem Wagen durch Lanzenstiche getötet. Sein Tod erregte große Teilnahme; das Land verlor in Comonfort einen tapfern Soldaten und einen treuen Patrioten."

Als Comonforts Versuch, Puebla zu entsetzen, scheiterte, war die letzte Hoffnung der Garnison geschwunden. General Ortega machte die Geschütze

und die Munition zu nichte und meldete am 17. Mai dem französischen Kommandeur, daß die Stadt zur Übergabe bereit wäre. Forey war als Soldat und Diplomat darauf bedacht, sich die künftigen Untertanen des zu gründenden Kaiserreiches geneigt zu machen; daher bot er den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden an, daß diejenigen in Puebla bleiben konnten, die auf Ehrenwort versprechen wollten, sich ferner weder in politische, noch in kriegerische Unternehmungen zu mischen. Kein einziger Offizier gab sein Ehrenwort; sie erklärten, daß ihre innerste Überzeugung es ihnen verbäte, auf diesen Vorschlag einzugehen. Diaz entwich aus Puebla in der Nacht, ehe der traurige Zug der Kriegsgefangenen nach Vera Cruz geführt wurde. In den großen Shawl, den die Eingeborenen bei kaltem Wetter immer tragen, gehüllt, vermied er die Schildwache, die Verdacht hätte schöpfen können, und ging an dem wachthabenden Offizier vorbei, der zufällig Kapitän Galland war. Beim Beginn der Belagerung war Galland einmal sein Gefangener gewesen, und sie hatten ganz freundschaftlich miteinander verkehrt. Er grüßte kurz, wandte das Gesicht ab, um nicht erkannnt zu werden und gelangte auf die Straße. Glücklicherweise traf er einen Freund, der ihn in seinem Hause verbarg, in das sich auch General Berriozábal geflüchtet hatte. Unter Mithilfe eines Offiziers gelang es ihnen, aus der Stadt zu entkommen. Sie wanderten die ganze Nacht hindurch in den Bergen umher und verirrten sich so, daß sie bei Tagesanbruch wieder vor Puebla standen und die Franzosen die Reveille blasen hörten. Sie gingen nun nach San Miguel Canoa und meldeten sich als Deserteure. Da sie den dortigen Priester kannten, baten sie ihn um einen Führer nach Tlaxcala. Später merkten sie, daß sie verfolgt wurden, aber mit Hilfe einer kleinen mexikanischen Reiterschar gelang es ihnen, nach manchen Abenteuern sicher in der Hauptstadt anzukommen.

Der Fall von Puebla besiegelte das Schicksal der Hauptstadt und änderte den ganzen Lauf des Krieges. Mit dem Reste der Truppen konnten die Republikaner unmöglich Mexiko gegen die Franzosen halten. Ihre besten Regimenter waren kriegsgefangen. Das Vertrauen in die Kriegstüchtigkeit ihrer Macht hatte einen schweren Stoß erlitten. Es lagen ernste Gründe vor, die Treue vieler Offiziere anzuzweifeln. Nach seiner Ankunft in Mexiko suchte Diaz sofort Juarez auf und pflog mit ihm ernste Beratung über die Lage des Landes, und sie kamen zu dem Schlusse, daß eine geraume Zeit vergehen müßte, ehe sie einen neuen Kampf um die Unabhängigkeit Mexikos beginnen konnten.

Eine Woche nach der Übergabe Pueblas verlegte Juarez den Sitz der konstitutionellen Regierung weiter nordwärts nach San Luis Potosi. Er wünschte es dringend, daß Diaz den Oberbefehl über das Heer übernehmen sollte. Diaz warf dagegen ein, daß es Unzufriedenheit erregen könnte, wenn er als junger Offizier die hohe Stellung einnehme; mancher Offizier würde ihrer Sache untreu werden, und gerade jetzt konnten sie keinen Mann entbehren. Er übernahm aber den Oberbefehl über die Ostarmee mit der Verpflichtung, die Oststaaten gegen die Eindringlinge zu verteidigen. Nach langen, höchst beschwerlichen Märschen durch die Berge, nach Überwindung von manchen ernsten Hindernissen, wozu auch Meuterei unter seinen Soldaten gehörte, langte er schließlich in Oaxaca an. General Forey zog am 9. Juni 1863 ohne Widerstand in die Landeshauptstadt ein, und die wankelmütigen Mexikaner bereiteten den Siegern von Puebla einen fast begeisterten Empfang.

Für Louis Napoleon schien sich alles günstig zu gestalten. Die Landesregierung war verdrängt, und eine Regentschaft mit dem verräterischen General Almonte an der Spitze eingesetzt; das weitere konnte folgen. Die neuen Herren von Mexiko, die gute Schauspieler waren, vollzogen den Wechsel in dramatischer Form. An einem Julimorgen hob sich der Vorhang, und die erstaunten Zuschauer durften eine Versammlung von Notabeln sehen, von deren Existenz sie bisher nie gehört hatten. — Sie hielten ein Konklave in Mexiko und nahmen feierlich folgende Vorschläge an. Erstens: Das mexikanische Volk erkennt eine monarchische, gemäßigte, erbliche Regierung unter einem katholischen Fürsten an. Zweitens: Der Herrscher soll den Titel „Kaiser von Mexiko" führen. Drittens: Die mexikanische Kaiserkrone soll Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Erzherzoge Ferdinand Maximilian von Österreich für sich und seine Nachkommen angetragen werden. Viertens: Falls aus irgendwelchen Gründen der Erzherzog Ferdinand Maximilian die ihm dargebotene Krone nicht annehmen will, sollen die Mexikaner es Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon III. anheimgeben, den Thron einem andern katholischen Fürsten anzubieten.

In dieser Form wurde dem getäuschten Maximilian die Regierung angetragen. Jeder Unbefangene mußte den Lug und Trug durchschauen. Freilich gab es ein paar Familien, besonders unter dem alten spanischen Adel, die in der Rückkehr zur Monarchie mit ihren alten Traditionen und einem glänzenden Hofe, eine Errettung Mexikos aus dem trostlosen Wirrsal erblickten; aber die sogenannte „Versammlung der Notablen", die sich selbst

das Recht anmaßte, über die Freiheit des Landes zu bestimmen, war in keiner Hinsicht eine berufene Vertretung des mexikanischen Volkes. Sie war Nichts als das gefügige Sprachrohr Louis Napoleons.

Ob gut oder schlimm — genug, der Würfel war gefallen — zum Unheil für alle Hauptpersonen der beginnenden Tragödie, wie sich bald zeigte. Eine Gesandtschaft wurde eiligst zu Maximilian geschickt, ihm die Krone zu Füßen zu legen, und ein neues Kapitel bewegter mexikanischer Geschichte beginnt.

Siebentes Kapitel.

Maximilians Anträge.

Lebhaft wogte in Europa der Streit über die Episode Maximilians in Mexiko. Ein Schimmer von Romantik lag darüber, der sonst in der neuen Geschichte fehlt. Daß der österreichische Prinz mit seiner schönen Gemahlin fortsegelte, um ein fernes, durch Blutvergießen und Räuberei berüchtigtes Land zu regieren, erregte jedermanns Sympathie.

Louis Napoleon — jetzt nur ein leerer, bedeutungsloser Name — beherrschte in jenen Tagen Europa; er war der Mann des Schicksals, dessen Willen niemand zu ergründen vermochte.

Wohin führte dies alles? Das Ungewohnte der Sache, die hohe Stellung der Hauptspieler in diesem Drama, der drohende Konflikt zwischen den monarchischen Institutionen der Alten und den republikanischen der Neuen Welt, das alles steigerte die Spannung, mit der man in Europa der Entwicklung folgte. Es war ein schreckliches Kapitel der Geschichte, ein Kapitel voll glühender Hoffnungen, Verräterei, Meuterei und Tod. Zum Glück kann ich General Diaz' eigene Worte anführen, um seinen Anteil an den Kämpfen dieser drei bedeutungsvollen Jahre zu schildern.

Als der jüngere Bruder des jetzt regierenden Kaisers Franz Joseph wurde Maximilian 1832 geboren. Er trat in die Marine ein und wurde Admiral und Höchstkommandierender der österreichischen Flotte. Im Jahre 1857 vermählte er sich mit der siebzehnjährigen schönen Prinzessin Charlotte Amélie, der einzigen Tochter des damaligen Königs von Belgien. Der Kaiser ernannte seinen Bruder zum Vizekönig der Lombardei und errichtete dem jungen Paare ein glänzendes Hoflager in Mailand. Maximilian war ein außergewöhnlich schöner Mann mit ritterlichem, gewinnendem Wesen, nur vielleicht etwas schwach gegenüber seiner prachtliebenden jungen Gemahlin. Die verschwenderische Hofhaltung wurde von der österreichischen Regierung gemißbilligt, und nach zwei Jahren entsagte Maximilian seiner Würde als Vizekönig und zog

sich in das schöne Schloß Miramare am Adriatischen Meere zurück. Hier verlebte er mit seiner über alles geliebten Gemahlin Jahre sonnigen Glückes. Leider wurde Charlotte des einförmigen Lebens müde, und als Napoleon III. ihrem Gemahl die Krone von Mexiko anbot, gebrauchte sie ihren Einfluß, um Maximilian zur Annahme derselben zu bewegen. Maximilian zögerte. Wohl übten die romantischen Traditionen des ehemaligen Aztekenreiches eine gewisse Anziehungskraft auf seine phantastischen Träumen geneigte Seele aus; edlen Sinnes, in der Politik wenig erfahren, war er auch weit entfernt davon, Napoleons ränkevolle Pläne zu durchschauen; allein ihn quälten Bedenken verschiedener Art. Schließlich wirkte bestimmend die rückhaltlose Begeisterung seiner Gemahlin, — so daß er nachgab, aber nur unter der Bedingung, daß ihm die Krone durch Abstimmung von dem mexikanischen Volke selbst angetragen werden sollte.

Indessen war General Forey in Anerkennung seiner Dienste zum Marschall befördert und nach Frankreich zurückberufen worden. An seine Stelle trat als Generalbevollmächtigter Napoleons General Bazaine. Und während Maximilian noch zögerte, bereitete er in Mexiko schon alles zu seinem Empfange vor. Unter dem Druck der französischen Herrschaft stimmten die Mexikaner wie ein Mann — Bazaine trug Sorge, daß die Andersgesinnten nicht zur Geltung kamen.

Trotz der Warnungen seines Bruders, des Kaisers Franz Joseph und seiner Mutter, der Erzherzogin Sophie, nahm Maximilian das Plebiszit für den Willen des Volkes, verzichtete auf die österreichische Thronfolge, — falls sein Bruder ohne Erben sterben sollte — und ließ sich in dem Schlosse Miramare durch Mitglieder der Versammlung der Notabeln, die eigens dazu nach Europa gekommen waren, zum Kaiser von Mexiko krönen. Er leistete den Eid darauf „mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für die Wohlfahrt und das Gedeihen des mexikanischen Volkes zu sorgen, seine Unabhängigkeit und die Unantastbarkeit des Landgebiets zu wahren“. Ein schon durch Napoleon III. vorgeschriebenes Dokument wurde aufgesetzt, durch welches dem neuen auf Nationalbankerott gegründeten Kaiserreiche noch die Kosten der französischen Vermittlung auferlegt wurden, die die Staatsschuld um einhundert und dreiundsiebzig Millionen Dollars vergrößerte.

In Erwartung der erträumten Pracht und Herrlichkeit war Charlotte strahlend glücklich. Mit wie geringer Begeisterung aber Maximilian trotzalledem an seine Aufgabe ging, beweist eine am Vorabende seiner Abreise voll trüber Vorahnungen gemachte Aufzeichnung in seinen „Memoiren“, die Kaiser Franz Joseph nach Maximilians Tode veröffentlichen ließ.

„Muß ich für immer aus meiner schönen Heimat scheiden, die heiligen Bande lösen, die mich an mein Vaterland fesseln, — an das Land meiner sonnigen Kindheit, an das Land meiner ersten Liebesträume? Man lockt mich mit ehrgeizigen, törichten Trugbildern, mit dem Glanze der Krone, mit der Verheißung einer ruhmvollen Zukunft. Soll ich dem Sirenensange lauschen? Muß ich über den weiten Ozean an ferne Gestade ziehen? Gold und Diamanten sollen meinen Lebensweg schmücken; werden sie imstande sein mir den Frieden der Seele zu geben? Kann Reichtum das Glück des Herzens erhöhen? O, laßt mir mein friedliches Leben im Schatten der Myrten, fern von dem Geräusche der Welt. Wissenschaft und Kunst gelten mir mehr als Gold und Diamanten."

Nachdem Maximilian Abschiedsbesuche an den Höfen von England, Frankreich, Österreich und Belgien und im Vatikan gemacht hatte, schiffte das junge Kaiserpaar sich zur Reise in das ferne Reich am 14. April 1864 ein.

Niemand war weniger geeignet als Maximilian den mexikanischen Thron zu besteigen. Ein Ludwig XI., ein Cromwell — Männer mit eisernem Willen, ohne ein zu zartes Gewissen — hätten vielleicht mehr erreicht. Aber Maximilian, der schwache, wankelmütige, zartbesaitete, der romantische Träumer, — eine Künstlernatur — konnte unmöglich Erfolg in einem Lande haben, das seit Jahren der Herd von Revolutionen gewesen war.

Er verstand nicht einmal die Sprache des Volkes, wußte wenig von dem, was diesem frommte, ihm zu gedeihlicher Entwicklung not tat. Er übernahm eine Herkulesarbeit, ohne die Kraft sie auszuführen. Nicht einmal eignes Geld, eigne Truppen unterstützten ihn, — das tragische Ende war unausbleiblich; aber noch heute gedenkt man in Mexiko tränenvollen Auges des ritterlichen Kaisers und seiner schönen, unglücklichen Gemahlin.

Admiral Eardly Wilmot erzählte mir, daß er als Seekadett auf Ihrer Majestät Schiff „Duncan" im Port Royal in Jamaica sah, wie am 21. Mai 1864 die österreichische Fregatte „Moara" einlief. Sie führte die mexikanische Flagge, ein französisches Kriegsschiff geleitete sie. Er hatte Gelegenheit, auf der Landungsbrücke Maximilian und Charlotte zu sehen und erinnerte sich lebhaft des tiefen Eindrucks, den ihre Schönheit und ihre frohe Zuversicht auf ihn machten. Interessant ist, was acht Jahre später, im Januar 1872, als das Trauerspiel in Queretaro längst vorüber war, Leutnant Wilmot über die damaligen Verhältnisse in Mexiko schrieb:

„Leben und Eigentum sind nicht sicher, so daß nur die Aussicht auf reichen Gewinn für die Gefahren hierzulande entschädigen kann. Die Hauptursache dieser trüben Verhältnisse ist in dem Charakter des Volkes zu suchen. Es fehlt dem

Mexikaner an Stetigkeit; von den spanischen Vorfahren hat er den Wankelmut, von den Indianern List und Schlauheit geerbt, aus der Mischung entstand Treulosigkeit. Wer will das spätere Schicksal des Staates vorhersagen? Viele mutmaßen ein Protektorat der Vereinigten Staaten mit schließlicher Annexion, andere Amerikaner stimmen einfach für zwangsweise Besitznahme durch militärische Besetzung des Landes. Die Mexikaner hören diese Hypothesen mit hohnvoller Verachtung an. So schnell sie zu Parteikämpfen und Revolutionen im Lande bereit sind, so fest geschlossen zu tapferer Gegenwehr stehen sie zusammen, sobald ein Feind von außen das Land bedroht. Das beweist auch der traurige Ausgang der kurzen Herrschaft Maximilians. Die Urheber der dunkelen Tat, die in ganz Europa einen Sturm der Entrüstung hervorrief, werden durch ihre Unfähigkeit miteinander in Frieden zu leben, selbst ihre Strafe heraufbeschwören. Der jetzige Präsident Juarez muß mit aller Energie gegen seinen früheren General Porfirio Diaz vorgehen, der sich gegen ihn empört hat und nach der Herrschaft im Staate trachtet; aber man meint allgemein, daß Juarez den Sieg behalten wird. Raub, Mord und Plünderung bezeichnen die Spuren der Aufständischen. Geschäftsleute und Kapitalisten setzen in Diaz als Staatsoberhaupt kein großes Vertrauen, obgleich sie seine militärischen Verdienste rückhaltlos anerkennen — — — Reichtum und Bildung findet man jedenfalls hauptsächlich bei der Kirchenpartei; aber sowohl die liberalen Juaristen, wie die radikalen Anhänger von Diaz sind in dem Entschlusse einig, diese Partei zu bekämpfen."

Diese Beobachtungen Eardley Wilmots sind auffallend richtig, wenn man bedenkt, wie schwer man damals Zuverlässiges über Mexiko erfuhr. Seine Worte zeigen, daß selbst die Leute, die Diaz' militärische Tüchtigkeit schätzten, an seiner Fähigkeit zum Präsidenten zweifelten. Heute sind eben diese Leute seine stärksten Stützen. —

Maximilian war 32 Jahre alt und seine Gemahlin viel jünger, als sie mit kühnen Hoffnungen auszogen, eine neue Welt zu erobern, einen Kaiserthron zu besteigen. Sie ahnten nichts von der Unmöglichkeit der vor ihnen liegenden Aufgabe. Prunk und Glanz war ihr Ziel — ein Hof und eine Krone — doch wehe! Kaum drei Jahre später kehrte die Kaiserin, Hilfe heischend mit gebrochenem Herzen nach Europa zurück, und ihr Gatte ward als Feind des Landes erschossen, für das er bei seinem unbedachten Unternehmen so viel gelitten hatte. Die traurigen Erinnerungen des Hauses Habsburg bergen nichts Tragischeres als den Tod des jungen Fürsten und die trostlos langen Jahre der Eingeschlossenheit seiner gebrochenen geisteskranken Witwe. —

Als am 29. Mai 1864 das Kaiserpaar in Vera Cruz landete, wurde

ihm ein frostiger Empfang zuteil, aber für diese Enttäuschung und für die lange, anstrengende Reise bis zur Hauptstadt entschädigte sie die jubelnde Begeisterung, mit der sie dort aufgenommen wurden. Viele alte spanische Familien waren der ewigen Bürgerkriege müde und sehnten sich nach einer dauerhaften Regierung, die dem zerrütteten Lande Frieden und Gedeihen verhieß, und sie begrüßten Maximilian als den Retter aus der Not. Mit großer Feierlichkeit wurde die Krönung des Kaiserpaares in der Kathedrale der Hauptstadt vollzogen.

Legenden erhalten sich lange, und wie einst die Indianer Cortez als den heimkehrenden Luftgott Quetzalcoatl begrüßten, so glaubten sie jetzt, daß die alte Prophezeiung sich erfüllte, als der bestrickend schöne Maximilian auf dem vorgeschriebenen Wege — von der Küste westwärts nach der Pyramide von Cholula — seinen Einzug hielt.

Maximilian und Charlotte richteten die Hofhaltung mit abendländischer Pracht ein. Den Klerikalen wurde durch einen Erlaß die Wiedereinsetzung der römisch-katholischen Religion als Landesreligiou gewährt, und sie hofften auch auf die Rückerstattung der ihnen durch das „Gesetz Juarez" entzogenen Kirchengüter. Die Konservativen bedachte man mit einflußreichen Ämtern, und die ihrer Partei untreu gewordenen Liberalen wurden ganz besonders begünstigt. Voll Begeisterung für den ritterlichen Monarchen und seine liebreizende Gemahlin bildete sich eine mächtige kaiserliche Partei, und die ersten Monate der Regierung zählen zu den glücklichsten in dem Leben des jungen Paares, denn trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren erschien die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft nicht unbegründet.

Fern in den Bergen jedoch verfolgte Juarez die Vorgänge in der Hauptstadt mit schärfster Aufmerksamkeit. Er war fest davon überzeugt, daß Maximilian sich nicht auf dem Throne behaupten konnte, solange die Klerikalen fortfuhren zu wühlen, um die Herrschaft im Lande an sich zu reißen. Und dann — was Maximilian als ernste Lebensaufgabe nahm, war für Napoleon nur eine vorübergehende Episode; das durch französische Truppen gegründete Kaiserreich mußte untergehen. Das weitere Vorrücken General Foreys zwang Juarez, den Sitz der Regierung noch weiter nordwärts zuerst nach Saltillo und später nach Monterrey — dem heutigen Chikago Mexikos — zu verlegen. Er behauptete sich als Präsident der Republik und wurde auch ferner als solcher von den Vereinigten Staaten anerkannt, die es entschieden ablehnten, den Notifikationen seitens des „Kaiserreiches" Beachtung zu schenken.

Diaz hatte nach seiner Ankunft in Oaxaca Ende November 1863 die schwere Aufgabe, soviel als möglich die kleine der republikanischen Fahne treu gebliebene Truppenmacht kriegstüchtig zu machen. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit benutzte er sie als Kerntruppe, die er durch neugegründete Regimenter verstärkte. Schon nach einigen Wochen konnte er eine Kolonne aussenden, die den Imperialisten bei Ixtapa eine Niederlage beibrachte, — später San Cristobal belagerte und einnahm. Dieser Sieg ermutigte sie zu weiterem Vorgehen. Ein wagehalsiger Versuch, ein französisches Bataillon bei San Antonio Nanahuatipan, wo eine größere Truppenmacht zusammengezogen war, zu überrumpeln, mißlang. Die Franzosen wurden beim Baden überrascht, und viele fanden den Tod durch die ersten Schüsse; aber sie gelangten schnell zu ihren am Ufer aufgestellten Gewehren und wehrten sich tapfer. Die Republikaner wurden zurückgedrängt und flüchteten sich in die Kirche; die von Diaz befohlene Verstärkung kam zu spät an und er war gezwungen, sich mit bedeutenden Verlusten zurückzuziehen. Die Vorgänge im Norden trugen auch nicht dazu bei, den Mut der Liberalen zu heben. Hochangesehene Mitglieder der Partei, die Generale Uraga und Vidaurri gingen zu den Kaiserlichen über. Juarez konnte kaum auf mehr als viertausend Mann zur Unterstützung der Regierung rechnen. Gonzalez Ortega wollte ihm noch eintausendfünfhundert Mann zuführen, wurde aber auf dem Marsche durch französische Truppen angegriffen und geschlagen; seine Leute zogen sich zwar in guter Ordnung zurück, aber sie hatten seit zwei Tagen nichts gegessen, waren müde und entmutigt und zerstreuten sich, ohne je wiederzukehren.

Das war der Stand der Dinge im Herbst 1864. Nächst Juarez gab es in Mexiko nur einen Mann, der — falls er dafür gewonnen werden konnte — eine kräftige Stütze des Kaiserreiches gewesen wäre — Porfirio Diaz. Und der Kaiser hielt diese Krisis für geeignet, um Verhandlungen anzuknüpfen. Es war eine heikle Aufgabe, und die Renegaten am Hofe Maximilians mußten vorsichtig zu Werke gehen. Sie suchten Diaz davon zu überzeugen, daß es für die liberale Sache förderlich wäre, in der nächsten Umgebung des Kaisers Fuß zu fassen, das Feld den Klerikalen und Reaktionären nicht allein zu überlassen. Maximilian hätte Sympathien für die Liberalen und würde, sobald die Ruhe im Lande wieder hergestellt wäre, ihre Reformideen unterstützen. Hätte Maximilian den Charakter seines Gegners gekannt, so würde er sich nie der Hoffnung hingegeben haben, ihn für sich zu gewinnen. Keine Scheingründe, keine Bestechungen konnten Diaz

dazu bewegen, seiner Pflicht als Patriot untreu zu werden, — der Pflicht sich bis zum letzten Blutstropfen gegen jede Fremdherrschaft in seinem Heimatlande zu verteidigen. Don Manuel Dublán bot Diaz im Namen Maximilians eine hohe Staatsstellung an und für später den Oberbefehl über alle Truppen in den Oststaaten, falls er die Regierung unterstützen wollte. Diaz schreibt darüber:

„Ich war entrüstet, umsomehr als mir die Anerbietungen ein zu Juarez in nahen Familienbeziehungen stehender Mann machte, der sogar durch die liberale Partei Auszeichnungen erhalten hatte. Ich gab sofort Befehl, daß er verhaftet und erschossen werden sollte. Nur die einflußreiche Fürsprache von Don Juste Benitez und General Salinas retteten ihm das Leben. Glücklicherweise machte er sein Unrecht dadurch gut, daß er zu gelegener Zeit seine glänzenden Geistesgaben in den Dienst der Republik stellte und bedeutende Erfolge erzielte."

Maximilian beharrte in seinen Versuchen, sich Diaz geneigt zu machen. Als Dubláns Mission gescheitert war, wurde General Uraga, Diaz' ehemaliger Vorgesetzter, beauftragt, seinen Einfluß geltend zu machen. Diaz schreibt darüber:

„General Uraga, der zum Feinde übergegangen war, sandte mir seinen Adjutanten, einen ehemaligen Chef meines Stabes, mit einem vom 18. November 1864 datierten Briefe, in dem er mich aufforderte gleich ihm zu desertieren und das Kommando über die Osttruppen zu übernehmen — mit der Bemerkung, daß mir nur auf Wunsch ausländische Truppen unterstellt werden sollten. Ich hatte für General Uraga stets große Hochachtung empfunden, aber weder sein, noch irgend ein anderer Einfluß kann mich in der Erfüllung meiner Pflichten wankend machen. Übrigens hat Uraga durch sein Benehmen die Achtung eingebüßt, die ich ihm früher zollte. Ich benutzte die gute Gelegenheit den unter meinen Offizieren herrschenden Geist zu prüfen und berief meine Generale und Obersten. Ich las ihnen den Brief Uragas und meine Antwort vor, in der ich General Uraga davor warnte, mir weitere Abgesandte zu schicken — gleichviel mit welcher Mission — denn sie würden ohne Gnade als Spione behandelt werden. Zugleich sandte ich einen Bericht über den Vorgang an alle Gouverneure und Kommandeure in den Oststaaten."

Hier folgen die beiden bemerkenswerten Briefe:

„Mexiko, den 18. Novbr. 1864.

Señor General Don Porfirio Diaz.

Werter Freund!

Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen alles mitteilen wollte, was ich um meines Vaterlandes willen erduldet habe; mag Luis*) Ihnen einiges erzählen. Aber glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß alle unsere Landsleute nur die Revolution wünschten, um dabei ihr Glück zu machen. Kämpfen wollten sie nicht oder nur in den hintersten Reihen. Das war nicht ehrenvoll und konnte dem Lande oder unserer Sache nicht nützen. Anderswohin auswandern konnte ich nicht, so trat ich im Juni zum Kaiser über, in der festen Hoffnung auf Beendigung des Krieges. Ich handelte insofern unrecht, als ich meinem neuen Herrn Mißtrauen entgegenbrachte; jetzt aber vertrete ich seine Sache, denn ich weiß, daß auf unserer Seite das Recht ist, — ich weiß, wie edel, wie patriotisch und liberal unser erhabener Kaiser denkt, wie er nur für die Wohlfahrt des Landes, für seine Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Sorge trägt. Gerade für unsere liberalen Ideen ist er ein begeisterter Streiter, er wird sie nie verleugnen, er wird ihnen nicht untreu werden. Ich schwöre Ihnen, daß ich eher in den Bergen meinen Tod gesucht hätte, als daß ich zum Kaiser übergegangen wäre, falls ich für unsere Unabhängigkeit oder für die Unantastbarkeit unseres Landgebietes irgendwie Befürchtungen hätte hegen müssen; — hätte Gefahr gedroht, so wäre ohne Bedenken der Ruf an Sie ergangen: ‚Kampf ist geboten!' Aber dem ist nicht so, Porfirio, ich meine, Sie kennen mich, Sie werden meinen Worten Glauben schenken und meinen Ansichten beistimmen. Seien Sie überzeugt, — wir verlieren uns, wir verlieren unsere Nationalität, wenn wir diesen fruchtlosen Krieg fortsetzen. Wir fallen schließlich den Amerikanern in die Hände, und was wird dann das Schicksal unseres Landes sein? Bis jetzt ist Ihr Name rein, hochgeachtet, und Sie können viel für die liberale Sache tun, wenn Sie offen und ehrlich für sie eintreten. Später, wenn Sie sich an den Intriguen Unwürdiger beteiligen, wenn Sie für eine jetzt auf ganz anderer Basis ruhende Sache eintreten — wird Ihnen nichts bleiben, nicht einmal ein ruhmvolles Andenken.

Ich sende Luis zu Ihnen; bürgen sein und mein Name Ihnen nicht für die Ehrlichkeit unserer Absichten, für unsere Vaterlandsliebe? Luis wird Ihnen über alles berichten, und ich stehe Ihnen hier zu Diensten. Kommen Sie und sehen Sie selbst und kehren Sie zu Ihren Truppen zurück, falls Sie nicht bestätigt finden, was ich Ihnen sage. Helfen Sie uns mit guten Ratschlägen, ich will sie befolgen — lassen Sie uns gemeinsam wirken. Wenn wir auch

*) Der Überbringer des Briefes.

die Regierungsform wechseln, so wollen wir doch unsern Grundsätzen treu bleiben und vor allem die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Landes wahren.

Leben Sie wohl, teurer Porfirio, Sie wissen, wie aufrichtig ich Sie liebte, wie offen ich stets zu Ihnen sprach. Als Ihr Freund grüßt Sie in aller Ergebenheit.

José L. Uraga."

Diaz' Antwort lautet:

„Señor Don José López Uraga, Mexiko.

Mein ehemaliger General und wertgeschätzter Freund!

Mit unsagbarer Freude begrüßte ich Luis in gespannter Erwartung Ihrer Botschaft. Ich hatte allerdings auf einen andern Inhalt gehofft. Aber obgleich die Enttäuschung ebenso überraschend als schmerzlich war und Luis sich erbot, Ihnen offen meine Ansichten mitzuteilen, will ich Ihnen doch selbst aufrichtig schreiben, was ich denke. Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Wertschätzung meiner Person, die Sie durch Ihre Botschaft bekunden, wenn ich auch tief die Irrtümer beklage, die Sie zu dem Schritte veranlaßten, durch Ihren Einfluß auf mich wirken zu wollen. Ich will mich nicht zum Richter Ihrer Handlungen aufwerfen, dazu würde mir die notwendige Unparteilichkeit fehlen, ich möchte Sie lieber mit einer brüderlichen Umarmung überreden, zu uns zurückzukehren. Wenn Sie meinen, Ihre Handlungsweise dadurch erklären zu können, daß die Beschaffenheit der Truppen im Zentrum unserer Sache schadete, so könnte ich Ihnen schon darum nicht folgen, weil das Volk und meine Regimenter im Osten sichere Bürgen künftigen Sieges sind. In meinen Truppen herrscht derselbe Geist, wie in meiner bei Puebla geführten Brigade. Und Sie wissen, daß die Franzosen kaum anderswo so starken Widerstand fanden, als im Staate Oaxaca. Ich habe auch Truppen aus anderen Staaten, aber sie sind in der Moral, in der Manneszucht und in ihrer Begeisterung für die Sache meinen Kerntruppen durchaus ebenbürtig. In den Oststaaten ist die Verwaltung so vorzüglich organisiert, daß wir trotz der beschränkten Mittel der Regierung mit allem versehen werden, was zum Lebensunterhalte gehört; ich befinde mich also nicht in der traurigen Lage, für den Proviant selbst sorgen zu müssen, oder ihn gar durch Plündern oder sonst gewaltsam beizutreiben. Seit der Belagerung von Puebla haben die Franzosen nichts getan, als einen Siegeszug durch das Innere des Landes gehalten. Sollte ihnen vom Geschick auch durch Oaxaca ein Siegeszug bestimmt sein, so bin ich dessen sicher, daß sie ihn sich sehr teuer werden erkaufen müssen und nur dann, wenn sie uns durch ihre Überzahl erdrücken. Aber trotz alledem ist uns der endliche Sieg gewiß, und in nicht ferner Zeit wird die ganze Republik einmütig, wie eine starke

Mauer, allen Angriffen von außerhalb trotzen. Der Kampf kann sich wohl in die Länge ziehen, wie der Befreiungskampf im Beginne des Jahrhunderts, aber der Sieg ist uns sicher.

Ich danke Ihnen auch dafür, daß Sie meinen ehrenvollen, unbefleckten Namen rühmen. Auf meinen unantastbaren Ruf gründe ich meine Zukunft, er ist mein Stolz, mein einziges Erbteil. Freilich bin ich in den Augen der feilen Presse und vielleicht auch in denen des Erzherzogs Maximilian und der Invasionstruppen wenig mehr als ein Bandit, aber das ertrage ich mit ruhiger Ergebung, ohne je zu bereuen, daß ich mich in den Dienst der Republik gestellt habe.

Es macht mir Sorge, daß der Erzherzog Sie vielleicht durch seine magnetische Anziehungskraft bewogen hat, aus der Zentralarmee zu scheiden, und ich fürchte, daß Sie das Schwert, das sonst zur Verteidigung des Vaterlandes diente, einst zu seinem Schutze werden gebrauchen müssen. Wenigstens bleibt mir der Trost, daß ich auch ferner in den Reihen fechte, in denen Sie mich fechten lehrten, und daß mein Leitstern das politische Bekenntnis bleibt, das Sie mit feurigen Worten in mein Herz eingegraben haben. Wenn ein anderer als Luis mir Ihre Vorschläge überbracht hätte, würde ich ihn dem Gesetze gemäß sofort verhaftet, und Ihnen als einzige Antwort die Meldung des an ihm vollzogenen Todesurteils übersendet haben. Aber die warme Freundschaft und die Hochachtung, die ich für Sie empfunden, die Erinnerung an glücklichere mit Ihnen und dem beiderseitigen Freunde verlebte Tage lassen meine Energie so erlahmen, daß ich schwach genug bin, ihn heil und gesund, ohne ein beleidigendes, anklagendes Wort zurückkehren zu lassen. Ihr Einfluß, Ihre Freundschaft allein hätte, wenn es überhaupt möglich wäre, mich dazu bewegen können, meiner Vergangenheit untreu zu werden, die schöne Fahne, das Sinnbild der Freiheit und Unabhängigkeit Mexikos, mit Füßen zu treten. Sie können überzeugt sein, da ich dieser Versuchung widerstanden habe, werden weder die grausamsten Enttäuschungen, noch die größten Widerwärtigkeiten je imstande sein, mich schwanken zu lassen.

Ich habe fast ausschließlich von mir selbst gesprochen, aber glauben Sie nicht, daß ich je meine verdienstvollen Waffengefährten vergesse und den bei der Verteidigung der Republik bewiesenen Heldenmut, die Opferwilligkeit in den Städten und Staaten des Ostens. Die Treue, der Opfermut der Soldaten ist ebensowenig in Zweifel zu ziehen, wie der loyale Sinn des Volkes, den man aus den Leistungen bei Tabasco, in Chiapas, in Oaxaca, bei Vera Cruz und Puebla erkennt. Wie Sie wissen, haben die beiden erstgenannten Staaten die Imperialisten aus ihren Grenzen vertrieben, der dritte Staat gestattet ihnen nicht sein Gebiet zu betreten, und in dem vierten und fünften wird der Kampf unentwegt fortgesetzt. Glauben Sie wirklich, ich könnte meine Kameraden ihrem Schicksale überlassen, um für mich Vorteile zu erringen? Würden Sie nicht eine Rechtfertigung meiner Treulosigkeit verlangen? Ich, ihr Führer, sollte sie

verlassen und ansehen, wie sie nach einem treueren, zuverlässigeren suchen, der ihr Vertrauen nicht täuscht? Nein — weder ich selbst, noch unsere ausgezeichnete Armee, noch die Städte dieses umfangreichen Gebietes der Republik werden je daran denken, sich mit einer ausländischen Invasion einverstanden zu erklären; wir sind entschlossen, auch ferner ohne Waffenstillstand gegen die Fremdherrschaft zu kämpfen, unser Leben der heiligen Sache zu weihen, damit wir der kommenden Generation die Republik ebenso unabhängig und frei hinterlassen können, wie wir sie von unseren Vätern ererbt haben.

O, kehrten Sie, mein General ohne weiteren Kompromiß zu uns zurück, um für die edle, die heilige Sache zu kämpfen! Das ist der aufrichtige Wunsch Ihres ergebenen Freundes und getreuen Dieners

Porfirio Diaz.

Oaxaca, im Novbr. 1864."

Dieser Brief ist nicht nur von neuem ein Beweis für den unbestechlichen, festen Charakter von Diaz, sondern auch für seine edle, großmütige Denkungsart dem ehemaligen Vorgesetzten und Freunde gegenüber. Er beweist, wie der jetzige Lenker Mexiko's in Zeiten höchster Not seinen Grundsätzen so treu blieb wie jetzt. Schon vor vierzig Jahren war das Wohl und Wehe seines Landes und Volkes der einzig geltende Gesichtspunkt für ihn.

Als Maximilian oder vielmehr General Bazaine — die Säule des Thrones — inne wurden, daß Porfirio Diaz niemals zum Verräter an seiner Sache werden würde, taten sie ihm die Ehre an, ihn als starken Gegner anzuerkennen, der mit allen Mitteln bekämpft werden mußte. Eine große Truppenmacht wurde zusammengezogen, um gegen Diaz in Oaxaca vorzugehen und die Oststaaten zu unterwerfen. Bazaine selbst wollte den Oberbefehl übernehmen; er konnte 35 000 Franzosen und etwa 8000 Mexikaner ins Feld führen. Diaz bemühte sich indessen eifrig, die Stadt Oaxaca in Verteidigungszustand zu setzen, aber im letzten Augenblicke wurden alle seine Pläne durch treulose Verräterei zu nichte gemacht.

Achtes Kapitel.

Diaz' Gefangenschaft und Flucht.

Oaxaca war der Schauplatz vieler bedeutsamer Ereignisse im Leben des Präsidenten. Es war sein Geburtsort, die Stätte seiner Kindheit, und hier vollzog sich im großen und ganzen die Entwicklung seines Charakters unter dem Einfluß liberaler Ideen. Und eine seiner ersten kriegerischen Taten war seine Teilnahme am Verjagen der Reaktionären aus der Stadt im Reformkriege.

Jetzt kehrte er als Gouverneur und Oberbefehlshaber dorthin zurück. Bald mußte er die Stadt gegen einen fremden Eindringling verteidigen, der mit überlegenen Kräften gegen ihn zu Felde zog. Der ungleiche Kampf endete mit seiner siebenmonatlichen Gefangenschaft.

Der erste Zusammenstoß mit den Franzosen erfolgte Mitte Dezember. Wir können hierfür wie für die weitere Entwicklung Diaz' eigenen, ausführlichen Aufzeichnungen folgen.

„Am 17. Dezember 1864 erfuhr ich, daß die Kolonnen der Generale Courtois d'Hurbal und Brincourt sich in La Carbonera vereint hatten und nach Etla vorrückten. Wir hielten die Farm San Isidro bei Etla besetzt und ließen bei Tenexpa durch Kavallerievorposten die Bewegungen des Feindes beobachten. Dem Obersten Felix Diaz, der zur Zeit den Oberbefehl führte, wurde ein Angriff auf die Vorposten gemeldet. Er kommandierte sofort die Oaxaca-Reiter zur Unterstützung derselben. Die Kolonne hatte sich aber kaum außerhalb der Farm formiert, als unsere Kavallerie in gestrecktem Galopp ankam; sie hatte schwere Verluste erlitten. Einen Augenblick später befanden sich die eifrig verfolgenden Franzosen plötzlich mitten unter unseren Oaxaca-Reitern, die die dichten Staubwolken ihren Blicken verhüllt hatten. Der Zusammenstoß war furchtbar. Die tapferen, kräftigen Chasseurs d'Afrique wichen entsetzt zurück, es folgte ein Augenblick des Schwankens, — dann wilde Flucht. Hinterher stürmten unsere Oaxaca-Reiter

und die Nordlegion; drei Meilen weit verfolgten sie den Feind. Oberst Felix Diaz griff die Vorhut der französischen Hauptmacht auf dem Marsche an; die französische Kavallerie erlitt bei dem Scharmützel bedeutende Verluste; unter den Toten befand sich Graf Loire.

Vier oder fünf Tage später unternahm General Courtois d'Hurbal mit einer starken Kolonne Zuaven, Chasseurs d'Afrique, Husaren und einer Batterie einen Rekognoszierungsritt in die Umgegend von Oaxaca. Einige Tage darauf hörte ich, daß General Bazaine von Mixteca nach Etla mit einer Eskorte von 500 Zuaven, 300 Mann Kavallerie und einer halben Batterie gegen uns vorrückte. Hier schien eine dankbare Aufgabe für unsere Kavallerie gegeben. Sie sollte — wenn möglich — die Eskorte vernichten, ehe sie Zeit hatte, die Hauptarmee zu erreichen, die sich immer mehr der Stadt näherte. Ich entwarf den Plan, berief die Kavallerieoffiziere und gab meine Instruktionen Oberst — —, der die Brigade gegen Bazaine führen sollte. — In der Nacht vor dem geplanten Angriffe verschwand Oberst — — mit der Nordlegion und mit den San Luis-Reitern nicht weit von Tamazulapam, wo Bazaine Rast hielt, in den Bergen von Tetela im Staate Puebla, um in diesen Tagen der Not und Sorge nie wieder von sich hören zu lassen. — Oberst Felix Diaz, der an dem Angriff teilnehmen sollte, lagerte in geringer Entfernung von Oberst — —, aber erst bei Tagesanbruch, als Bazaine mit seiner Eskorte den Weitermarsch begann, bemerkte er, daß unsere Kavallerie verschwunden war. Allein konnte er nichts ausrichten, da er im ganzen nur etwa 400 Mann Kavallerie bei sich hatte. Natürlich war es meinem Bruder ganz unbegreiflich, wo der größere Teil unserer Kavallerie geblieben war. Da er sie sicher in der Nähe vermutete, feuerte er mehrere Schüsse ab. Keine Antwort erfolgte. Schließlich — als ihm Gefahr drohte, von einer feindlichen Schwadron abgeschnitten zu werden, kehrte er mit seinen Truppen nach Oaxaca zurück. Nach dieser Desertion konnte ich außerhalb der Stadt kein Unternehmen wagen, das Unterstützung durch Kavallerie erforderte; alle meine Pläne fielen dadurch. Auch bei der Befestigung und Verteidigung der Stadt hatte ich auf die Kavallerie gerechnet; sie sollte mir einen Weg frei halten für Hilfe und Zufuhr von außen.

„In den Konferenzen, die ich hierauf mit meinen Offizieren hielt, bemerkte ich, daß der Wunsch, die Stadt zu verteidigen, immer stärker hervortrat. Sie billigten nicht meinen Vorschlag, eine offene Schlacht anzubieten, und ich merkte bald, daß sie dagegen dasselbe einwendeten, was mir der

Unterbefehlshaber gesagt hatte. Offenbar war er nicht verschwiegen gewesen und hatte den geheimen Plan, den ich ihm mitgeteilt, verraten.

„Ich hätte die Stadt auch verlassen und einen Rückzug durch die Berge bewerkstelligen können, aber das wäre ein äußerst gefahrvolles und gewagtes Unternehmen gewesen, denn ich hatte, in Anbetracht meiner früheren Pläne, nichts für den Transport vorbereitet, — im Gegenteil noch Hilfe von außerhalb erwartet, und nun — da der Feind fast vor den Toren stand, war keine Zeit alle Vorbereitungen umzustoßen.

„Ich habe nie geglaubt, daß wir bei einer Belagerung schließlich siegen würden, aber ich hoffte, die Verteidigung in die Länge ziehen und den Franzosen viel Schaden zufügen zu können. Ich war überzeugt, daß die Stadt nicht durch Sturm eingenommen werden konnte, wenn es mir gelang, die Garnison ungefähr in der jetzigen Stärke zu erhalten, — aber das machte mir gerade Sorge. Die Desertion der Kavallerie angesichts des Feindes hatte den Mut sehr niedergedrückt. Die Garnison von Tehuantepec war vernichtet, das war einer der Orte, aus denen wir Hilfe erwartet hatten und nun keine Nachricht erhielten; die letzten Scharen der Nationalgarde zerstreuten sich in den Gebirgsdörfern — viele lieferten ihre Waffen dem Feinde aus. Dieses alles bewog mich, von einem Rückzuge abzustehen und Oaxaca zu verteidigen — ohne Hoffnung auf Erfolg, das wußte ich —, aber ich erfüllte meine Pflicht, indem ich dem Feinde Widerstand bot. So nahm ich die Belagerung an."

Vierzig lange traurige Tage ertrug die Stadt tapfer, bis die Munition und alle Vorräte erschöpft waren. General Diaz schreibt:

„In den letzten Tagen des Jahres 1864 stand der Feind nur wenige Kilometer von Oaxaca entfernt. Kurz nach General Courtois d'Hurbals Rekognoszierungsritt begann die Einschließung der Stadt durch die Franzosen und ihre Verbündeten, die verräterischen Mexikaner. General Bazaine kam am 15. Januar in das Lager und übernahm den Oberbefehl. Die Franzosen besetzten zuerst den großen Palado-Hügel, Monte Alban und die Stadt Xoco und breiteten sich dann weiter aus, ohne wirksamen Widerstand unsererseits, obgleich wir von Zeit zu Zeit durch Schießen ihre Operationen erschwerten. Endlich schloß sich der Ring bei San Felipe del Aqua, wo General Jeanningros mit den Infanteriebataillonen der Chasseurs d'Afrique und der Fremdenlegion stand. General Bazaine schlug das Hauptquartier beim Beginn der Belagerung in dem Dorfe San Jacinto de Amilpas auf, und als er gezwungen wurde, den Ort zu verlassen, verlegte er es nach dem Land-

gute Montoya. Nach meiner Schätzung hatte Bazaine etwa 9000 Franzosen und gegen hundert verräterische Mexikaner, letztere beritten, zur Verfügung. Nach dem Verluste meiner Kavallerie blieben mir in der Stadt nur 2800 Mann. In den letzten Tagen erhielten unsere Feinde noch Verstärkung, denn als Bazaine den Ring schon geschlossen, sogar schon einen Tag für den Sturm festgesetzt hatte, zögerte er plötzlich; er wollte noch die Mannschaften der ihm nachgesandten Trainkolonnen einreihen; sie müssen eine ansehnliche Stärke gehabt haben, denn sie machten Oberst Felix Diaz, der sie mit seiner kleinen Kavalleriemacht auf dem Wege angriff, viel zu schaffen."

Unaufhörliche Kämpfe ohne besonderen Erfolg bezeichnen die ersten Wochen der Belagerung, aber zu den mannigfachen Gefahren durch feindliche Angriffe gesellten sich noch Entmutigung und Verrat in der Stadt selbst.

„Meine Truppen," schreibt Diaz, „begannen das Selbstvertrauen zu verlieren. Die Lichtung unserer Reihen durch häufige Ausfälle und Scharmützel, die nötig waren, um das Näherkommen des Feindes und das unausgesetzte Bombardement zu hindern, sowie die täglich mehr fühlbaren Folgen der Vernichtung der Garnison Tehuantepec hatten vielfache Desertionen zur Folge. Dabei machte sich der Einfluß gewisser liberaler Vaterlandsverräter fühlbar. Bei einer Attacke der Franzosen auf das Fort Libertad befahl der Major eines unserer Bataillone seinen Leuten, über den Laufgraben zu springen, und er ging mit mehr als hundert Mann zum Feinde über; nur mit Mühe konnten wir die anderen davon zurück halten, ihren Kameraden zu folgen."

Dieses war weder das letzte, noch das böseste Beispiel der Desertion. Einige Tage später desertierte ein Oberstleutnant der Infanterie, aber als er sich dem Feinde näherte, wurde er durch einen Vorposten niedergeschossen, der ihn für einen Spion hielt.

„In den ersten Februartagen erhielt ich von Offizieren, die einige Hauptpunkte verteidigten, beunruhigende Berichte. Sie hielten es für unmöglich, mit so wenigen und so demoralisierten Truppen, wie wir sie hatten, einem Ansturm der mächtigen, wohlbewaffneten französischen Armee standzuhalten; außerdem verminderten sich die Vorräte bedenklich. Aber — wenn ich darauf bestände, wollten die Offiziere ihre Pflicht tun.

„Am 8. Februar waren unsere Vorräte sowohl an Lebensmitteln als an Munition vollständig erschöpft. Einige Tage vorher mußten die Rationen für die in der Stadt verbliebenen Bürger fast auf ein Nichts herabgesetzt

werden. Es waren ihrer nur wenige, aber sie gingen von Haus zu Haus, klagten unaufhörlich über die unerträgliche Lage und machten dadurch die schon hinreichend verzagten Soldaten noch mutloser. So war es vollkommen unmöglich, die Stadt noch länger zu halten. Ich konnte meine Leute nicht nutzlos opfern; wir hatten von keiner Seite auf Ersatztruppen zu hoffen und augenblicklich kaum tausend Mann kampffähig, waren also nicht imstande, dem bevorstehenden entscheidenden Sturm Widerstand zu leisten.

„Ich beschloß also die Übergabe der Stadt. Als ich über die Plaza schritt, begann das Bombardement, das unzweifelhaft einen gleichzeitigen Sturm auf verschiedene Forts einleitete. Ich mußte mich persönlich in das Hauptquartier begeben, um General Bazaine zu erklären, daß der Sturm nicht mehr nötig wäre. Einen Adjutanten schickte ich nicht voraus, da ich einerseits ein Mißverständnis fürchtete, andererseits durch persönliche Vermittlung Bazaine davon abzubringen hoffte, eine Stadt zu stürmen, die in ihren Mauern weder Munition, noch Lebensmittel, noch eine kampffähige Besatzung barg. Von einigen Obersten begleitet, die bei meiner Unterredung mit Bazaine zugegen sein sollten, verließ ich gegen zehn Uhr abends die Stadt. Die feindlichen Vorposten hielten uns an, der eine schoß auf uns, — aber ich sagte, daß wir keine Waffen trugen; der Offizier de jour gab uns eine Bedeckung mit, die uns zu einem anderen Fort an dem linken Ufer des Flusses Atoyac brachte; dort geleitete man uns weiter, bis wir schließlich in das Hauptquartier in Montoya gelangten." In einem gut ausgestatteten Zimmer saß Bazaine vor einem kleinen Schreibtische. Das glatt nach hinten gebürstete Haar ließ die breite Stirn frei, und die herabhängenden Enden seines schwarzen Schnurrbartes gaben seinem Gesicht einen verschlagenen Ausdruck. Sein Sekretär ordnete die Papiere auf dem Tische. Der künftige Präsident von Mexiko trug eine blaue Uniform mit verschiedenen Medaillen und nahte sich Bazaine mit militärischem Gruße, den dieser kühl erwiderte.

„Als ich General Bazaine mitteilte, daß die Stadt unfähig wäre, sich länger zu halten und deshalb zu seiner Verfügung stände, glaubte er anscheinend, daß wir uns zugleich dem Kaiser unterwerfen wollten, denn er sagte, er wäre sehr erfreut, daß ich meinen ‚bedauerlichen' Irrtum eingesehen hätte; die Waffen gegen seinen Herrscher zu erheben, wäre ein Verbrechen. Ich erwiderte, daß ich den Kaiser weder als Herrscher des Landes anerkenne, noch mich ihm unterwerfe, ich stände ihm genau so feindlich gegenüber, wie bisher unter dem Donner der Kanonen, aber weiterer Wider-

stand sei unmöglich, da ich weder Mannschaften noch Waffen habe. Sein Gesicht verfinsterte sich. Er warf mir vor, mein Ehrenwort gebrochen zu haben, durch das ich mich in Puebla bei Unterzeichnung eines Dokumentes verpflichtete, nicht mehr die Waffen gegen die Interventionsarmee zu erheben. Ich bestritt, jemals ein solches Dokument unterzeichnet zu haben. General Bazaine ließ sofort durch seinen Sekretär das betreffende Dokument holen. Der Sekretär suchte nach meinem Namen, da er ihn nicht finden konnte, las er laut die Unterschriften vor. Ich hatte, als man mir das Dokument in Puebla vorlegte, nicht nur die Unterschrift abgelehnt, sondern sogar schriftlich bemerkt, ich würde unter keiner Bedingung unterzeichnen, denn mich bänden heilige Pflichten an mein Vaterland, die ich bis zum letzten Blutstropfen erfüllen wolle. Als der Sekretär zu dieser Bemerkung kam, hielt er inne und reichte die Mappe mit dem Dokumente General Bazaine. Dieser las die Stelle, klappte die Mappe laut zu und verlor weiter kein Wort über diese Angelegenheit. Er sprach über einige Schwierigkeiten für seine Truppen bei Besetzung der Stadt, er wußte, daß viele Minen gelegt waren, die leicht explodieren konnten. Darauf erwiderte ich, daß wohl einige gelegt wären, aber aus Mangel an weiterer Munition hätte ich sie leeren müssen, um Patronen zu machen, ich fügte noch hinzu, daß ich einen Offizier beauftragen wollte, das Pulver aus den wenigen noch übrig gebliebenen zu entfernen, ich kannte ja die Stellen. Das geschah auch; eine Mine explodierte nachher trotzdem, weil ein Zuave unvorsichtig an der Zündschnur zog."

„Ich befahl meinen Leuten das Feuer auf den Höhen einzustellen und begab mich mit einem französischen Offizier und einem meiner Obersten — Oberst Angulo — zu den republikanischen Verschanzungen Angulo rief den Offizier des vorgeschobensten Postens an, dieser erschien auf dem Wall, machte Angulo Vorwürfe und ließ auf ihn schießen, weil er ihn für einen Verräter und Überläufer hielt. Mit großer Mühe machte Angulo ihm die Lage klar und überbrachte meinen Befehl das Feuer einzustellen.

„Da wurden die Waffen niedergelegt. Bazaine behielt mich für den Rest der Nacht im Hauptquartier, wo er mir für mich und meine Obersten ein Zimmer anweisen ließ. Ich wurde als Gefangener gehalten und kannte mein Schicksal nicht, denn ich hatte Bazaines Zorn durch meine Bemerkung in dem Dokumente erregt und um keine Sicherheit für mich und meine Kameraden gebeten. In der ersten Morgendämmerung schickte ich

mit Bazaines Einwilligung einen der Obersten nach der Stadt, um in meinem Namen die Übergabe verschiedener Punkte anzuordnen. Am Morgen sandte Bazaine mich mit einer Eskorte von Chasseurs d'Afrique nach der Stadt, damit ich die nötigen Befehle zu ungehindertem Einzuge der französischen Truppen erteilte. Mir folgte General Brincourt mit einem Regiment; er marschierte nach dem Regierungspalaste; so nahmen die Franzosen Besitz von der Stadt.

Wenn man den Mann kennt, der diese Worte niederschrieb, so kann man sich seine tiefe Niedergeschlagenheit in diesem Augenblick vorstellen. Er hatte von Anfang an die schlechten Chancen der Belagerten gekannt. Er hatte von vornherein einen ungleichen Kampf zu bestehen, die Verzweifelnden zu ermutigen und mit dem Mangel an Nahrung und Munition zu ringen. Vierzig Tage lang war er die Stütze der Belagerten; stündlich hoffte er auf Entsatz. Als er sich unmöglich länger halten konnte, ergab er sich tapfer dem Feinde. Die Übergabe seiner Geburtsstadt an die Franzosen muß ein grausamer Schlag für ihn gewesen sein.

„Ich kehrte dann nach Montoya zurück und wurde bei Nacht unter starker Bedeckung als Kriegsgefangener nach Etla gebracht. Keine Vorsicht wurde außer acht gelassen, meine Flucht zu verhindern. Ich wurde mitten in einer Kompagnie Zuaven geführt, zu beiden Seiten geleitete uns Kavallerie und den Anfang und Schluß des Zuges bildeten Husareneskorten. Etwa hundert Yards weiter befanden sich französische Truppen und außer diesen in geringer Entfernung noch Truppen von mexikanischen Überläufern.

„In Etla wurde ich auf General Bazaines Befehl in dem besten Hause des Ortes untergebracht, — er selbst hatte vor kurzem dort gewohnt. Ein Kavalleriemajor, der früher Stabsoffizier Kaiser Napoleons III. gewesen war, besuchte mich. Er befehligte jetzt die Husareneskorte, die die Gefangenen weiter nach Puebla geleitete; liebenswürdig war er zu allen, aber besonders aufmerksam zu mir. Wenn wir rasteten, fragte er mich höflich, ob er das Zeichen zum Aufbruche geben dürfte und erkundigte sich, ob er in den verschiedenen Orten, durch die wir kamen, etwas für mich tun könnte. So rückten wir streng bewacht in Puebla ein, wo ich mich nun zum zweiten Male als Gefangener befand."

Während Diaz' neunmonatlicher Haft in Puebla nach der Übergabe von Oaxaca, kam Maximilian einmal nach Puebla, und der Kommandeur sagte Diaz, daß der Kaiser auch die Militärgefängnisse inspizieren und dabei Diaz durch eine Ansprache auszeichnen wollte. Diaz wies es entrüstet ab,

durch eine Unterredung „ausgezeichnet“ zu werden. Da meldete man Diaz, ein Wagen würde ihn zu einem Privatbesuche bei Maximilian abholen.

„Sagen Sie dem Kaiser, derartiges liege durchaus nicht in meinem Willen. Wenn er mich zu sehen wünscht, kann er befehlen, daß ich als Gefangener von Soldaten vor ihn geführt werde; anders will ich nicht vor ihm erscheinen.“

Als Diaz mir dieses erzählte, bebte er noch vor Erregung.

„So sind Sie also nie mit Maximilian zusammen gewesen?“

„Niemals!“ rief der alte General mit blitzenden Augen und warf trotzig den Kopf zurück. „Und doch,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „hat er mir von Herzen leid getan.“

Über diese Zeit der Gefangenschaft schreibt Diaz:

„In Puebla wurden wir österreichischen Truppen übergeben, die die Gefangenen in verschiedenen Gefängnissen unterbrachten; die Generale, Obersten und Oberstleutnants kamen in die Festung Loreto. Dort blieben wir drei Monate; wir fanden noch andere Gefangene der liberalen Partei vor. Gesandte Maximilians erschienen, die uns über unsere Hartnäckigkeit Vorwürfe machten; sie wollten uns das Versprechen abringen, die Waffen nicht mehr gegen die französischen Interventionstruppen oder das Kaiserreich zu erheben. Bei den meisten Offizieren gelang es ihnen, aber ich erinnere mich, daß außer mir noch General Tapia, Oberst Don Miguel Castellanos Sanchez und Hauptmann der Artillerie Ramón Reguera die verlangte Unterschrift verweigerten. Sanchez ging noch weiter, er gab seine Antwort in so beleidigenden Worten, daß er für einige Tage Einzelhaft in einer dunkeln Zelle erhielt. Es wurde den gefangenen Offizieren sogar mit Erschießen gedroht, wenn sie sich nicht unterwerfen wollten.

„Obgleich Benitez und Ballesteros ihre Unterschrift gegeben hatten, wurden sie doch erst nach mehreren Monaten freigelassen, und nach unserer Übersiedlung aus Loreto nach dem Kloster Santa Katherina sollte ich mit diesen beiden Herren eine Zelle teilen. Ich fing absichtlich einen kleinen Streit mit ihnen an und bat dann den Gouverneur, ihnen ein anderes Zimmer anzuweisen, was auch geschah. So erreichte ich meinen Wunsch, allein zu bleiben und begann sofort meine Flucht vorzubereiten. Unter meinem Bett fing ich an, einen unterirdischen Gang zu graben. Als ich unter der dicken Zementlage des Fußbodens eine Höhlung gemacht hatte, wollte ich eine wagerechte Gallerie erreichen, die nach der Straße lag, auf die mein Zimmer ging; ich hatte mir das Werkzeug durch Mittel verschafft, die



Cholula-Pyramide

hier nicht nötig zu erwähnen sind. Leider wurde ich plötzlich in ein anderes Gefängnis übergeführt, ehe ich mein Werk vollenden konnte. Wir waren fünf Monate in Santa Katharina gewesen und kamen jetzt in das Kloster de la Compañia; hier wurde mir mehr Freiheit gestattet.

„Ein erfolgloser Feldzug hatte den General Graf Thun in böse Laune versetzt. An dem Tage nach seiner Ankunft in Puebla kam er in das Gefängnis und stellte mich vor ein Kriegsgericht. Er befahl mir kurz, ein von ihm selbst verfaßtes Dokument zu unterzeichnen. In diesem Dokumente wurde mir zur Last gelegt, ich hätte Befehl gegeben, die von der republikanischen Armee gefangenen landesverräterischen Mexikaner nicht zu erschießen, sondern der Kaiserlichen Regierung vorzuschlagen, daß sie gegen dieselben ihre Kriegsgefangenen, zu denen eventuell ich selbst gehören könnte, einwechselte. Ich erwiderte, daß ich ein derartiges Dokument nicht unterzeichnen würde, meine Unterschrift außerdem auch zwecklos wäre, denn meinen Befehlen würde niemand gehorchen, da ich als Gefangener nicht das Recht hätte, welche zu geben. Graf Thun bemerkte in vorwurfsvollem Ton, daß es seltsam wäre, diese Unterschrift zu verweigern, da ich doch im Gefängnis eine Depesche an General Don Luis Perez Figueroa unterzeichnet hatte. Das war richtig, und ich stellte es nicht in Abrede. Er meinte darauf, er hätte nicht gedacht, daß ich mich nach siebenmonatlicher Gefangenschaft noch so anmaßend benehmen würde. Mein Wächter im Kloster de la Compañia, Baron Csismadia, hätte von der Regierung wenig Dank geerntet, wenn ich die zu große Freiheit, die er mir gewährte, zur Flucht benutzt haben würde. Ich erwiderte, Baron Csismadia kennt gewiß besser als er den Charakter ehrenwerter mexikanischer Offiziere; Graf Thun beurteilte sie nur nach den Verrätern in Maximilians Dienst. Die Bürgschaft, die ich Baron Csismadia gegeben hatte, genügte Männern von Ehre.

„An demselben Tage ordnete Graf Thun persönlich im Gefängnisse an, daß alle Fensterladen geschlossen wurden, wir in unseren Zellen also im Dunkeln saßen. Unsere Haft wurde strenger, die Tag- und Nachtwache verstärkt und den Posten Befehl gegeben, stündlich einmal die Zellen zu betreten."

Diaz schildert dann seine Vorbereitungen zur Flucht.

„Graf Thun richtete seinen Zorn hauptsächlich gegen mich, was mich bewog, meine Flucht so schnell als möglich ins Werk zu setzen. Zuerst hatte ich dazu meinen Geburtstag, den 15. September, bestimmt, aber da am nächsten Tage die Unabhängigkeitsfeier und am Vorabende Illumination der Straßen von Puebla stattfand, konnte ich meinen Plan in der Nacht

kaum ausführen und verschob die Flucht bis zum 20. Es war mir durch kleine Manöver gelungen, mir ein Pferd und Zaumzeug, einen Diener und einen Führer zu verschaffen; sie sollten mich in einem bestimmten Hause erwarten. Zwei Vertraute unter meinen Leidensgefährten, — meine einzigen Freunde in jener schweren Zeit —, luden die übrigen Offiziere zum Kartenspielen ein, um sie an dem Abende festzuhalten. Ich machte aus drei Seilen, die mir bei der Flucht helfen sollten, einen kleinen Ball und steckte ihn mit einem spitzen, scharfen Dolche, meiner einzigen Waffe, in einen Leinenbeutel. Als am 20. die Abendglocke im Gefängnisse zur Ruhe mahnte, stieg ich auf einen kleinen Balkon nahe dem Dache, der auf einen inneren Hof des Klosters ging. Hier erregte das Auf- und Abgehen eines Gefangenen keinen Verdacht bei den Schildwachen, da der Balkon uns zu diesem Zwecke überwiesen war. Am Himmel leuchteten Sterne, trotzdem war die Nacht ausnahmsweise dunkel. Ich warf die drei Seile auf das anstoßende Dach und ein viertes Seil schlang ich um eine vorspringende steinerne Dachrinne über mir; sie erschien mir stark genug. Es machte mir Mühe, denn es war so dunkel, daß ich die Rinne kaum sehen konnte. Ich prüfte die Festigkeit, — es hielt, und ich klomm an dem Seile empor auf das Dach. Dann löste ich es wieder und nahm es mit den drei andern Seilen an mich. Nun galt es den gefährlichen Weg über die Dächer bis zur Ecke der Straße San Roque anzutreten, wo ich den Abstieg wagen wollte. Gerade über mir war ein hohes Kirchendach, von dem ein Posten das Klostergefängnis überwachte. Nach wenigen Schritten kam ich zu dem Teile des Daches, der über den in halbkreisförmigen Bogen erbauten Klosterzellen lag; zwischen den Bogenreihen verfolgte ich mühsam meinen Weg, teilweise auf allen Vieren, hinter jedem Vorsprung Schutz suchend, denn ich nahte mich dem Bereiche der Schildwache. Zwei Seiten des Klosterhofes mußte ich umgehen; vorsichtig prüfte ich den Boden, Glassplitter und Dachziegelstücke krachten unter meinen Tritten, verräterische Blitze zuckten am Firmamente; jetzt kam ich auf schrägliegende, durch starke Regengüsse schlüpfrig gewordene Ziegel, ich glitt aus, mein Fuß stieß an Fensterscheiben, die wenig Widerstand boten, fast wäre ich in die Tiefe gestürzt, — da endlich gelangte ich an eine schützende Mauer, die Schildwache konnte mich nicht mehr sehen; ich lauschte — alles blieb still, es wurde nicht Alarm geschlagen. Eine gefährliche Stelle hatte ich noch zu überschreiten, das Dach über des Kaplans Haus. Erst kürzlich hatte der Kaplan einen Flüchtling entdeckt, der auf seine Anzeige erschossen wurde. Ich schlich mit angehaltenem Atem so leise als möglich

über das Dach; da öffnete plötzlich jemand die Tür. Es war ein junger Mann, der wohl aus dem Theater kam, denn er summte noch eine heitere Melodie. Ich kauerte mich nieder und wartete, bis er sein Zimmer erreicht haben mochte. Bald darauf trat er mit einer brennenden Wachskerze heraus und bewegte sich nach der Richtung zu, wo ich kniete; glücklicherweise war ich gut verborgen. Einige angstvolle Minuten verflossen, mich dünkten sie Stunden, — endlich ging er zurück. Ich wartete geraume Zeit, dann schlich ich weiter und erreichte endlich die Ecke der San Roquestraße. Gerade an der Ecke war die Statue des Heiligen San Vicente Ferrer, an der ich mein Seil befestigen wollte. Aber — o weh — der Heilige wackelte, als ich ihn anrührte. Ich vermutete zwar, daß er jedenfalls irgendeine eiserne Stütze haben würde, aber zu größerer Sicherheit schlang ich das Seil nur um die Basis des Piedestals, das die Ecke des Gebäudes bildete und stark genug erschien, mein Gewicht zu tragen.

„Da ich fürchtete, in der Hauptstraße beim Hinabgleiten von Vorübergehenden gesehen zu werden, beschloß ich, mich nach der Nebenstraße hinunterzulassen, die auch mehr im Schatten lag. Vorsichtig begann ich den Abstieg, da — auf halber Höhe — verfehlte mein Fuß den stützenden Mauerstein, ich glitt unaufhaltsam weiter und — landete mitten in einem Schweinekoben; mein Dolch fiel zuerst zwischen die Borstentiere, die ein so durchdringendes Quieken und Grunzen ausstießen, daß ich mich schleunigst sorgsam versteckte und wartete, bis sie sich beruhigten. Glücklicherweise untersuchte niemand, wer ihre Ruhe gestört hatte. Nun mußte ich nur noch über eine niedrige Mauer klettern; dann kam ich endlich auf die Straße. Aber kaum wagte ich den Versuch, als ich mich schnell zurückziehen mußte — ein Wächter machte die Runde und prüfte gerade das Türschloß dicht unter mir. Als er fort war, sprang ich auf die Straße und atmete auf. Ich eilte in das Haus, in dem mich mein Pferd, der Diener und der Führer erwarten sollten — sie waren zur Stelle. Wir untersuchten prüfend die geladenen Pistolen, schwangen uns auf die Pferde und trabten dem Tore zu. Meine Furcht, durch den Torwächter angehalten zu werden, war unbegründet, das Tor stand offen, in dem Torhäuschen brannte ein Licht, ein gesatteltes Pferd wartete außerhalb. Hinter dem Tore ritten wir in gestrecktem Galopp immer weiter, um die Grenze zu erreichen. Dort sollte uns Oberst Garcia erwarten, aber da meine Flucht nicht, wie verabredet, am 15., sondern am 20. stattfand, war Garcia nicht da. Wir waren die ganze Nacht hindurch geritten und zwischen acht und neun Uhr morgens ohne weiteres Hindernis

bis zum Mixtecoflusse gekommen. Da ich wußte, daß die kaiserlichen Truppen nicht fern von hier standen, wollte ich mich nicht weiter wagen, ohne Pferd und Waffen mitzunehmen. So setzten mein Diener und der Führer mit dem Zaumzeuge und den Sätteln in einem Boote über den Fluß, die Gepäckträger ritten auf ungesattelten Pferden durch, und ich faßte mein Pferd fest in die Mähne und schwamm mit ihm durch den Strom, indem ich mit dem einen freien Arme ruderte."

Bei dieser Schilderung steht mir lebhaft einer jener mächtigen mexikanischen Ströme vor Augen. Das fast kobaltblaue Wasser fließt träge, der leuchtende Himmel, die stolzen Bäume mit den hängenden Moosen spiegeln sich darin, das Unterholz ist so dicht, daß man kaum einen Fuß breit Erde findet, um zu landen. Riesige Vögel mit buntschimmerndem Gefieder fliegen umher, aber kein Laut unterbricht die dumpfe, brütende Stille; schwer bedrückt uns die schwüle, feuchte Luft. — Wie anders erscheint der Strom nach starken Regengüssen, bei stürmischem Wetter! Mit wildem Getöse wälzt er seine Fluten, rauschend und schäumend brechen sich die Wellen an Felsspitzen und Klippen; der Sturm fegt brausend durch das dichte grüne Gewirr am Ufer, er reißt die zarten Wurzeln der Moose los und schleudert die luftigen Gehänge in den Strom; Bananen, Kokospalmen, Gummibäume, Mangos, Bambusse, Mahagoni-Kaffeebäume beugen sich unter der Gewalt des Sturmes, krachend fallen ihm Äste und Zweige zum Opfer.

Diaz fährt fort:

„Meine Furcht vor den Kaiserlichen war nicht unbegründet. Nach einigen Meilen angestrengten Rittes kamen wir nach der Stadt Coayuca, wo gerade ein Fest gefeiert wurde; ich hoffte dort einige von Garcias Leuten zu finden. Daher sandte ich meinen Führer durch die Hauptstraßen der Stadt, während ich mit meinem Diener durch die Vorstädte ritt; hinter der Stadt wollten wir uns wieder treffen. Unterwegs begegneten wir den „Jefe politico" der Stadt, den ich an seinem großen Stabe erkannte. Da ich es für unvorsichtig hielt, an ihm vorüberzureiten, ohne ihn anzureden, erzählte ich ihm nach kurzer Begrüßung, daß ich Viehhändler wäre und an die Küste ritt, um Vieh einzukaufen. Zu meiner Überraschung kannte der Mann mich aber und beglückwünschte mich wortreich zu meiner Errettung aus der Gefangenschaft. Er drang in mich, in der Stadt zu rasten, ich wäre hier vollkommen sicher. Ich dankte ihm für sein Anerbieten, lehnte es aber ab. Wir waren noch nicht weit geritten, als wir hinter uns Schüsse knallen und Kugeln pfeifen hörten. Wir bogen vom Wege ab und galoppierten

querfeldein in die Berge. Von einer Anhöhe sah ich, daß im Innern der Stadt ein Kampf tobte. Wir ritten schnell weiter; durch den Führer, der uns endlich einholte — wir kannten beide die Wege genau — hörten wir, daß eine Schwadron Kaiserlicher plötzlich in die Stadt eingefallen wäre, um Garcias Leute, die friedlich dem Feste beiwohnten, zu überrumpeln. — Ohne weiteres Hindernis ritten wir dann noch etwa zwanzig engl. Meilen bis zu dem Landhause Garcias." — —

Später in diesem Jahre machte Kaiser Maximilian General Diaz nochmals Anträge; darüber schreibt Diaz:

„Eines Tages brachte der Vorposten aus Acajete in mein Quartier hinter den Bergen — mit aller dabei nötigen Vorsicht — einen Mann namens Carlos Bournof. Maximilian hatte ihn persönlich beauftragt, von mir das Versprechen zu erlangen, daß ich den Kaiser auf seinem Marsche von Mexiko nach Vera Cruz nicht hindern wollte. Er beteuerte, daß ausschließlich europäische Soldaten ihn begleiten sollten, er wollte sich sofort auf der Fregatte Novara einschiffen, die ihn im Hafen von Vera Cruz erwartete. — Bournof versicherte, daß Maximilian ihn beauftragt hätte, mir nur dieses zu sagen, aber aus eigener Machtvollkommenheit fügte er hinzu, daß es mich wohl interessieren würde zu hören, wie hoch Maximilian mich hielt; wenn er auf meine Mithilfe rechnen dürfte, würde er sich von den Konservativen trennen und sich ganz an die Liberalen schließen, mit deren Politik er im Herzen übereinstimmte. Auch Señor Juarez achtete und bewunderte Maximilian, aber da Juarez dem Kaiserreiche so unversöhnlich feindlich gegenüberstand, wäre Maximilian genötigt, nicht nach seinen Herzenswünschen zu handeln, sondern wie die obwaltenden Umstände es ihm vorschrieben. Schließlich deutete Bournof noch an, ich sollte im Kaiserreiche Oberbefehlshaber aller Truppen werden.

„Ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß Maximilian Bournof beauftragt hatte, mir alle diese Eröffnungen zu machen, obgleich er vorsichtig immer von neuem betonte, er teilte mir nur aus eigenem Antriebe seine Ansichten mit. Ich hielt Bournof die Nacht hindurch in meinem Quartier zurück und entließ ihn am nächsten Tage mit der mündlichen Antwort, daß ich Maximilian keinerlei Zugeständnisse machen könnte. Maximilian wäre mein Feind — entweder würde ich ihn besiegen oder ihm unterliegen; ich machte Vorbereitungen, ihm entgegenzutreten, ich wollte versuchen, ihn gefangen zu nehmen und würde seinen Fall nach den Gesetzen des Landes einem Richterspruche unterwerfen.

Die ganze Nacht ließ ich durch die Straßen, neben denen Bournof wohnte, zum Schein Soldaten marschieren; sie mußten verschiedene Truppengattungen markieren. Die Offiziere hatten streng auf die Aufrechterhaltung des Verbotes zu achten, daß keine Fenster geöffnet werden durften. Mein Zweck war, daß Bournof in dem Glauben zu Maximilian zurückkehrte, um Acatlan wären große Truppenmassen zusammengezogen und fortwährend fände ein Wechsel der Truppen aus der Stadt und der Umgebung statt. In Wirklichkeit standen nur 300 Mann Kavallerie in Acatlan, ich konnte freilich auf Unterstützung aus den Städten in den Distrikten Matamoros, Tepeji und Tepeaca rechnen, die alle der Republik anhingen; viele waren schon bewaffnet und harrten ungeduldig darauf, am Kampfe teilzunehmen."

Bedeuteten diese Eröffnungen Maximilians, daß er die Hoffnungslosigkeit seiner Lage erkannte und sich an den einen Mann klammern wollte, von dem er Rettung erhoffte? Fast hat es den Anschein. Der schwache, schwankende Kaiser suchte in der Not Schutz bei seinem Feinde, dem rauhen Soldaten mit der starken Hand und dem unbeugsamen Willen.

Selbstverständlich verehrte damals das Volk Diaz wie einen Halbgott. Seine Siege und Heldentaten, seine Gefangenschaft und Flucht, die Herstellung nach schweren Verwundungen — das alles wob einen Glorienschein um ihn; die Indianer glaubten, er wäre durch einen Zauber gefeit. Sobald die Nachricht sich verbreitete, daß er aus Puebla entwichen und wieder kampfbereit wäre, sammelten sich die zerstreuten Scharen der Republikaner, von neuer Hoffnung, neuem Kampfesmute beseelt. Ins Feld! Vorwärts zu neuem Kampfe! Ja — das war Diaz' Begehr, das war der brennende Wunsch, der seine Seele erfüllte, ihm das Blut schneller durch die Adern rinnen ließ. Aber wo waren seine Anhänger? Niedergedrückt und mutlos hatten sie sich zerstreut, zudem hielten die Franzosen ein wachsames Auge auf ihn, um seiner wieder habhaft zu werden.

Trotzdem begann er am 23. September 1865 seinen dritten denkwürdigen, verzweifelten Feldzug gegen die Franzosen und die Kaiserlichen; er währte hundert Tage, vier Siege wurden errungen und eine Brigade organisiert. Wie bescheiden war aber der Anfang! Diaz, Oberst Garcia, zwei Mann, ein Hornist und ein Führer ritten aus, um sich auf Verabredung mit weiteren acht Mann zu vereinen. Dieses Häuflein von vierzehn mit Karabinern und Pistolen bewaffneten Berittenen unter ihrem genialen Kommandeur war der Kern der neuen Ostarmee. So viel Mut verdiente Erfolg, und Glück begleitete ihn von Anfang an. Die Sonne

war am ersten Tage kaum untergegangen, da hatte er schon 40 Kaiserliche gefangen genommen und schnell entschlossen seiner kleinen Schar einverleibt. So verstärkt, griff er bald darauf eine Proviantkolonne an, die bei dem Handgemenge 60 Pferde und viele Gewehre zurückließ. Wieder begünstigte ihn das Glück; seine kleine Schar vergrößerte sich um 78 Mann. Da hörte er, daß General Bazaine Oberst Visoso mit einer Kompagnie von Puebla ausgesandt hatte, um ihn wieder gefangen zu nehmen. Dazu lächelte er nur, aber er vermehrte seine Wachsamkeit. Das Wetter war schlecht und hinderte Diaz daran, vorzurücken, die Kaiserlichen — 300 Mann Infanterie und 50 Mann Kavallerie — kamen indessen ziemlich nahe; aber das schien Diaz gerade recht zu sein. Hören wir, was er selbst sagt:

„Vor Tagesanbruch rückten wir nach Tulcingo aus, zum Kampfe gegen die Kaiserlichen. Als wir uns der Stadt, die um einen Berg gebaut ist, näherten, trafen wir einen Mann, der angeblich Brot nach Tepetlapa trug. Das fiel mir auf, denn ich wußte, daß in der Stadt viele Bäckereien waren; ich vermutete daher, daß er einer von Visosos Spionen wäre, und ich hatte mich nicht getäuscht. Schließlich bekannte er es, und ich erfuhr manche wichtige Nachricht, darunter auch, daß der Feind soeben eifrig damit beschäftigt wäre, die Gewehre zu reinigen. Wir überraschten daher die Kaiserlichen durch einen Angriff auf die Kirche, wo sie meistens Quartier nahmen; sie leisteten tapferen Widerstand, aber wir errangen doch den Sieg, freilich mit bedeutenden Verlusten; ich verlor vierzig Mann. Visoso floh mit seinen fünfzig Mann Kavallerie und ließ die ganze Infanterie mit Waffen und Munition und etwa dreitausend Pesos in Gold, ihrem Solde, in meiner Macht zurück. Die Gefangenen traten über und wurden jetzt meine Rekruten. Wie es bei Leuten ihres Schlages natürlich war, legten sie auf die dreitausend Pesos, die sie für ihre rechtmäßige Beute hielten, Beschlag. Ich hatte Mühe, sie davon zu überzeugen, daß sie das nicht durften und ernannte einen Zahlmeister, der regelrecht die Zahlungen für die Kompagnie buchen mußte; der Rechnungsbericht wurde erst nach der Einnahme der Hauptstadt durch die Republik geschlossen. Am nächsten Tage teilte ich die neuen Rekruten in zwei Kompagnien, ich nannte sie, damit es großartiger klang, ‚Bataillone‘ und marschierte, so verstärkt, nach Tlapa; unterwegs stieß noch eine kleine Schar Bewaffneter und Berittener aus Mixteca zu uns.“

Diaz erhielt weitere Verstärkungen; in Tixtla hörte er, daß Oberst Visoso mit einer Kolonne von 1000 Mann und sechs Geschützen die Republikaner in die Berge getrieben und Tlapa besetzt hatten. Unverzagt

entbot Diaz so viele Dorfleute und Städter, als kommen wollten; die Masse sollte Furcht erwecken, denn die Kaiserlichen konnten nicht wissen, daß unter den gegen sie Vorrückenden viele unbewaffnet waren. Kühn ging Diaz dem Feinde entgegen; über den Sieg berichtet er selbst:

„Ich bekam einen Anfall von Malariafieber, der glücklicherweise nur zwei bis drei Tage anhielt. Visoso hatte von meiner Erkrankung gehört, und da er annahm, sie wäre ernst, rückte er, in der Hoffnung auf einen leichten Sieg, gegen uns vor. Es ging mir besser, aber ich tat so, als ob es schlimmer und schlimmer würde, und die Kriegslist lockte ihn näher: er stand nun etwa sieben franz. Meilen von uns entfernt in der Stadt Tepetlapa, wo ich ihn nach einem tüchtigen Nachtmarsch am nächsten Morgen überrumpeln konnte. Er hatte zweifellos selbst eine Überraschung für uns in Bereitschaft. Ich ließ von meinem Plane nicht das geringste verlauten. Am Abend des 3. Dezembers machte ich meine Truppen mit ihrer Aufgabe bekannt und schärfte ihnen ein, mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen. Wir rückten nach Tepetlapa vor, ich kannte die Gegend genau, aber als wir anlangten, erfuhren wir zu meinem Verdruß, daß Visoso schon um 9 Uhr abends nach dem nahebeiliegenden Comitlipa ausgerückt wäre. Uns blieben noch einige Stunden bis zum Tagesanbruche, so folgten wir ihm ohne Verzug. Als wir im ersten Morgengrauen von einer Stelle aus die Stadt sehen konnten, bemerkte ich auf einer kleinen Anhöhe nahebei einen Feuerschein. Dort standen Vorposten, aber da noch Dämmerlicht herrschte, konnten sie uns nicht sehen. Ich machte mit einigen Offizieren einen Rekognoszierungsritt und vergewisserte mich, daß der Feind nicht diesseits der Stadt stand, sondern den Mittelpunkt besetzt hielt — von der großen Plaza und dem Rathause bis zu dem Teile am Berge.

„Ich führte daher meine Infanterie von der Anhöhe, über die der Weg hier führt, hinunter und versteckte sie in dem dichten Gebüsch und hohen Grase in der Nähe der ersten Häuser der Stadt; dort verließ ich sie mit dem strengen Befehl, im Versteck zu bleiben. Ich kehrte auf die Anhöhe zurück, wo Kavallerie stand und wartete auf den Anbruch des Tages; dann mußte die Kavallerie recht in Sehweite der Vorposten vorrücken. Bald sah ich einen Mann in die Stadt laufen, wahrscheinlich um Visoso die Meldung zu machen. Ich erwartete, daß er sofort gegen uns ausrücken würde; aber ich hatte mich getäuscht. Wir mußten fast bis zur Plaza reiten und auf den Feind feuern und dann einen ungeordneten Rückzug markieren, um ihn zur Verfolgung herauszulocken. Die Vorposten auf der

Anhöhe hatten bei dem nun hellen Tageslichte meine Kavallerie genau sehen, fast zählen können, und da sie nicht viel über 100 Mann stark war, leitete Visoso selbst in bester Laune die Verfolgung. Er kam bis zu der Stelle, wo die Infanterie sich versteckt hielt, da empfing ihn plötzlich aus dem Hinterhalte ein mörderisches Feuer. Ein Teil der Infanterie schnitt ihm den Rückzug ab, die anderen fielen ihm in die Flanken. In dem Augenblick stellte ich mich an die Spitze der Kavallerie; wir schwenkten kurz und stürmten von links über freies Feld auf ihn los, gerade als das scharfe Schießen aus dem Gebüsch seine Leute zu wilder Flucht veranlaßte. Visoso wurde vollständig geschlagen, er entkam mit nur 20 bis 30 Mann; 81 Tote, darunter drei Offiziere, blieben auf dem Felde. Wir hatten noch viele zu Gefangenen gemacht, fast seine ganze Infanterie. Sie traten in den Dienst der Republik, und ich hatte wieder ein neues Bataillon. Auf unserer Seite waren elf Tote und neun Verwundete. Ich kehrte nach Tlapa zurück und brachte dort einige Wochen in verhältnismäßiger Ruhe zu. Die Zeit wurde benutzt, mein kleines Heer im Waffendienste zu üben und zu organisieren. Ich marschierte durch den Staat Oaxaca und suchte neue Leute und Mittel zu weiteren Kämpfen. Als die geringen Besatzungen, die Bazaine in die kleinen Garnisonstädte gelegt hatte, von meiner Ankunft in Silacayoapan hörten, zogen sie sich zurück, denn sie wußten wohl, daß die ganze Bevölkerung der nationalen Sache anhing. Ich besetzte am 13. Dezember 1865 Silacayoapan. Dort gab ich nur Befehle für die Verwaltung des Ortes und rückte dann weiter vor, um Tlaxiaco anzugreifen. Nach einigen kleineren Gefechten und Ausfällen, räumten die feindlichen Truppen die Stadt, und ich besetzte sie am 22. Dezember nach kurzer Verfolgung des Feindes. Dann kehrte ich nach Tlapa zurück. Als es bekannt wurde, daß ich wieder in Oaxaca war, sandte man an Bazaine die dringende Botschaft, eine der unsrigen weit überlegene Truppenmacht zu schicken, um uns zu überwältigen — aber ich befand mich schon auf dem Weitermarsche nach der Küste."

So schließt im Tagebuche das an Gefahren und Heldentaten so reiche Jahr 1865. So einfach und schlicht Diaz' Aufzeichnungen sind, so lebhaft und begeistert werden seine mündlichen Schilderungen der Kämpfe für Mexikos Freiheit. Seine Augen blitzen, wenn er von den tapferen Taten anderer berichtet, sie werden feucht, wenn er der Verluste gedenkt; diese lebendigen, geistsprühenden Erzählungen von Heldenmut, Kampf und Sieg veranschaulichen uns klar das Genie des Feldherrn, die Begeisterung des Patrioten und das tiefe Gefühl des guten Menschen.

Neuntes Kapitel.

Maximilians Erlaß.

Während Diaz kriegsgefangen war und entfloh, traten zwei höchst bedeutsame Ereignisse ein: Im Mai 1865 wurde der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten beendet, und am 3. Oktober desselben Jahres veröffentlichte Maximilian den furchtbaren, verhängnisvollen Erlaß, dem er nach einem Jahre und acht Monaten selbst zum Opfer fallen sollte. Der Sturz des Kaiserreiches war besiegelt, als die Regierung in Washington, nach dem Friedensschluß, ihre Aufmerksamkeit wieder den mexikanischen Vorgängen zuwenden konnte; sie hatte ihre Politik nie geändert, aber der mörderische Krieg hatte sie gehindert, ihr Nachdruck zu verleihen.

Juarez hatte während des langen Kampfes um die Unabhängigkeit seine guten Beziehungen zu der Regierung in Washington unverändert aufrechterhalten. Er wurde als rechtmäßiger Herrscher des Landes anerkannt, während man andererseits keine Gelegenheit versäumte, gegen Frankreichs Besetzung des Landes Widerspruch zu erheben. Nun war der Augenblick gekommen, diesem Widerspruche deutlicheren Ausdruck zu geben, und wenn die Regierung in Washington noch gezögert hätte, würde der Sturm der Entrüstung, den der Erlaß Maximilians vom 3. Oktober hervorrief, zur Tat gedrängt haben. Die Mexikaner nannten den Erlaß „das Dekret Huitzilopochtlis“, d. h., des Kriegsgottes, den nur Menschenopfer versöhnten. — Maximilian hätte keinen verhängnisvolleren Schritt tun können. Der Erlaß bedeutete eine Mißachtung aller Regeln des Völkerrechts, er war reinste Barbarei und um so weniger gerechtfertigt, als Maximilian ein Fremder war und nur mit Hilfe fremder Bajonette seinen Thron behauptete. Man erblickt wohl mit Recht in Bazaine den eigentlichen Urheber des Erlasses; er stand als finsterer Versucher neben dem Kaiser, dessen Charakter wir mit dem Erlaß gar nicht in Einklang zu bringen vermögen.

Der Erlaß gab dem mexikanischen Volke kund, daß Juarez aus Mexiko

entflohen wäre und die Nordgrenze überschritten hätte. — Das war eine Lüge; er hatte zwar die Regierung von Monterrey wieder weiter nordwärts in den Grenzort Paso del Norte verlegen müssen, aber er hatte weder sein Land verlassen, noch die Regierung aufgelöst. Allein der Erlaß verkündete, daß der Präsident der Republik den mit so großer Tapferkeit — das wird seltsamerweise zugegeben — geführten Kampf aufgegeben, sich besiegt erklärt und die Regierung aufgelöst hätte.

„Fortan wird der Kampf nicht länger zwischen zwei sich einander feindlich gegenüberstehenden Regierungssystemen geführt, sondern zwischen dem durch den Willen des Volkes gegründeten Kaiserreiche und zwischen Verbrechern und Banditen, die das Land unsicher machen."

So wurden die Männer, die Maximilians Autorität nicht anerkennen wollten, öffentlich als Verbrecher und Banditen gebrandmarkt; als solche sollten sie behandelt und — wo man sie auch fand — innerhalb der ersten 24 Stunden nach ihrer Festnahme erschossen werden.

Um Maximilians Andenken zu schonen, hat man verbreitet, daß Bazaine ihn durch falsche Informationen irre geführt habe — das ist gewiß wahr — und daß Maximilian beabsichtigte, den Erlaß nur gegen Landstreicher zu richten — das ist möglich. Aber man kann ihn trotzdem nicht ganz von der Verantwortung für die Bluttaten freisprechen, da er sie nicht kraft seiner Autorität hinderte.*) Wenige Tage nach der Verkündigung des Erlasses — noch ehe er weit über die Grenzen der Hauptstadt hinaus im Lande bekannt sein konnte — nahmen die Kaiserlichen während eines Kampfes im Staate Michoacan die Generale Don José Maria Arteaga und Salazar gefangen — letzterer war Militärgouverneur von Michoacan —, ferner die Obersten Jesús Diaz, Trinidad Villagómez, den Hauptmann González und andere tapfere Kämpfer aus der republikanischen Armee. Es waren hochstehende, vornehme Offiziere, einige gehörten den ältesten Familien Mexikos an, alle hatten hingebungsvoll für die Befreiung ihres Vaterlandes

*) Den Erlaß vom 3. Oktober hat Maximilian mit eigner Hand geschrieben. Graf Emile de Kératry erklärt, Bazaine habe Widerspruch dagegen erhoben — diese Behauptung wollen wir dahingestellt sein lassen. Einige Monate vor seinem Tode gestand Maximilian seinen Irrtum ein. In einem vom 9. Februar 1867 datierten Briefe schreibt er an einen seiner Minister: „Die republikanische Armee, die mir fälschlich als demoralisiert und zerrüttet geschildert wurde — die nur noch die Hoffnung auf Plünderung zusammenhält, — liefert den Beweis, daß sie unserer Armee vollkommen ebenbürtig ist; was sie anspornt, sind der Mut und die Ausdauer ihres Führers, den eine hohe Idee erfüllt: die Verteidigung der durch unser Kaisertum bedrohten nationalen Unabhängigkeit."

von der Fremdherrschaft gestritten. Ohne Berücksichtigung ihrer Rechte als Kriegsgefangene wurden sie vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und sofort erschossen.

Diese durch kein Kriegsrecht, durch keine politische Notwendigkeit gerechtfertigte Bluttat erfüllte die gebildete Welt weit über die Grenzen des Landes hinaus mit Abscheu. Sie bedeutete buchstäblich, daß jeder, der sich nicht Maximilian unterwarf, erschossen werden sollte. Das Geschick dieser Tapferen, die ohne Wanken den Tod erlitten, brachte in der Volksstimmung eine starke Umwandlung hervor; das Gefühl des Hasses gegen Maximilian erwachte, und dunkle Wetterwolken zogen sich über seinem Haupte zusammen. Blutvergießen war den seit einem halben Jahrhundert in Kampf und Aufruhr lebenden Mexikanern nichts Neues; aber sie hatten untereinander gestritten, kein Fremder hatte ihr Leben und ihre Freiheit bedroht. Höher als der Parteihader stand ihr Nationalgefühl, und diese Märtyrer, die als Rebellen erschossen waren, hatten sich nur gegen eine nie anerkannte Fremdherrschaft empört. General Salazar, ein vielversprechender Offizier, der trotz seiner Jugend schon den hohen Rang bekleidete, schrieb an dem Abend vor seinem Tode an seine Mutter: „Mein Gewissen ist ruhig; ich gehe mit 33 Jahren in den Tod — ohne einen Flecken auf meiner Ehre als Mensch und als Soldat.“ Sogar die unter den Augen Maximilians in der Hauptstadt erscheinenden konservativen Zeitungen brachten Lobreden auf General Arteaga, sie rühmten „seine Redlichkeit, seine Aufrichtigkeit und seine stets bewiesene Menschenfreundlichkeit“.

Man kann Maximilians Beweggründe schwer verstehen. Wenn der Erlaß zu Zwecken gemißbraucht wurde, die er nicht billigte, hätte er ihn ja nur zurückziehen dürfen; aber das geschah nicht, — im Gegenteil, die Exekutionen wurden fortgesetzt. Nach einem vor seinem Tode als wahr verbürgten Bericht waren noch am 5. Februar 1867 Befehle erteilt, Juarez und seine Minister sofort zu erschießen, falls sie durch kaiserliche Truppen gefangen genommen werden sollten, — also war er fest entschlossen, den eingeschlagenen Kurs weiter zu verfolgen.*) Der wankelmütige Herrscher, der

*) Danach wären geschriebene Befehle derart wirklich in die Hände der Republikaner gelangt. Freilich steht im vollen Widerspruch damit das Zeugnis des Prinzen Salm-Salm, der Maximilians Stab beigegeben war und in seinem „Tagebuch in Mexiko“ (Bd. I, S. 36) behauptet, daß der Kaiser Miramon den strengen schriftlichen Befehl gegeben hätte, wenn er Juarez gefangen nehmen sollte, ihn besonders gut behandeln und nach Mexiko bringen zu lassen.

nach Vereitlung seiner wohlgemeinten Bemühungen um die Volkswohlfahrt, zum Tyrannen wird und ein verzweifeltes Spiel beginnt, ist keine neue Erscheinung in der Weltgeschichte.*)

Ohne Frage hatte Maximilian anfangs redlich danach gestrebt, das Wohl des Landes zu fördern und einiger Erfolg krönte seine Bemühungen. Aber der Flut, die den republikanischen Hoffnungen gefährlich schien, war bald die Ebbe gefolgt. Überall sah er nichts als Mißerfolge. Die Klerikalen, die Hauptstützen des Thrones ließen ihn im Stich, als sie sahen, daß der Kaiser ihnen die Kirchengüter nicht wiedererstatten wollte — oder konnte. Die durch Errichtung des Kaiserreiches bis aufs äußerste erschöpften Finanzen des Landes befanden sich in der denkbar schlechtesten Verfassung. Die Niederlage der Konföderierten im Norden und der Friedensschluß mußten ihm seine bedrohliche Lage enthüllen.

Seine Regierung war reich an Irrtümern, die ihren Grund teils in seiner Schwäche hatten, teils in der Tatsache, daß er niemals recht den Charakter des Mexikaners verstand. Er vergaß, daß „Verrat in dem Blute des Mexikaners kreist" — wie ein zeitgenössischer französischer Schriftsteller es wenig schmeichelhaft ausdrückt —, daß Leute, die ihrer Partei untreu wurden, auch ihm nicht Treue bewahren würden. Und er vergaß auch, daß er nicht auf einem europäischen Throne saß, wo erlassene Befehle pünktlich ausgeführt werden.

Maximilian brachte aus Miramare eine Menge sorgsam vorbereiteter Gesetzentwürfe mit, die aber für die in Mexiko herrschenden Verhältnisse gänzlich unbrauchbar waren. Von seinem Pulte, an dem er fleißig arbeitete,

---

*) Zwei Monate nach Veröffentlichung des Erlasses vom 3. Oktober, als die Empörung den höchsten Grad erreicht hatte, ging Marschall Bazaine folgender Brief zu, der klar zeigt, wie der Kaiser zu der Zeit dachte.

„Kaiserliches Militärkabinett
Mexiko, den 15. Dezbr. 1865.

Herr Marschall,

Seine Majestät beauftragt mich, Eurer Exzellenz bekannt zu geben, daß Hochdieselbe wünscht, Vicente. Riva Palacios soll nach Mexiko gebracht werden, falls man ihn gefangen nimmt. Diese Ausnahme gegen den Erlaß vom 3. Oktober hat besondere Gründe und ist die einzige, die Majestät zu machen beabsichtigt. Hochdieselbe wünscht, daß Ew. Exzellenz bestimmte Befehle erteilt, daß Riva Palacios, im Falle der Festnahme nicht erschossen wird.

Chef des Kaiserlichen Militärkabinetts."

gingen vorzügliche Erlasse aus, aber sie konnten nichts Gutes stiften, da bestechliche Unterbeamte, denen sie anvertraut wurden, die Ausführung unterließen. Überall fehlte das wachsame Auge, die leitende Hand. Maximilian bot sich die dankbare Aufgabe, die Indianer aus ihrer gedrückten Stellung zu erheben; — sie wären ihm bis zum Tode ergeben gewesen, — aber er ließ die gute Gelegenheit ungenutzt vorübergehen. Während er den Palast in Chapultepec aufs kostbarste ausbauen ließ, schien er nichts davon zu wissen, daß unter seinen Truppen an der Grenze Meuterei ausbrach, und daß sie zu den Republikanern übergingen, weil ihnen kein Sold ausgezahlt wurde. Man kann kaum begreifen, wie ein Herrscher in seiner Lage so kurzsichtig sein konnte, den Erlaß vom 3. Oktober zu veröffentlichen, der geradezu Selbstmord bedeutete.

Hunderte von Mexikanern, die für das Kaiserreich Sympathie empfunden hatten, trieb dieser Erlaß den Republikanern in die Arme, und die kleine Schar tapferer Männer, die das Panier der Unabhängigkeit in den Bergen hochhielt, begann stetig zu wachsen.

Als der Kongreß der Vereinigten Staaten von den in Maximilians Namen begangenen barbarischen Taten hörte, erließ er folgende Erklärung: „Uns erfüllen die gegenwärtig in Mexiko herrschenden Zustände mit der größten Besorgnis. Das Unterfangen einer fremden Macht, eine der Republiken dieses Kontinents zu unterjochen und auf ihren Trümmern, nur durch europäische Waffen gestützt, eine Monarchie zu gründen, widerspricht der von der Regierung der Vereinigten Staaten stets ausgeübten Politik; es widerspricht dem Geiste unserer Institutionen und ist beleidigend für unser Volk.“ Eine „Beobachtungsarmee“ wurde an die Grenze geschickt und ein bedeutender General abgeordnet, um dem Präsidenten Juarez beizustehen. Napoleon war dadurch sein Urteil gesprochen. Höflich, aber fest, in einer Sprache, die keinen Zweifel zuließ, verlangte die Regierung in Washington das Zurückziehen der französischen Truppen. Staatssekretär Seward sandte am 6. November 1865 eine Depesche nach Paris des Inhalts, daß die Anwesenheit einer französischen Armee in Mexiko bei der Regierung der Vereinigten Staaten zu „ernsten Bedenken“ Anlaß gäbe; daß die Vereinigten Staaten die durch ausländische Truppen unterstützte Gründung eines Kaiserreiches in Mexiko nicht duldete, und daß sie es ablehnte, in Mexiko eine andere Regierung anzuerkennen, als die republikanische.

Frankreich hatte jetzt alles Interesse an dem mexikanischen Abenteuer verloren. Tausende tapferer Soldaten hatten Kämpfe und tödliche Krank-

heiten hingerafft. Nach einer deutlichen Erklärung Sewards im nächsten Frühjahre, daß die Vereinigten Staaten eine bewaffnete Intervention zugunsten Juarez beabsichtigten, blieb Napoleon nur die Wahl nachzugeben, oder Krieg mit einem mächtigen Staate zu beginnen. Wenn er aber, dem Zwange gehorchend, seine Truppen zurückzog, konnte er Maximilian nur eine kurze Frist gewähren, entweder sich in seiner Stellung zu befestigen oder abzudanken.

Zehntes Kapitel.

Diaz entflammt die Südstaaten zum Kampfe für die Freiheit.

Im Anfange des Jahres 1866 war Diaz in Silacayoapan. Dem kaiserlichen Erlasse gemäß war er ein „Verbrecher" und „Bandit"; ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt, und er würde zweifellos das Geschick der anderen Tapferen geteilt haben, wenn er in die Hände der Feinde geraten wäre, um so mehr als nach der Wendung der Ereignisse im Lande und nach einigen kleinen Erfolgen Juarez' an der Nordgrenze die Kaiserlichen zu verzweifelten Mitteln griffen. Die französischen Truppen wurden langsam von den Grenzen nach dem Innern zusammengezogen, und die Republikaner gewannen Raum. Juarez ging von der Grenzstadt Paso del Norte nach Chihuahua. Einige Wochen später, nach dem gelungenen Überfalle des Generals Escobedo und der Gefangennahme der ganzen kaiserlichen Garnison aus Monterrey, konnte der Präsident die Regierung wieder nach dieser Stadt verlegen und von dort aus tätig weiter wirken.

Diaz übernahm wieder eifrig seine durch die Gefangenschaft unterbrochene mühevolle Arbeit in den Ost- und Südstaaten. Hunderte von Meilen trennten ihn von dem Staatsoberhaupte; oft monatelang ohne Nachricht von ihm, war er gezwungen, nach eigenem Ermessen zu handeln und nach bestem Vermögen jeden Vorteil wahrzunehmen. An Freiwilligen fehlte es nicht, aber ihm blieb die Sorge für die Ausbildung und für den Unterhalt; die Okkupationsarmee hatte die Mittel des Landes aufs äußerste erschöpft. Diaz mußte sich daher zuerst mit einer kleineren Truppenmacht begnügen und mehr in der Form von Guerillakriegen den Kampf mit dem Feinde aufnehmen. Diaz schreibt darüber:

„Als ich in Tlapa hörte, daß eine Kolonne Kaiserlicher unter General Ortega über Jamiltepec und Pinotepa durch den Staat Guerrero marschieren wollte, brach ich mit General Alvarez und etwa zweihundert National-

gardisten auf, um ihm durch Ometepec entgegenzugehen. Am 25. Februar rasteten wir in der Ansiedlung Lo de Soto, unsere Vorposten standen etwa drei französische Meilen weiter vor. Plötzlich verließen diese ihre Stellung, und wir merkten erst das Herannahen des Feindes, als die ersten Schüsse fielen. Sobald ich das Pfeifen der Kugeln hörte, trat ich aus meiner Hütte und sah die feindliche Kavallerie in geringer Entfernung vor mir. Sie zielten nach mir, ich stürzte in die Hütte zurück, ergriff die Pistolen und brach durch die hintere Schilfwand und dann weiter durch zwei andere Schilfhütten, — meine Verfolger waren mir dicht auf den Fersen. Als ich die letzte Wand durchbrach, sah ich plötzlich vor mir einen meiner Offiziere und zehn Mann, alle zu Pferde und bewaffnet; — sie hatten Erlaubnis gehabt zu baden und waren zurückgekehrt. — Ich schwang mich auf das Pferd des Offiziers, rief den Leuten zu. mir zu folgen und stürmte auf den Feind los; eine kleine Abteilung des Oaxacabataillons, die die Anhöhe mitten in der Ansiedlung besetzt hielt, unterstützte uns durch ihr wirksames Feuern. Wir drängten den Feind nach der Schlucht zurück, dem einzig möglichen Durchgang, den unsere Vorposten ihm pflichtvergessen freigegeben hatten. Als wir die feindlichen Truppen durch die Schlucht getrieben hatten, verteidigten wir den Paß, bis Verstärkung eintraf; dann drangen wir vor, jagten die feindliche Kavallerie in die Flucht und verfolgten sie, bis sie die Infanterie erreichte, die ihre Hauptmacht bildete. Jetzt zog ich mich zurück und sammelte meine Kompagnie in Los Horcones, um den Angriff zu erwarten. Aber er unterblieb, und wir rasteten einige Tage in Ometepec. Als dann eine Verstärkung durch etwa 200 Mann Infanterie eintraf, rückten wir nochmals gegen die Kaiserlichen vor und überfielen in Pinotepa ein Detachement von 40 bis 50 Mann. Die Niederlage und Flucht dieses Detachements rief unter Ortegas Truppen in Jamiltepec große Entmutigung hervor; der General hatte die Stadt gerade verlassen, als wir anlangten; wir begannen sofort die Verfolgung. Sie konnte nicht ernstlich sein, da ein Strom uns hinderte, aber sie nützte insofern, als feindliche Truppen sich zerstreuten und auf dem Wege Waffen und Munition zurückließen, die wir mit Freuden auffammelten. Bei meiner Rückkehr nach Jamiltepec am 13. April fand ich noch 400, neu aus der Fabrik gekommene Gewehre vor, die Ortega bei der eiligen Flucht vergessen hatte; andere nahm ich den Neuangeworbenen ab, die verwirrt und verängstigt durch die Straßen liefen. Aus den in Ortegas Wohnung zurückgelassenen Listen ersah ich, an wen er Waffen verteilt hatte, so konnte ich mir auch diese ohne große Mühe verschaffen und

befand mich plötzlich in der glücklichen Lage, mehr Waffen als Leute zu besitzen. Die letzten Gewehre waren von Enfield aus England und besser, als die mir von Alvarez gelieferten; so konnte ich diese jetzt zurückschicken.

„Indessen hatte General Ortega sich nach seiner Niederlage nach Oaxaca zurückgezogen. Ich blieb noch einige Tage in Jamiltepec; als ich aber hörte, daß ein starkes feindliches Detachement in Putla wäre, marschierte ich über die Berge in das Tal; von Landleuten hörten wir, daß die Truppen am Tage vorher weitergezogen wären. Das bewog mich, mit meinem Stabe allein vorzurücken, um uns Proviant für unsere Leute zu verschaffen. Meinem Stabe hatte ich damals alle neuerdings eingetretenen Offiziere zugesellt, die noch nicht einrangiert waren, daher zählte er mehr als dreißig Mann. Als wir in der Voraussetzung, daß sie unbesetzt war, die Stadt Putla erreichten, sah ich einen Mann mit einer roten Fahne durch die Straßen laufen und hielt ihn für einen feindlichen Deserteur. Um ihn zu fangen, ließ ich einen Teil der Offiziere nach der einen Seite der Plaza galoppieren, während ich mit den übrigen nach der anderen Seite ritt. Unsere Überraschung war groß, als wir auf der Plaza das ganze feindliche Detachement erblickten. Aber der Feind war vielleicht noch mehr entsetzt als wir; denn nicht ahnend, daß wir nur eine Handvoll Leute waren, zogen sie sich schleunigst in wilder Flucht nach Tlaxiaco zurück; es waren einige hundert Mann. Wir feuerten unsere Pistolen hinter ihnen her ab. Ihr Schrecken wurde noch vermehrt, als sie am Stadttore eine unserer Reiterschwadronen heranstürmen sahen, die durch die Schüsse aufmerksam gemacht, uns zu Hilfe eilten; sie konnten nun gleich den Feind verfolgen. So hatten wir ohne große Mühe Putla eingenommen. Dann rückte ich nach Tlapa vor. Dort erhielt ich eine Botschaft des Obersten Visoso, der von der kaiserlichen Regierung einen Verweis wegen der erlittenen Niederlagen bekommen hatte. Über die Vorwürfe empört, bot er mir seine Dienste an, die ich annahm, — aber unter der Bedingung, daß er nicht allein, sondern mit Truppen kommen sollte, die alle den Eid der Treue leisten mußten. Damit einverstanden, verließ Visoso einige Tage später heimlich Puebla und ging nach Chiautla, wo die ganze Garnison ihm ergeben war. In der Nacht brach eine Meuterei unter den Truppen aus, sie töteten den Gouverneur und den Militärkommandanten des Ortes. Als Visoso mich davon benachrichtigte, schickte ich ihm eine Eskorte zum Schutz entgegen und er stieß mit 200 Mann und einem Geschütz in Chila de la Sal zu mir."

Zeitweise gänzlicher Mangel an Verbindung hatte Diaz gehindert, früher zu erfahren, daß vor etwa fünf Monaten Juarez' Machtstellung

ernstlich bedroht gewesen war. Unter den 22, allgemein unter dem Beinamen „Immaculates" bekannten treuesten Republikanern, die Juarez' nächste Umgebung bildeten, befand sich auch General Gonzalez Ortega, der Präsident des obersten Gerichtshofes. Während der Zeit, da die Regierung bald hier, bald dort ihren Sitz hatte, war er von seinen Pflichten als Justizpräsident entbunden worden. Da indessen die Amtsperiode Juarez' abgelaufen und unter den obwaltenden Umständen keine Neuwahl erfolgt war, erklärte Gonzalez Ortega durch ein „Pronunciamento", daß er verfassungsmäßig seiner Stellung nach Ansprüche auf den Präsidentenstuhl hätte, — ein in dieser kritischen Zeit sehr bedenkliches Unterfangen. Denn nichts hätte für Maximilian förderlicher sein können, als Spaltung und Streit im republikanischen Lager. Zum Glück fand Ortega nicht die gehoffte Unterstützung, fast ausnahmslos wurde sein Vorgehen als Verrat bezeichnet, und er entfloh nach den Vereinigten Staaten. Juarez, der die Sachlage klar überschaute, löste die Frage klug durch einen Erlaß, der die Verlängerung seiner Amtsperiode verkündete, bis nach hergestelltem Frieden eine neue, verfassungsmäßige Präsidentenwahl würde stattfinden können.

Dieses alles wurde Diaz amtlich durch den mexikanischen Gesandten in Washington mitgeteilt, dem er folgende Antwort zukommen ließ:

„Den 19. Mai 1866.

Señor Don Matias Romero, Washington.

Die Erlasse der Regierung habe ich hier veröffentlicht. Der erste, die Verlängerung der verfassungsmäßigen Amtsperiode des Präsidenten betreffend, wurde mit augenscheinlicher Genugtuung aufgenommen. Wie ich denke, beweist mein Verhalten; ich erachte unbedingten Gehorsam als meine Pflicht — aber auch vollständiges Fernhalten von jeder Einmischung, sobald meinen Überzeugungen die augenblickliche Richtung der Politik widerstrebt. In der gegenwärtigen Notlage erscheint mir der vom Präsidenten eingeschlagene Weg nicht nur als der gebotenste, sondern als der einzig wahre zum Heile der Republik, Der Erlaß, der eine Anklage gegen Gonzalez Ortega und seine Anhänger enthält, ist durch die Militärgesetze und den Kriegsbrauch vollkommen gerechtfertigt.

Meiner Ansicht nach hat die Regierung in diesem Falle nur ihre Pflicht getan.

Ihr ergebener Freund und Diener
Porfirio Diaz."

Kaum hatte Diaz sich mit Oberst Visoso vereinigt, als er in den Staat Puebla berufen wurde, um die Bewohner von San Juan Itscaquixtla

zu schützen. Dabei hatte er ein Abenteuer zu bestehen, das leicht verhängnisvoll hätte werden können. Diaz schreibt darüber:

„Als die Angelegenheit der Bewohner von San Juan erledigt war, schickte mir General Trujeque, der in kaiserlichem Dienste einen guten Beobachtungsposten in der Ansiedlung Tacache besetzt hielt, die Botschaft, daß er sich mit allen seinen Truppen der Republik zur Verfügung stellte. Als Bürgen für die Aufrichtigkeit seines Anerbietens wollte er Don Enrique Travesi senden, der so lange bei meinen Leuten bleiben sollte, bis meine Unterredung mit ihm auf der Ansiedlung beendet wäre. Da ich Trujeques verräterischen Charakter kannte, hatte ich guten Grund an der Richtigkeit seiner Angaben zu zweifeln. Trotzdem begab ich mich nur von einem Adjutanten begleitet nach Tacache. Meine Leute waren sehr besorgt, weil ich ohne Eskorte fortritt und hatten (wie ich später erfuhr) aus eigenem Antriebe beschlossen, daß mir etwa 100 Reiter heimlich folgen und sich versteckt halten sollten, um mir im Falle der Not beizustehen. Ohne Hindernis kam ich an Trujeques Vorposten, die nur aus fünf Mann bestanden, vorüber. Als ich in der Ansiedlung anlangte und gerade vor der Hütte, in der Trujeque wohnte, absteigen wollte, schossen seine Leute plötzlich aus einer anderen Hütte auf uns, das Pferd meines Adjutanten wurde leicht verwundet. Wir galoppierten schnell auf dem Wege zurück, auf dem wir gekommen waren, an den Vorposten vorbei. Hinter uns hörten wir die Hufschläge der Pferde unserer Verfolger, die uns dicht auf den Fersen waren. Als wir über die Berge ritten, sah unsere Lage plötzlich verzweifelt aus. Eine Reiterschar kam uns entgegen, die uns anscheinend den Weg abschneiden wollte. Da erkannten wir zu unserer Freude unsere eigenen Leute, sie umringten uns, und unsere Verfolger kehrten um. Trujeque schrieb mir sofort, daß die Schuld an dem Vorfalle einer seiner Offiziere trug, den er nicht in seinen Plan eingeweiht hatte. Ich zweifelte an der Wahrheit dieser Entschuldigung, obgleich andererseits — wenn es wirklich eine Falle gewesen wäre — sie ja nur hätten warten dürfen, bis wir abgestiegen waren, dann hätten mein Adjutant und ich ihnen nicht entrinnen können."

Vor Monaten hatte Diaz geklagt, daß er mehr Leute als Waffen hatte; jetzt besaß er mehr Gewehre als Soldaten, aber die schwierige Frage war die, wie er ein Heer ohne jeden Zuschuß unterhalten sollte. Wie schon erwähnt, war seine Verbindung mit der Regierung oft monatelang unterbrochen, und es blieb seiner Erfindungsgabe überlassen, einen Ausweg zu suchen.

Eine bescheidene Aufzeichnung in seinem Tagebuche, die wohl aus dieser Zeit stammt, berührt diese Sorge:

„Mangel an Mitteln ist das Haupthindernis, mir ein Heer zu schaffen, wie ich es mir wünschte. Aus allen Städten werden mir Leute angeboten, aber da ich keine Mittel habe, um ein großes Heer zu unterhalten, begnüge ich mich mit einem kleinen tauglichen. Hätte ich Geld, so könnte ich mein Operationsfeld leicht bis in Gegenden ausdehnen, wo reiche Vaterlandsverräter wohnen und ihnen mit Vergnügen zwangsweise die Kriegskosten aufbürden. Meine Kriegskasse ist so bescheiden, daß jeder Soldat täglich nur zwölf Centavos erhalten kann (weniger als 50 Pfg.), die Offiziere verlangen gar keinen Sold. Ich könnte freilich bei den Städten Anleihen machen, aber das mag ich nicht, da die Städter als treue Verbündete uns ohnehin schon helfen, soviel sie können."

Diaz' Hauptsorge galt stets dem Wohle seiner Leute, auch der regelrechten Auszahlung der Löhnung. Das wurde sehr anerkannt und trug gute Früchte in einem Lande, in dem jeder — nicht nur der im Heere stehende Soldat — bei Gelegenheit wirksam am Kampfe teilnehmen konnte. Beispiele davon lesen wir in den Tagebuchaufzeichnungen; im Juli 1866 schreibt Diaz:

„Das bemerkenswerteste Ereignis im Juli war die Niederlage, die General Figueroa einer österreichischen Kolonne beibrachte, die über die Berge nach der Küste marschierte. In Soyaltepec, dem Schauplatze des Treffens, verloren die Österreicher 93 Tote; bei der Verfolgung auf dem Wege bis Tehuacan aber so viele Tote, daß man sie nicht mehr zählen konnte. Nicht allein General Figueroas Truppen leiteten diese wirksame Verfolgung, sondern auch Leute aus den Städten hatten an verschiedenen Punkten am Wege Stellung genommen und unterstützten sie erfolgreich. Um dem Feinde jede Rast unmöglich zu machen und ihm keine Beute zu lassen, hatten die Städter, die nicht mitkämpften, ihre Häuser angesteckt und die Stadt verlassen; diesen Heldenmut bewiesen die Bewohner der Städte Soyaltepec, Istcatlán und Ojitlán."

Bis Mitte August hatten die Republikaner in den Ost- und Südstaaten so große Fortschritte gemacht, daß Diaz das Feld seiner Tätigkeit weiterhin auszudehnen beabsichtigte und dem Kriegsminister in folgendem Briefe seine Pläne kundtat:

„Republikanische Armee. Ostlinie.
Kommandierender General.

An den Kriegsminister.

Dank den Operationen der republikanischen Truppen im Inneren des Landes ist die Invasionsarmee so zerstreut und geschwächt, daß ich meine Kriegsmacht in die Staaten Mexiko, Puebla, Oaxaca, Tlaxcala und Chiapas vorrücken lassen konnte und bis jetzt gute Erfolge erzielte. Am 10. August besiegte Oberst Jesús Visoso mit 200 Mann Infanterie aus der Garnison Chiautla den Rest der durch den Verräter Gavito befehligten Truppen. Er trat dann mit seinen Leuten zu uns über und brachte uns noch ein Geschütz und 86 Extragewehre zu. Am 13. rückten wir wieder nach Chiautla, das der durch die österreichische Garnison aus Matamoros verstärkte Feind von neuem besetzt hatte. Ich erwartete, daß er den ihm angebotenen Kampf annehmen würde; aber er rückte nur ein wenig vor, um unsere Truppenstellung zu beobachten, blieb jedoch im Schutze der Befestigungen und kehrte dann wieder hinter die Laufgräben zurück. Da wurde mir gemeldet, daß Oberst Ignacio Gamboa mit Hilfe der Bewohner von Itscaquixtla den Verräter Granados Maldonado, den Präfekten von Tepeji besiegt, 7 seiner Leute getötet, 26 gefangen genommen, auch 30 Gewehre erbeutet hatte; jetzt bemühte er sich noch, die übrigen Truppen auseinander zu sprengen. Dabei traten 28 Mann Kavallerie zu uns über. Durch seine Gefangenen behindert und durch die Kaiserlichen aus Tepeaca und Puebla eifrig verfolgt, bat Gamboa mich um Hilfe. Ich entsandte sofort General Francisco Leyva, den Gouverneur des dritten Distrikts von Mexiko mit 70 Mann Kavallerie, um zu den republikanischen Truppen in seinem Distrikte zu stoßen, die Leute dort, die für die Unabhängigkeit kämpfen wollten, einzustellen und zu bewaffnen — kurz, so viel als möglich Gebiet für die Republik zu gewinnen. Ich selbst aber eilte mit dem Reste meiner Truppen Gamboa zu Hilfe.

Indessen sollte General Luis Perez Figueroa Tehuacan im Norden bedrohen, der Bataillonskommandeur Felipe Cruz aber mit 150 Bergbewohnern aus Mixteca am 12. ausrücken, um die Minen von Peras zu besetzen. An demselben Tage ging Oberst Manuel López y Orozco aus Jamiltepec zu einem Angriffe auf Zola vor. Die Garnison aus Juchitán sollte nach Tequisistlán marschieren, um den Weg zwischen Tehuantepec und Oaxaca abzuschneiden. Ich warte den Erfolg aller dieser Unternehmen ab, die gleichzeitig ausgeführt werden sollen und will aus den von verschiedenen Seiten den Feind bedrängenden Attacken Vorteil ziehen, indem ich unbehindert das Gebiet für meine Operationen erweitere und Vorräte für meine Truppen herbeischaffe. Zugleich beabsichtige ich durch mein Vorrücken gegen Puebla die Kaiserlichen in jener Stadt zum Kampfe zu reizen; wenn sie, wie ich glühend wünsche,

meine Herausforderung annehmen, will ich sie so weit als möglich locken, um den Kampf erst an einer Stelle zu beginnen, wo ich des Sieges sicher bin. Mein Hauptziel ist aber gegenwärtig im Norden des Staates Puebla, wo sich feindliche Strömungen bemerkbar machen, alle unsere treuen Parteigenossen zu unermüdlichem Kampfe für unsere gute Sache zu ermuntern. Sehr bald werde ich mir die Freude machen, Sie über den Erfolg aller dieser Unternehmungen zu unterrichten; die Truppen aus Chiapas, Tabasco und Vera Cruz nehmen nicht daran teil; die ersteren müssen in der Nähe von Oaxaca Tehuantepec beobachten, General Garcia hat über Tlacotalpam zu wachen und die anderen sollen später gegen die Yucatantruppen vorrücken.

„Vaterland und Freiheit!"

Tlapa, den 20. August 1866.

(Unterschrift.) Porfirio Diaz.

An den Kriegsminister in Chihuahua."

Die Ereignisse drängten sich. Vom September bis zum Ende des Jahres nahm Diaz an sechs Gefechten teil; aus allen ging er siegreich und unverletzt hervor. Die Kaiserlichen versuchten ihn in Tepeji einzuschließen, für einen Augenblick sah es böse für Diaz aus, aber es gelang ihm, sich glücklich nach Huajuapam durchzuschlagen. Dort stellte ihm der verräterische Überläufer, General Trujeque, der schon bei Tacache jenen Anschlag auf sein Leben versucht hatte, eine neue Falle. Unter dem Deckmantel der Freundschaft und erneuter Anerbietungen veranlaßte Trujeque Diaz zu einer Zusammenkunft und ließ dabei aus dem Hinterhalt auf ihn schießen; zum Glück verfehlten die Kugeln ihr Ziel. Alle diese wunderbaren Errettungen befestigten den im Volke verbreiteten Glauben an seine Unverletzlichkeit; dazu kam noch, daß die großen Strapazen und Entbehrungen, die ein so langer Guerillakrieg mit sich brachte, seiner eisernen Gesundheit nichts anzuhaben schienen. Oft wurden die Truppen durch den Tropenregen bis auf die Haut naß, oder der Proviant ging auf die Neige und neue Zufuhr war ganz ungewiß. Bei unvorhergesehenem Angriffe versagte plötzlich das naßgewordene Pulver, die Kasse wurde leer, der Sold konnte nicht regelmäßig gezahlt werden — alle diese häufigen Zufälligkeiten erregten Unzufriedenheit unter den nur locker miteinander verbundenen Leuten, und es bedurfte des ganzen Mutes, des persönlichen Einflusses, der reichen Erfindungsgabe des genialen Feldherrn, um diese Truppen zusammenzuhalten.

Gegen Ende des Jahres verstärkte sein Bruder Felix mit einer neugebildeten Kompagnie das kleine Heer des Generals Diaz; sie rückten weiter

in das Innere vor und besetzten Orte, aus denen sich die Kaiserlichen zurückgezogen hatten. Zwei siegreiche Gefechte schafften den Republikanern bedeutende Vorteile; immer mehr verengte sich Maximilians Gebiet. Diaz sagte mir, daß das Treffen bei Miahuatlán, am 3. Oktober 1866, gegen General Carlos Oronoz und den französischen Offizier Henri Testard, zu den interessantesten Gefechten gehörte, die er mitgemacht. Diaz hatte sich beim Vorrücken des Generals Oronoz gegen Ejutla, aus dieser Stadt zurückgezogen und hielt jetzt mit 600 Mann Infanterie und 80 Mann Kavallerie Miahuatlán besetzt. Drei Tage blieb sein Gegner untätig, dann verrieten bald nach Mittag Staubwolken sein Vorrücken. Miahuatlán liegt hinter den Vorbergen der Cuixtlabergkette und bietet reichlich Gelegenheit zu gedeckten Stellungen, also ein überaus günstiges Terrain für einen Devensivkampf — nötigenfalls auch einen gesicherten Rückzug in die Berge. Nordwärts führt die Landstraße nach Oaxaca, dessen Wiedereinnahme General Diaz' Herzenswunsch war, denn Oaxaca bedeutete für ihn mehr als sonst eine eroberte Stadt — es war das Paradies seiner Kindheit. Der Kampf begann mit einer Kriegslist. Für Diaz war es überaus wichtig, Zeit zu gewinnen, um seine Leute vorteilhaft aufzustellen. Nachdem er der Infanterie und Kavallerie die Marschroute angewiesen hatte, nahm er selbst mit seinem Stabe und einer Eskorte von 30 Mann — es sollte recht ansehnlich aussehen — auf einem von der Stadt wohl einen Kilometer entfernten Hügel Stellung. Sobald die Österreicher und Franzosen sich näherten, ließ er das Feuer eröffnen. Oronoz standen 1100 Mann Infanterie, 300 Mann Kavallerie und zwei Gebirgskanonen zur Verfügung, die Maultiere auf dem Rücken trugen. Da Oronoz nicht wußte, was hinter den Bergen vorging, glaubte er eine offene Schlacht stände bevor, und er ordnete demgemäß seine Truppen. Da zeigte sich plötzlich an einer Wegbiegung vorrückende Kavallerie und an einer anderen Stelle eine größere Masse Infanterie. Sofort ließ Oronoz seine Kavallerie zu einem Angriffe auf die republikanischen Reiter vorrücken, aber Diaz hatte diese schon zurückgezogen, und als die Kaiserlichen vorstürmten, empfing sie plötzlich von beiden Seiten aus gedeckten Stellungen ein so mörderisches Feuer, daß sie sich schleunigst zurückziehen mußten. Unterdessen hatte eine Kolonne Infanterie unter der Leitung des Obersten Don Manuel Gonzalez eine vorzügliche Stellung eingenommen, und die Kavallerie konnte, durch eine Anhöhe gedeckt, eine unerwartete Attacke auf die feindliche Nachhut ausführen. General Diaz stellte sich an die Spitze der übrigen Infanterie und ein gleichzeitiger Angriff auf die Front und die

Flanke erfolgte; Bajonettkampf entschied den Sieg. General Diaz schreibt noch darüber:

„General Carlos Oronoz entfloh mit vielen hohen Offizieren, der französische Kommandeur Henri Testard blieb tot auf dem Schlachtfelde. Testard hatte ein Bataillon Mexikaner geführt, dessen Offiziere alle Franzosen waren, eine unter den feindlichen Truppen damals häufige Erscheinung. Unter den Toten waren viele Mexikaner; unter den Gefangenen befanden sich viele französische Offiziere, die beim Schlußkampfe nicht fortkonnten, da ihre Pferde mit dem Gepäck bei der Nachhut geblieben waren; diese Offiziere wurden unter sicherer Bedeckung in die Berge geschickt, damit sie uns ferner nicht mehr schaden konnten. 22 mexikanische Offiziere — die einst unsere Genossen, jetzt unsere Feinde waren — mußten ihre Waffen abgeben. Unsere Beute bestand aus etwa 1000 Gewehren, zwei Gebirgshaubitzen und wohl 50 mit Munition für kleines Geschütz und Kanonen beladene Maultiere."

Ein Sieg der Republikaner war deshalb so wichtig und weittragend, weil er Hunderte veranlaßte, aus den feindlichen Reihen in das republikanische Lager überzutreten; dadurch wurden die Verluste in den Schlachten überreich ersetzt. Als Diaz 14 Tage später nach La Carbonera ging, zählte seine Truppe 1600 Mann — eine ansehnliche Macht, im Vergleich zu den 13 Mann, mit denen er vor nicht langer Zeit den Kampf begonnen hatte. Die Schlacht bei La Carbonera, am 18. Oktober 1866, begann so unerwartet, daß Diaz zuerst eine Niederlage fürchtete. Die Republikaner stiegen gemächlich eine Anhöhe empor, als die Vorposten plötzlich meldeten, jenseits des Berges marschierte eine ansehnliche feindliche Macht, die bald den Gipfel erreichen würde. General Diaz ordnete eiligst seine Truppen, wie es die Umstände erforderten; er schickte Oberst Segura mit 300 Mann nach links vor, um noch eine Schlucht zu erreichen, in der sie gut gedeckt sich bereit halten sollten, dem Feinde in die Seiten zu fallen und — wenn möglich — ihm den Rückzug abzuschneiden. Die Hauptmacht rückte schnell vor, die Front bildete einen Halbmond. Oberst Felix Diaz nahm mit 300 Mann den rechten Flügel ein, Oberst Espinosa y Gorostiza mit 300 Mann und den beiden bei Miahuatlán erbeuteten Gebirgskanonen hielt den linken Flügel, zwischen beiden lag die Landstraße. Die etwa 350 Mann starke Kavallerie blieb in der Reserve.

„Ich hatte kaum den Truppen ihre Stellungen angewiesen", schreibt Diaz, „als der Feind unter dem Schutze seines Geschützfeuers eine starke Kolonne französischer Füsiliere vorschickte, die kühn bis dicht an unsere

Reihen vorstürmten, ehe unser Gewehr- und Geschützfeuer sie hindern konnten. Sofort mußten wir von jedem Flügel aus durch eine halbe Kolonne einen Gegenangriff ausführen lassen. Dadurch wurde der Feind gezwungen, einen entschiedenen Vorstoß mit der Hauptmacht der Infanterie zu wagen. Obgleich ich darauf die beiden halben Kolonnen durch jeden irgend entbehrlichen Mann verstärkte, mußten sie doch bei dem scharfen Anprall des Feindes, den plötzlich noch Kavallerie — die ungarischen Reiter — unterstützte, auf beiden Seiten in die Berge und hinter die Felsvorsprünge zurückweichen. — Ich brachte nun alle meine Reservetruppen (die das Zentrum gebildet hatten), zugleich mit der Kavallerie in die Frontlinie. Dieser Massenangriff trieb den Feind in voller Verwirrung auf die Anhöhe zurück, von der er den ersten Vorstoß gemacht hatte; dort war noch als kleine Reserve etwas Artillerie zurückgeblieben. Durch ein vorher verabredetes Zeichen verständigte ich Oberst Segura in der Schlucht, und er erschien plötzlich auf der Anhöhe und schnitt dem Feinde den Rückzug ab. Dieser überraschende Überfall und unser kräftiger Frontangriff brachten die verräterischen mexikanischen Reiter und die Ungarn zum Weichen, ihr überstürzter Rückzug richtete die größte Verwirrung unter der Infanterie an. Wir nahmen 600 Mann gefangen und erbeuteten 4 Geschütze; bei der Flucht blieb noch ein Geschütz zurück und bei der Verfolgung fielen noch etwa 100 Mann in unsere Hände."

Aus der drohenden Niederlage ward ein glänzender Sieg; zwar war er durch die starken Verluste bei den ersten heftigen Angriffen teuer erkauft, aber für Diaz doch sehr wertvoll, da er seinen stets wachsenden Ruhm als großer Feldherr bedeutend vermehrte. Die bei La Carbonera besiegten Truppen, 1300 Mann, wurden durch den österreichischen Oberst Höffe befehligt; sie umfaßten ein Bataillon österreichischer Infanterie, zwei Kompagnien französischer Freiwilliger, drei Schwadronen ungarischer Kavallerie und zwei Schwadronen mexikanischer Kaiserlicher — also die besten Truppen Maximilians. Das Glück begünstigte Diaz. Jetzt konnte er die lange ersehnte Belagerung von Oaxaca unternehmen. Darüber schreibt Diaz:

„Am 20. Oktober 1866 marschierten wir nach Oaxaca, um die Stadt zu belagern. Der kaiserliche General Oronoz, der Oaxaca besetzt hielt, hörte von der letzten Schlacht und einem Truppenvormarsche erst durch eines der Zirkulare, die ich an alle Städte sandte, um Leute und Transportmittel zum Wegschaffen der Verwundeten zu erlangen. Über den Ausgang der Schlacht war er noch in Ungewißheit, daher hatte er den Kommandanten des Forts La Soledad beauftragt, ihm durch ein Zeichen zu melden,

was für Truppen nahten, — drei Schüsse sollten befreundete, ein einziger Schuß feindliche Truppen ansagen. Wir ließen die österreichischen Gefangenen, von republikanischen Truppen begleitet, voran marschieren; das täuschte den Kommandanten, so daß er zuerst Bundesgenossen meldete; aber er änderte schnell das Signal, als er seinen Irrtum erkannte — leider zu spät! Ich besetzte sofort die ganze Vorpostenlinie, die ich selbst innegehabt hatte, als ich die Stadt gegen Marschall Bazaine verteidigte. Das Schießen zwischen den feindlichen Truppen währte mit Unterbrechungen bis Mitternacht. Am nächsten Tage schloß ich den Ring enger und befestigte unsere Stellung bis zum 30. Oktober. Während ich als Einleitung zu dem Sturme auf die Stadt einen Angriff auf das starke Fort La Soledad vorbereitete, nahte sich aus der Stadt ein Zug mit einer Parlamentärsflagge; mir wurde das Anerbieten gemacht, ob ich unter gewissen Bedingungen mit meinen Truppen in die Stadt einziehen und von ihr Besitz ergreifen wollte. Ich erwiderte, daß ich nur eine bedingungslose Übergabe annehmen würde. Diese wurde erbeten, und ich wählte als Kommission zur Ordnung aller Einzelheiten bei der Übergabe General Figuroa, Oberst Manuel Gonzalez und Oberst Felix Diaz. Der Feind ergab sich auf Gnade und Ungnade, und wir hielten am 31. den Einzug in die Stadt. Den größeren Teil der kaiserlichen Truppen stellte ich in mein Heer ein, die Offiziere und Zivilbeamten ließ ich in passenden Gefängnissen unterbringen. Nach der Einnahme von Oaxaca verlieh ich den Obersten Manuel Gonzalez und Faustino Vasquez Aldana Generalsrang — wozu meine Stellung mich ermächtigte. Obgleich die Kameraden des Obersten Felix Diaz mich darum baten, verlieh ich Felix nicht den gleichen Rang, weil er mein Bruder war; als aber der Generalgouverneur davon hörte, erhielt er von ihm sofort die Beförderung."

Ehe Bazaine nach vollständigem Zurückziehen der französischen Truppen im März 1867 von Vera Cruz absegelte, wechselte er mit Diaz in Oaxaca Gefangene aus; dabei wurden dem republikanischen Heere viele Kämpfer zurückgegeben. Diaz erzählt in seinem Tagebuche von einem guten Handel, den er dabei machte und von sehr heikelen Anerbietungen seitens Bazaines. Dieser bot seinem Gegner — wohlgemerkt nicht Maximilian — die noch vorrätige wertvolle Ausrüstung der französischen Truppen zu lächerlich geringem Preise an; Diaz beschloß sofort, sie umsonst zu erlangen. Er schreibt:

„Als die mexikanischen Gefangenen ausgewechselt waren, sandte ich Bazaine — ohne Begleitschreiben noch etwa 1000 Mann Ausländer unter der Bedingung, daß sie sofort in Vera Cruz eingeschifft werden sollten;

das geschah auch. Marschall Bazaine hatte Don Carlos Thiele, der mit ihm in Mexiko über die Gefangenenauswechslung verhandeln mußte, ermächtigt, mir den Ankauf von Musketen, Munition, Uniformen und Ausrüstungsstücken zu fabelhaft niedrigen Preisen anzubieten; ich sollte also etwa einen Dollar für jede Muskete, einen Dollar für eine Leinenuniform mit Stiefeln zahlen; Pferde und Maultiere mit vollständigem Sattel- und Zaumzeuge waren in das Angebot mit einbegriffen. Ich sagte mir, daß der Grund zu der Verschleuderung der Vorräte nur der sein könnte, daß es dem Feinde an Transportmitteln nach Vera Cruz, möglicherweise auch an Raum auf den Schiffen fehlte. Daher lehnte ich den Ankauf ab. Wenn der Feind gezwungen war, seine Sachen hier zu lassen, konnte ich sie noch billiger erlangen, als zu dem so niedrig angesetzten Preise. Ich erließ also ein Rundschreiben an alle Garnisonen, auch an die vom Feinde besetzten, in dem ich als Kriegskontrebande alles erklärte, was der Feind unter irgend einem Vorwande im Lande zurücklassen würde. Jeder, der sich etwas davon aneignete oder aufbewahrte, verfiele einer großen Geldstrafe, die gesetzlich dem zukommen sollte, der davon Anzeige machte; vollständigste Verschwiegenheit wurde dem Ankläger zugesichert. — Dieses Rundschreiben erzielte ganz außerordentliche Erfolge, denn ich konnte dem Präsidenten Juarez 1867 bei seinem Eintreffen in der Hauptstadt 21 000 Mann vollständig uniformiert, bewaffnet und mit Munition versehen vorstellen; den größeren Teil der Ausrüstung hatte ich durch die oben angeführte Maßregel von den Franzosen erlangt."

Marschall Bazaine bot allerdings noch mehr als Ausrüstungsstücke, dem mächtigsten Gegner des Kaiserreiches an, das die Franzosen mit so großen Opfern an Geld und Leuten gegründet hatten. Er hatte tatsächlich die Absicht, Maximilian in die Hände seiner Feinde zu überantworten. Diaz schreibt darüber:

„Bazaine sandte Thiele zu mir, um mich zu benachrichtigen, daß er nach seiner Abreise aus der Hauptstadt sich noch fünf Tage in Ayotla aufhalten würde — was er auch tat. — Und er bat, falls ich während dieser Tage die Hauptstadt angreifen sollte, möchte ich ihn durch Thiele benachrichtigen, was für Uniformen meine Soldaten trügen, damit er sie von Maximilians Truppen unterscheiden könnte. Er wollte dann in die Hauptstadt zurückkehren — unter dem Vorwande die Ordnung wiederherzustellen und dabei alles zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit festsetzen. — Aus dieser Botschaft entnahm ich, daß er mir helfen wollte, von der Hauptstadt, in der Maximilian sich befand, Besitz zu ergreifen, falls ich als

Gegendienst ihn in seinen hinterlistigen Plänen, Señor Juarez die Regierung zu entreißen, unterstützen würde. Sein Zweck dabei war, daß Frankreich vor dem Zurückziehen der Truppen mit einer anderen Regierung hätte verhandeln können; ich führe seine eigenen Worte an: „Sagen Sie General Diaz, ich will ihn reichlich für den ‚éclat' belohnen, mit dem unsere Schiffe dann Mexiko verlassen könnten."

„Ich sagte Thiele, es erschiene mir nicht ratsam, Unterhandlungen, die mit der Auswechslung von Gefangenen begonnen und sich bis zu derartigen Vorschlägen weitergesponnen hätten, noch länger fortzusetzen; das möchte er Bazaine als meine einzige Antwort mitteilen."

Welche Pläne damals Marschall Bazaine hegte, kann niemand mit Sicherheit angeben. Er hatte Maximilian mehr als einmal dazu bewegen wollen abzudanken, besonders dringend versuchte er es bei ihrer letzten Unterredung, aber der Kaiser schwankte noch immer. Er hatte den Marschall mit Wohltaten überhäuft. Als Bazaine, der aus kleinen Verhältnissen durch Tapferkeit und Schlauheit zu Rang und Reichtum gekommen war, in Mexiko eine Dame aus vornehmer Familie heiratete und er der Sitte des Landes gemäß, Trauzeugen brauchte, walteten Kaiser Maximilian und Kaiserin Charlotte des Amtes. Der Kaiser schenkte ihm das Schloß Vista Buena, und eine Zeitlang genoß Bazaine königliche Ehren, hatte er doch als Oberbefehlshaber der Truppen ohnehin die Macht in Händen. Er lebte in einem Lande, das Emporkömmlingen das günstigste Feld bot. Mit einem Schlage die Oberhäupter der monarchischen und republikanischen Regierung zu beseitigen und bei der Teilung Mexikos sich als Diktator des Landes den Hauptanteil zu sichern — wäre vielleicht ein Ziel gewesen, das seinen unersättlichen Ehrgeiz hätte reizen können. Was davon 20 Jahre später, als Bazaine nach der Kapitulation von Metz in Ungnade gefallen war, in die Öffentlichkeit gelangte, hat ihm wenig Freude gemacht. Er lebte damals in der Verbannung in Madrid und schrieb an General Diaz, den Präsidenten von Mexiko, einen Brief, den dieser durch folgendes Schreiben beantwortete:

„Mexiko, den 11. Januar 1887.

An den Marschall Bazaine, Monte Esquinza 23, Madrid.

Señor!

Sie haben mir ein vom 10. Dezember datiertes Schreiben gesandt, das mir Ihr Mißfallen über einen von mir 1867 geschriebenen Brief ausdrücken soll, in dem ich erwähnte, daß ich Ihre, mir durch einen Dritten gemachten

Vorschläge als unziemlich zurückwies. Sie bitten mich um den Namen dieses Vermittlers und werfen mir vor, weder die Rücksicht anerkannt zu haben, mit der Sie meinen am 8. Februar 1865 an Sie geschriebenen Brief der Öffentlichkeit vorenthielten, noch auch die Gefälligkeit, mit der Sie mich als Kriegsgefangenen und nicht als Rebellen behandelten.

Zu dem ersten Punkte stelle ich richtig — ohne auf den Ton Ihrer Mitteilung weiter eingehen zu wollen — daß der erwähnte Brief, nicht, wie Sie behaupten, an Señor Juarez, sondern an Lizentiat Don Matias Romero*) gerichtet war, dem ich gewöhnlich alle für das Staatsoberhaupt bestimmten Nachrichten über mein Tun und über die meiner Verteidigung unterstellten Gebiete übermittelte. Nur aus diesem Grunde schrieb ich ihm; ich habe den Brief weder selbst veröffentlicht, noch daran gedacht, daß dieses geschehen könnte, obgleich eine Veröffentlichung durchaus nicht unangebracht gewesen wäre, denn die darin enthaltenen Mitteilungen sind genau der Wahrheit gemäß.

Nun zum zweiten Punkte! Obgleich Jahre seitdem dahingegangen sind, werden Sie wohl Señor Carlos Thiele nicht vergessen haben. Er war es, der über die Auswechslung unserer Gefangenen gegen die von uns bei Nochistlán, Miahuatlán, La Carbonera, Tehuantepec und Oaxaca gemachten mit Ihnen verhandelte. Bei dem Austausche war Frankreich im Vorteile, denn ich erlaubte mir Ihnen viele Mannschaften und alle hohen Offiziere zurückzusenden, für die Sie keine Offiziere gleichen Ranges von uns als Gegengabe hatten. Derselbe Señor Thiele machte mir in Ihrem Namen die in jenem Briefe erwähnten Vorschläge, die jetzt Ihren Verdruß erregten; er hat sich bald nach den besprochenen Vorgängen in Guatemala niedergelassen und ist noch heute dort zu finden. Wenn Sie mich überzeugen könnten, daß die ganze Angelegenheit nur auf einen Betrug jenes Herrn zurückzuführen wäre, würde ich die Sache gern öffentlich bekannt machen, aber nur, wenn Señor Thiele Ihren Aussagen zustimmt, denn bis jetzt habe ich noch nie Ursache gehabt, in die Ehrenhaftigkeit des Herrn den geringsten Zweifel zu setzen.

Auch in bezug auf meinen Brief vom 8. Februar 1865, dessen Veröffentlichung mir nach Ihrer Meinung hätte schaden können, befinden Sie sich im Irrtume. Ich erinnere mich des Briefes, aber nicht mehr genau des Inhaltes, aber ich bin ganz fest davon überzeugt, daß er mir keine Schande

*) Don Matias Romero war damals Gesandter der Republik Mexiko in Washington. General Diaz' Brief lautete: „General Bazaine bot mir durch einen Dritten an, mir die Städte, die er besetzt hielt, zu übergeben, mir auch Maximilian, Marquez, Miramon u. a. zu überantworten, falls ich auf einen Vorschlag eingehen würde, den er mir machte, den ich aber als nicht ehrenwert zurückwies. Seiner Machtvollkommenheit gemäß ließ Bazaine mir auch zum Kaufe 6000 Musketen und 4 Millionen Zündhütchen anbieten; falls ich es wünschte, würde er mir auch Geschütze und Pulver verkaufen."

machen könnte, denn mein Gewissen sagt mir, daß ich weder als Mensch, noch als Soldat jemals eine Tat begangen habe, deren ich mich schämen müßte. Im übrigen sind die ungleiche Stärke unserer Truppenmacht — sie betrug meistens eins gegen zehn — sowie die sonstigen Umstände und Vorfälle jenes Krieges bis jetzt nur uns, den Hauptbeteiligten, unseren beiderseitigen Untergebenen und den heldenmütigen Bewohnern des Staates Oaxaca bekannt. Sollten sie einmal weiteren Kreisen zur Kenntnis gelangen, so könnten sie nur meinen Ruhm als Soldat und Patriot steigern, und ich könnte, ohne anmaßend zu erscheinen, jede Beschuldigung Ihrerseits abweisen; ich wäre sogar noch im Vorteil, wenn ich mir einen Vergleich zwischen der Belagerung und Einnahme der Festung Oaxaca mit einer andern gleichzeitigen, aber durchaus nicht gleichartigen Übergabe gestatten wollte. Sie erinnern mich auch — ich weiß nicht zu welchem Zwecke — daran, daß ich einst Ihr Gefangener war und daß Sie mich nicht als Rebellen behandelten. Wenn Sie es tun, um mich der Undankbarkeit zu zeihen, so wiederhole ich nur, daß die Veröffentlichung des Ihnen so unangenehmen Briefes nicht auf mein Geheiß, sondern durch Zufall geschah. Erlassen Sie es mir, näher zu erörtern, ob Sie damals Ihrer Pflicht gemäß oder aus Rücksicht für mich handelten, jedenfalls will ich nicht vergessen, daß Sie die ehrenvolle Stellung eines Marschalls von Frankreich inne hatten. Das schwere Mißgeschick, das Sie betroffen hat, mag Ihnen noch schwer Geist und Gemüt bedrücken und Ihr klares Urteil trüben, sonst müßten Sie den Unterschied erkennen, der zwischen einem Rebellen oder Banditen und dem kommandierenden Generale einer Armee besteht, der als solcher von dem rechtlich anerkannten Staatsoberhaupte bestätigt, unter der Fahne seines Vaterlandes gegen eine seine Heimat und seine Freiheit bedrohende Invasionsarmee kämpfte.

Gestatten Sie mir, Ihnen mein Bedauern für den Mangel an Nachdenken auszudrücken, der sich in Ihrem Briefe fühlbar macht.

Porfirio Diaz."

Elftes Kapitel.

Kaiserin Charlotte.

Wie ein Sonnenstrahl erhellte die schöne, junge Kaiserin die düsteren Schatten, die den Kaiserthron umgaben. Über 300 Jahre waren vergangen, seitdem Montezuma mit märchenhafter Pracht in dem alten Aztekenreiche geherrscht hatte. Der Federschmuck und die Felle waren unter der spanischen Herrschaft einer zivilisierteren Tracht gewichen, aber während der ununterbrochenen Kämpfe der letzten 50 Jahre hatte das gesellschaftliche Leben keinen Aufschwung genommen. Wie ein leuchtendes Meteor erschien plötzlich die junge, schöne, hochbegabte Kaiserin in dem reichen Schmucke der europäischen Toiletten, der blitzenden, kostbar gefaßten Juwelen. Sie umgab sich mit der verschwenderischen Pracht, die einst das Hoflager in Mailand ausgezeichnet; die Hofetikette, die hohe Bildung der Kaiserin, ihre modernen Ideen, ihr Kunstsinn, ihre reichen Fähigkeiten versetzten die mexikanische Gesellschaft in Staunen und Bewunderung. Es gab dort viele vornehme, reiche Familien, die in stolzen Palästen wohnten, aber die Señoras begnügten sich damit, bei einer Tasse Schokolade über die Leiden und Freuden in ihrer Häuslichkeit zu sprechen, sie wurden bequem und verblühten, ehe das Leben recht begann. Nun öffnete Charlotte die stolzen Räume des Kaiserschlosses zu rauschenden Festlichkeiten; mit Freuden folgte die junge, vornehme Welt ihrem Rufe, Bälle und Gesellschaften aller Art wechselten in verschwenderischer Fülle und reicher Pracht. Ihr Werk war es, in Mexiko gesellschaftliche Bildung, gesellschaftliche Sitten und Gebräuche einzuführen, auch die europäischen Moden — den Frack und das ausgeschnittene Kleid. Und die in Jugend und Schönheit strahlende Kaiserin Charlotte herrschte tonangebend in der neuen Welt, wie es in der alten Kaiserin Eugenie tat. Die prächtige Staatskarosse der Kaiserin wird noch jetzt im Museum in Mexiko gezeigt; besonderes Aufsehen erregte sie aber als leidenschaftliche, vorzügliche Reiterin; diese Kunst kam ihr auf der weiten Reise von Vera Cruz nach Mexiko gut zustatten.



Kaiserin Charlotte

Damals konnten die Schiffe noch nicht wie heute, nachdem durch englische Ingenieure 1901 die großartigen Hafenanlagen vollendet sind, in Vera Cruz bei Sturm und Unwetter landen und vor Anker liegen; das gelbe Fieber war noch nicht bekämpft, und noch ein anderer Feind bedrohte die Küste — es war ein böses Vorzeichen, daß das Kaiserpaar ihn gleich bei der Landung kennen lernen mußte — ich meine den „Nordsturm“, an den auch ich mit Entsetzen zurückdenke; der Londoner Nebel ist dagegen ein Kinderspiel. Man prophezeite den „Nordsturm“ nach einigen Tagen drückendster Hitze, in denen die Luft wie in einem türkischen Bade mit Feuchtigkeit durchtränkt war. Plötzlich setzte er ein; die siedende Hitze verwandelte sich sofort in eisige Kälte, und je mehr die Temperatur sank, desto heftiger fegte der schneidende Wind durch das Land. Die Kälte wäre zu ertragen gewesen, wenn der Sturm nicht in seinem Gefolge die alles durchdringenden Staubwolken hätte. Der furchtbare, beißende Sandstaub dringt in Augen, Ohren, Nase und Mund, in alle Schubfächer, Schwämme und Bürsten, in alle Schränke, es spottet jeder Beschreibung, wie rettungslos ihm alles verfällt. Die Haare werden weiß, wie gepudert; man sagt, die arme Charlotte sah mit Schrecken, wie ihre schwarzen Flechten plötzlich den Puderperrücken ihrer Vorfahren glichen.

Auch heute bietet das flache, sandige Vera Cruz wenig Anziehendes, nur der Palmengarten ist berühmt. Den Verkehr vermitteln Tramwagen, Droschken gibt es nicht. Als das Kaiserpaar aber mit seinem Gefolge von österreichischen und französischen Offizieren, Hofdamen, Kammerherren und Hofbeamten landete, waren keine Wagen zur Weiterbeförderung vorhanden. Zum Glück waren sie beide gute Reiter. Das Gepäck, auch den schönen Flügel, trugen Maultiere auf dem Rücken über die Gebirgspässe. Wer aber nicht reiten wollte oder konnte, mußte sich den höchst primitiv eingerichteten Postkutschen anvertrauen. Man sieht die leuchtend roten, alten Fuhrwerke noch jetzt in abgelegeneren Teilen Mexikos, durch die noch keine Schienenwege führen. Die Wagen hängen zwischen starken Lederriemen und haben daher stets eine schaukelnde Bewegung; im Innern sitzen eng eingezwängt neun Personen, zwei Plätze sind außerdem neben dem Kutscher und drei hinter ihm unter einem Leinendache. Durch den Bau der jetzt vor mehr als dreißig Jahren beendeten ersten Eisenbahn des Landes — von Vera Cruz nach Mexiko — haben englische Ingenieure stolze Triumphe gefeiert. Die Bahnlinie steigt von Vera Cruz 8000 Fuß fortwährend in Kurven empor, die oft so scharf sind, daß die Wagen ganz

seitwärts liegen, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite; sie führt an 700 bis 1000 Fuß tiefen Abgründen vorbei, durch endlose Tunnels, über hohe Brücken, so daß man beim Hinausschauen fast schwindlig wird. Die großartigsten Naturschönheiten fesseln unsere bewundernden Blicke zwischen Esperanza und dem durch seine Dome berühmten Orizaba.

Trotz der anstrengenden Reise schwelgten auch Maximilian und Charlotte in den Reizen der herrlichen Natur, die sich ihren entzückten Blicken boten. Ihr feiner Kunstsinn berauschte sich an den für Mexiko charakteristischen wunderbaren Wirkungen von Licht und Schatten, an den seltsamen Luftspiegelungen, an der Üppigkeit und dem Farbenreichtume der Vegetation. Charlotte erfreute sich an dem zarten Schmelz der schönen Schmetterlinge, an dem buntschillernden Gefieder der Vögel — und wo sich Zeit und Gelegenheit bot, entwarf sie Skizzen.

Allem Anscheine nach fühlte Charlotte sich als Kaiserin glücklich; wenigstens fand sie Befriedigung in der Erfüllung aller ihrer ehrgeizigen Wünsche. Freilich konnte sie das Gefühl der Unsicherheit, diese heimliche Sorge, nicht durch rauschende Lustbarkeiten betäuben. Und wenn wir dem französischen Schriftsteller Paul Gaulot Glauben schenken sollen, war auch das Verhältnis zu ihrem Gemahl nicht ganz so ungetrübt glücklich wie früher; er bedauerte es, nicht energischer ihren Bitten, nach Mexiko zu gehen, widerstanden zu haben.

Vor allem liebte Charlotte ihr wunderschönes kleines Sommerschloß bei Mexiko, Cuernavaca, mit seinen wundervollen Gärten und Teichen, das auch auf mich einen ganz besonderen Zauber ausübte. Dorthin ritt sie mit Vorliebe, von ihrer Hofdame, Madame Degollado, begleitet. Diese war Virginierin und an einen Mexikaner spanischer Herkunft verheiratet, den Maximilian zu seinem Kammerherrn erhoben hatte. Madame Degollado lebt noch jetzt in Mexiko, eine anmutige Frau mit weißen Haaren und vornehmer Haltung, der man die frühere Schönheit wohl ansieht. In ihrem stattlichen Hause bewahrt sie viele Andenken an die Kaiserzeit; darunter bewunderte ich ein Elfenbeinkruzifix, das Maximilian, als er im Jahre 1864 den denkwürdigen Abschiedsbesuch im Vatikan machte, vom Papste als Andenken erhielt; es ist mit dem päpstlichen Wappen in Gold und mit der Königskrone geschmückt. Am rührendsten war mir unter den Andenken ein mit Spitzen verzierter, mit hellblauer Seide unterlegter Kissenbezug, auf dem Maximilian in der letzten Nacht in Mexiko geschlafen hat. Sehr interessant ist ein Kunstwerk, das freilich aus viel älterer Zeit stammt — das Schreibe-

pult von Fernando Cortez; sie hat es durch Pater Fischer, einen deutschen Priester, den Beichtvater Maximilians, erhalten. Es ist ein wundervolles Stück eingelegter Holzarbeit, am Schlüsselloche sieht man auf einer silbernen Platte das Wappen von Cortez. Im Innern des Schrankes entzückt uns ein Wunderwerk chinesischer Arbeit, rot lackiert, aufs feinste gemalt, mit zahlreichen geheimen Schubfächern. Neben dem Pulte war eine schöne Büste Humboldts aufgestellt, die Maximilian als eifriger Verehrer des großen Naturforschers, der schon auf die Bedeutung Mexikos aufmerksam machte, stets in seinem Arbeitszimmer stehen hatte.

Madame Degollado erlangte die Gunst der Kaiserin besonders schnell, weil sie als Virginierin eine geübte Reiterin war — die Mexikanerinnen pflegten diesen Sport damals noch weniger als jetzt.

„Sie war eine schöne Frau," sagte mir Madame Degollado, „ungewöhnlich groß und schlank, voll Anmut in den Bewegungen. Manche nannten sie hochmütig und stolz, aber sie besaß das beste, liebevollste Herz, war treu in der Freundschaft, immer darauf bedacht, Gutes zu tun und vor allem unermüdlich in der Erfüllung ihrer Pflichten."

„Womit füllte sie denn ihren Tag aus?"

„Morgens machten wir gewöhnlich einen weiten Spazierritt, bei dem uns einige Herren, oft auch nur Soldaten begleiteten. Nach dem Frühstück beschäftigte sie sich stundenlang mit Staatsangelegenheiten; sie liebte es, über schwierige Fragen nachzudenken, Probleme zu ergründen; kein Tag verging, ohne daß sie über Akten und Dokumenten grübelte."

Wenn Maximilian zuweilen gezwungen war, die Hauptstadt zu verlassen, führte Charlotte die Zügel der Regierung, und wie ernst sie ihre Pflichten nahm, beweist folgender Brief an General Bazaine:

„Mexiko, den 16. September 1864.

Señor!

Ich sollte meine Ansicht über den einliegenden Brief äußern, da er aber eine Meinungsverschiedenheit zwischen Generalen behandelt, möchte ich zuerst hören, was Sie darüber denken. Ich halte das ganze für eine Intrigue, hinter der sich mehr verbirgt, als es den Anschein hat. Bitte um die nötige Information und Rücksendung des Briefes, denn Señor Velasquez wünscht morgen früh meinen Bescheid zu erhalten.

Sie werden über verschiedene Fragen Bericht zu erstatten haben, die uns jetzt im Ministerrate beschäftigen; die wichtigste behandelt die Herstellung der Ruhe in der Sierra. Der Präfekt macht einige annehmbare Vorschläge. Meiner

Ansicht nach würde es ratsam sein, einigen Detachements einen festen Standort anzuweisen, andere abzuordnen, um Streifzüge zu machen. Bitte um Nachricht über diese Angelegenheit, damit die Zivilbehörden geeignete Maßregeln zur Unterstützung Ihres Unternehmens treffen können. Ich würde es für zweckentsprechend halten, schon vorher so geheim als möglich einige Truppen vorzuschicken, die richtige Verteilung könnte später erfolgen. — Auch müssen Sie mir berichten, ob es notwendig ist die Indianer, die sich selbst gegen die Plateados verteidigen wollen, mit Waffen zu versehen. Dergleichen Forderungen kommen zu häufig, und die Regierung hat beschlossen, keinerlei Geldzahlungen zu übernehmen.

Gestatten Sie, Señor, usw.
Charlotte."

„Ich hoffe, Sie haben den Armeebericht für den 16. vorbereitet, sobald ich in das Schloß zurückkehre, will ich ihn noch vor dem Empfange der Behörden durchsehen; Sie haben mir am Sonntag darüber kein Memorandum eingereicht."

Von Charlottens rastloser Tätigkeit und Energie erzählte mir Madame Degollado noch manches Interessante.

„Die Kaiserin war die fleißigste Frau, die ich je kennen lernte," sagte sie, „sie führte die ganze Korrespondenz mit den gekrönten Häuptern in Europa und las viel in verschiedenen Sprachen. Sie und auch der Kaiser trieben mit Vorliebe und bestem Erfolge Sprachstudien; das Spanische beherrschten sie vollkommen, die Kaiserin sprach vorzüglich englisch, und der Kaiser sagte einmal, er verstehe elf deutsche Mundarten. Zu ihrer Erholung malte und skizzierte Charlotte gern."

„Die Kaiserin hätte der Mann, ich die Frau sein müssen," bemerkte Maximilian einmal lachend.

„Hatte er recht?"

„Ja — sie besaß mehr Energie, mehr Charakterfestigkeit, ließ sich aber vielleicht zu sehr durch ihren maßlosen Ehrgeiz leiten; der Kaiser war ein Träumer, ein Künstler, ein Gelehrter, aber kein Herrscher. Wenn er länger gelebt hätte, würde er für Mexiko, für die Verschönerung der Stadt mit seinem Kunstsinn viel geleistet haben; er hatte künstlerische Entwürfe zu neuen Bauten gemacht, der zocalo war sein Werk, während die Kaiserin ein Krankenhaus gründete, überhaupt in Werken der Wohltätigkeit Großes leistete."

„War die Kaiserin glücklich?"

„Nein — ich glaube nicht. — Einmal machte es ihr Kummer, daß sie keine Kinder hatte, und dann bedrückte sie stets die Unsicherheit ihrer Lage."

Arme Charlotte! Wolken trübten ihr schon den sonnigen Himmel der Kindheit. Sie fühlte sich einsam und sehnte sich nach einer Spielgefährtin; aber der alte König Leopold verwies sie streng; eine Prinzessin müßte sich den Anordnungen des Vaters fügen, sie hätte Gesellschaft an ihren Brüdern. Ihre liebenswürdige französische Erzieherin suchte die schon als Kind eigenwillige und ehrgeizige Prinzessin zu entschädigen, indem sie ihren lebhaften Geist darauf lenkte, sich immer neue Freuden aus dem unerschöflichen Borne der Natur zu schaffen; sie begann damit, Schmetterlinge mit ihr zu sammeln, und es gelang ihr, Charlottens Interesse zu erregen. Die Liebe zur Natur war ihr treu geblieben; das bewies Charlotte oft in Mexiko, auch durch ihr besonderes Wohlgefallen an dem malerischen Sommerschlosse Cuernavaca mit seinem herrlichen Garten. Cortéz ließ dort übrigens zuerst den Zucker in der noch jetzt üblichen Form von Broten herstellen. Madame Degollado erzählte:

„Wir pflegten den Weg nach dem entzückenden Cuernavaca immer zu Pferde zurückzulegen; über den Gebirgspaß waren es etwa 30 engl. Meilen. Wir ritten gegen 4 Uhr morgens mit unserer Begleitung aus, mit den diensttuenden Herren vom Hofe, mit dem Guardo de Palatin und der etwa 150 Mann starken Leibwache der Kaiserin. Ein Teil der Begleitung ritt voraus, um die Zelte auf dem Platze aufzustellen, wo wir das Frühstück einnehmen und während der Mittagshitze rasten wollten. Wir bildeten eine ganze Karawane, aber zu jener Zeit war das notwendig, denn die Banditen fielen sogar die Postkutschen an und beraubten die Reisenden aller Kleider. Auch ich," setzte Madame Degollado lachend hinzu, „habe neunmal größere und kleinere Raubanfälle erleiden müssen. Wenn der kaiserliche Zug zum Frühstück Halt machte, beteten die Hofdamen fromm ihren Rosenkranz, aus Dankbarkeit die gefährliche Reise bis dahin glücklich zurückgelegt zu haben."

Doch bald nahmen die glücklichen, friedlichen Tage ein Ende. Aus ihren Träumen von glänzender Pracht wurde sie plötzlich zur rauhen Wirklichkeit zurückgerufen. Napoleons Entschluß, die Truppen zurückzuziehen, war ein harter Schlag für Charlotte, denn sie erkannte vielleicht noch klarer als ihr Gemahl, daß sie auf die Treue der Mexikaner nicht bauen konnten. In dem in Miramare unterzeichneten Vertrage hatte Napoleon sich verpflichtet, sechs Jahre lang in Mexiko ein 25000 Mann starkes Heer zu unterhalten; in der Zeit sollte Maximilian seine Stellung befestigen. Jetzt waren noch nicht zwei Jahre verstrichen.

Von den Schrecken des Krieges, der weite Landesstrecken verheerte, hatte die junge Kaiserin allerdings wenig gesehen, dazu war die Entfernung zu groß; aber sie war jedenfalls genau über die Stärke der republikanischen Truppen unterrichtet und wußte, daß Maximilians Reich nur das Gebiet umfaßte, das die französischen Bajonette schützend einschlossen. Ihre Zurückberufung gab den Republikanern Raum, die Bedrohung der Hauptstadt war nur eine Frage der Zeit. Sie lernte den Namen des Generals Diaz fürchten, der energisch, mit schnell anwachsendem Heere sein Ziel verfolgte, das Kaiserreich zu stürzen und die Republik wieder aufzurichten. Sie pflog ernste Beratungen mit Bazaine, ersann Pläne, um Diaz zu vernichten. Diaz, den gefährlichsten Feind Maximilians, Diaz, der die Truppen zu begeistertem Kampfe entflammte und das Geschick des Landes in der Hand hielt, sobald die Franzosen den Kaiser grausam im Stich ließen. In dieser Krisis war Maximilian unfähig, eine Entscheidung zu treffen. Napoleon riet ihm abzudanken, aber Maximilian zögerte; er lieh wieder ein zu williges Ohr den Bitten seiner Gemahlin, die trotz alledem den Thron noch nicht aufgeben wollte und auch den Einflüsterungen seiner Ratgeber, die es als seine Pflicht hinstellten, das Land in der Stunde der Gefahr nicht zu verlassen. Endlich am 7. Juli 1866 sah der Kaiser die Hoffnungslosigkeit seiner Lage so klar, daß er bereit war, die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen; da brachte Charlotte ihn noch einmal von seinem Entschlusse zurück, indem sie erklärte, sie selbst wollte nach Paris gehen und ihren ganzen Einfluß auf Napoleon anwenden, um ihn zur Erfüllung des heiligen Versprechens zu bewegen, das er ihnen bei der von ihm selbst angeregten Gründung des Kaiserreiches gegeben hatte. Auch nach Rom wollte sie reisen und den Schutz des heiligen Vaters und der Kirche anflehen. Maximilian gab nach. Den Staatsschatz hatte der Unterhalt der französischen Armee zwar erschöpft; aber die Reisekosten für die hohe Gesandtin wurden aus den Fonds bestritten, die zum Schutze der Stadt gegen Überschwemmungen aufgebracht waren.

Charlotte trat die Reise an. Zu ihrer Überraschung war bei ihrem Eintreffen in Paris ihr alter Freund Napoleon III. nicht auf dem Bahnhofe erschienen; er weigerte sich wiederholt, sie zu empfangen, und erst auf ihr dringendes Ersuchen gewährte er ihr eine Audienz in St. Cloud. Er empfing sie sehr kühl und hörte ihren Vortrag an, indem er im Zimmer auf- und abging. Sie wiederholte ihr Anliegen, aber er machte nur eine abweisende Kopfbewegung. Da wurde sie dringender, erregter — sollte sich

in diesen Minuten doch ihr und ihres Mannes Geschick entscheiden. Napoleon bemerkte gelassen, daß er alles für Maximilian getan hätte, was in seiner Macht stand. Weder ein Appell an seine Freundschaft, noch an seine Ehre konnten ihn anderen Sinnes machen. — Da brach Charlotte in Tränen aus und ging so weit ihn zu bitten. Als er ihr aber rundweg jeden Beistand abschlug, rief sie aufs äußerste gereizt mit blitzenden Augen: „Wie töricht, daß ich als Prinzessin aus königlichem Hause mich so weit erniedrigte, einen plebejischen Emporkömmling um eine Gunst zu bitten!“

Die Hofdame, die sie begleitete, sagte mir, sie kehrte ganz gebrochen nach Paris zurück. Von dem Tage an ging geistig und körperlich eine große Veränderung mit der Kaiserin vor; der Schlag war nach der großen Nervenüberreizung zu hart gewesen, sie erschien nur wie ein Schatten ihrer selbst. Teils verharrte sie in schweigendem Brüten, teils verriet sie in ihren Reden, daß die trübsten Vorahnungen über Maximilians Geschick sie quälten. Man versuchte es, sie zu einem Aufenthalte in der Schweiz zu veranlassen, in der Hoffnung, daß die Einsamkeit und die kräftige Luft in den Bergen wohltätig auf ihre Nerven wirken und ihre Gesundheit wieder herstellen würden. Aber ihr rastloser Geist trieb sie unaufhaltsam weiter. Sie reiste nach Rom, um persönlich die Vermittlung des Papstes zugunsten ihres Gemahls anzuflehen. Der päpstliche Hof wurde eines Morgens in Aufregung versetzt, als die Kaiserin, anstatt in dem vorgeschriebenen schwarzen Spitzenschleier, in einem Hute erschien und darauf bestand, bei Sr. Heiligkeit vorgelassen zu werden. Der folgende Bericht über die Audienz im Vatikan ist Fitzgerald Molloys Buch „Der Roman der Königin“ entnommen:

„An ihrem Aussehen und Verhalten erkannte Pius IX. sofort, daß er eine Geisteskranke vor sich hatte. Erschreckt und voll Besorgnis sprach er beruhigend mit ihr, hörte teilnahmsvoll ihren verworrenen Berichten zu und ließ Kardinal Antonelli und Doktor Semelader zu sich bitten, um der Kranken beizustehen. Beide suchten sie zu beruhigen und wollten sie hinausbegleiten; aber sie weigerte sich entschieden, den Vatikan zu verlassen, da Mörder sie draußen erwarteten. Kein Zureden half, der Tag verging, der Abend kam, und sie beharrte auf ihrer Weigerung. Die Aussicht, daß eine Frau die Nacht in den Mauern des Vatikans zubringen sollte, rief große Aufregung hervor, aber Pius IX. wollte nicht Gewalt anwenden und er ordnete an, daß man ein Schlafzimmer für die Kaiserin und ihre Hofdame einrichtete. Als Charlotte auch am nächsten Tage darauf bestand, im Vatikan zu bleiben, ließ der Papst zwei Nonnen kommen, die sie bitten mußten,

ihrem Kloster einen Besuch zu machen. Endlich willigte sie ein, aber unter der Bedingung in einem geschlossenen Wagen mit verhülltem Gesicht fahren zu dürfen, damit man sie nicht erkannte. Kaum war die Unglückliche im Kloster angelangt, als sie Tobsuchtsanfälle bekam. Ihre telegraphisch herbeigerufenen Verwandten brachten sie nach Miramare, da sie in der ihr vertrauten Umgebung, in ihrer einstigen schönen Heimat, auf Heilung hofften. Anfangs schien sie auch ruhiger zu werden, aber bald trat die Krankheit in einer Form auf, die jede Hoffnung auf Genesung ausschloß. Man brachte die unglückliche Frau nach Schloß Laeken in Belgien."

Auf einem der königlichen Schlösser bei Brüssel lebt noch heute die ehemalige Kaiserin von Mexiko, tot für alle Welt, tief beklagt von allen, die anteilvoll ihr schweres Geschick verfolgten. Man sagt, Tag für Tag hoffe sie auf die Rückkehr ihres Gatten; sie glaubt ihn noch am Leben, denn die geistige Umnachtung hat sie zum Glück davor bewahrt, das Trauerspiel in Queretaro in seiner ganzen Schwere zu erfassen.

Nun war Maximilian ganz verlassen, auch seine treue Beraterin in Leid und Freud hatte das Schicksal ihm geraubt. Er hatte gerade alle Vorbereitungen getroffen, um seiner Gemahlin bis Vera Cruz entgegenzureisen, als eine ihm aus den Vereinigten Staaten zugesandte Depesche die furchtbare Nachricht von der Geisteskrankheit Charlottens meldete. Trotzdem gab er Befehl zur Abreise; Orizaba war die erste Station, die erreicht werden sollte. Hatte die heftige Erregung bei dem schweren Schicksalsschlage seinen Entschluß, das Land zu verlassen, gereift? Die österreichische Fregatte Elisabeth lag schon in Vera Cruz vor Anker und erwartete seine Einschiffung, das kaiserliche Gepäck war bereits vorausgeschickt. Daß Maximilian zur Abreise fest entschlossen war, beweist ein vertraulicher Brief an Bazaine, den er an dem nächsten Tage schrieb, nachdem er die Nachricht von der geistigen Umnachtung der Kaiserin erhalten hatte.

„Hazienda de Zoquiapa, den 21. Oktober 1866. Abends.

Mein lieber Marschall,

morgen will ich Ihnen die Dokumente übergeben, die den peinvollen und bedrückenden Zustand beenden sollen, in dem sich Mexiko befindet und ich mit ihm als Herrscher des Landes. Diese Dokumente sollen aber aufbewahrt werden, bis ich Ihnen telegraphisch den Tag der Veröffentlichung anzeige. —

Drei Punkte lasten schwer auf mir, und ich wünsche mich von der drückenden Verantwortlichkeit zu befreien —

‚Erstens: Politische Verbrecher sollen nicht mehr dem Urteil des Kriegsgerichts unterworfen werden.

Zweitens: Der Erlaß vom 3. Oktober soll sofort aufgehoben werden.

Drittens: Niemand soll seiner politischen Ansicht wegen verfolgt und alle Feindseligkeiten sollen eingestellt werden.'

Ich wünsche, daß Sie die Minister Larès, Maria und Tavera berufen und mit ihnen geeignete Maßregeln treffen, um meinem Willen bezüglich dieser drei Punkte Geltung zu verschaffen, aber — ich bitte Sie, meine in dem ersten Paragraphen ausgedrückten Wünsche vollständig geheim zu halten. Indem ich hoffe, daß Sie mir diesen neuen Beweis Ihrer so oft erprobten Freundschaft geben werden, versichere ich Sie schon im voraus meiner Dankbarkeit und zeichne mich als Ihr Ihnen in Hochachtung und Freundschaft ergebener, wohlgeneigter

Maximilian."

Eine tragische Episode, viel Kummer und Sorge wäre dem Hause Habsburg, das ohnehin schwer unter der Niederlage von Sadowa litt, erspart geblieben, wenn Maximilian bei seinem Entschlusse beharrt hätte und heimgekehrt wäre. Freilich hätte er seiner Kaiserherrlichkeit ein ruhmloses Ende bereitet, aber die wichtigsten Gründe geboten es — die Erkrankung seiner Gemahlin, die Unmöglichkeit, sich erfolgreich in Mexiko zu behaupten und die ernste Gefahr für sein Leben. Napoleon schickte seinen Adjutanten, General Castelnau, mit dem Auftrage nach Mexiko, den Erzherzog zur Abdankung zu bewegen; er begegnete ihm auf dem Wege nach Orizaba, aber Maximilian weigerte sich, den Gesandten zu empfangen. Bazaine forderte ihn mehrmals dringend auf, dem Throne zu entsagen; ihm lag viel daran, das Ansehen Frankreichs zu retten, denn das Zurückziehen der Armee wäre gerechtfertigt gewesen, wenn der Kaiser, den sie schützen sollte, das Land verlassen hätte. Das österreichische Ministerium übermittelte Maximilian eine Erklärung, daß er den österreichischen Boden erst dann betreten dürfte, wenn er die Krone niedergelegt hätte. Diese ihm durch den österreichischen Gesandten überbrachte Botschaft verletzte tief den Stolz des Kaisers; dazu kam die Verantwortlichkeit, die er für sein begonnenes Werk fühlte und für das Leben der Männer, die sich seinem Dienste geweiht hatten — und vor allem der Einfluß seiner vermeintlichen Freunde, die des Kaisers schwer bedrückte Stimmung in Orizaba benutzten, um ihn ganz auf ihre Seite zu ziehen. Pater Fischer, ein früherer Lutheraner mit übel berüchtigter Ver-

gangenheit, hatte sich als Beichtvater das Vertrauen des Kaisers erschlichen, und er benutzte jede Gelegenheit, um Maximilian mit den reichen Hilfsquellen der Klerikalen zu locken und ihn ihren Plänen geneigt zu machen. Mit Pater Fischers Vorspiegelungen vereinten sich die Bitten der Generale Miramon und Marquez — des verräterischen Marquez, der einst mit dazu beigetragen hatte, ihn zur Annahme der Krone zu bewegen.

Wenn der Kaiser verspräche, den Klerikalen die Güter zurückzuerstatten, ihnen wieder zu Macht und Ehren zu verhelfen, wollten sie ihn reichlich mit Geld und Truppen unterstützen, Millionen von Piastern sollten ihm aus geheimnisvoll angedeuteten klerikalen Kassen zufließen, um die heiligsten Güter — die Kirche und das Reich — zu schützen und zu erhalten. (In Wahrheit waren elende 50000 Pesos die einzige Beihilfe, die sie zu dem Feldzuge von Queretaro beisteuerten.) Der Sieg wäre gewiß! Maximilian lauschte den Einflüsterungen, zögerte und erklärte sich nach einigen Tagen mit den Vorschlägen einverstanden. Er entließ die mehr liberal gesinnten Minister, erklärte den Vertretern Frankreichs, daß er die Regierung mit den Hilfsquellen des Landes allein weiterführen werde und begab sich zurück nach der Hauptstadt. Die fremden Konsuln in Vera Cruz sollen behauptet haben,*) eine Beschimpfung Bazaines hätte schließlich Maximilian zu der Erklärung gezwungen, daß er sein Kaiserreich auch ohne fremde Hilfe verteidigen könnte. Bazaine soll ihn höhnisch Napoleons „Puppenkaiser“ genannt haben, der seinem Beschützer und der französischen Armee nur Demütigung und Schande brächte. Die Wahrheit dieser Behauptung ist nicht erwiesen, jedenfalls ist es ehrenvoller, des Kaisers Handlung auf einen heldenmütigen Entschluß zurückzuführen.

Ihm stand eine ansehnliche Zahl von österreichischen und belgischen Freiwilligen zu Gebote; dazu kamen die ihm zugetanen Mexikaner, auf die er freilich nicht so fest bauen konnte. Von seinen drei Generalen sind Marquez und Miramon als Führer der Reaktionären im Reformkriege schon bekannt; der dritte war der tapfere Mejia, „ein kleiner häßlicher, etwa fünfundvierzigjähriger Indianer, in seinem auffallend gelben Gesicht über dem großen Munde deuten einige schwarze Borsten einen Schnurrbart an.“ Er war einer der wenigen zuverlässigen Männer in der Umgebung des Kaisers und hätte ein besseres Geschick verdient. Als tüchtiger, durch seine Tapferkeit berühmter Reitergeneral pflegte er vor einer Attacke einem seiner

*) „Der Sturz von Maximilians Kaiserreich“. Von Leutnant Seaton Schröder. Dieses ist eine von vielen Versionen.

Soldaten eine Lanze zu entreißen und als erster dem Feinde entgegenzustürmen. Mejia hatte vor einigen Jahren Queretaro erobert. Als er in die Stadt einzog, suchten Liberale in dem ersten Stockwerke des Rathauses Schutz. Mit der Lanze in der Hand ritt er die Treppe zur großen Halle empor, nahm die Gegner gefangen und ritt dann unter den Hurrarufen der siegreichen Truppen auf den Balkon.

Maximilian zog seine Truppen in den drei Städten Mexiko, Puebla und Queretaro zusammen, verlegte den Sitz der Regierung im Februar 1867 in die letztgenannte Stadt und erwartete das Andringen des Feindes. Die letzten französischen Truppen wurden im März desselben Jahres eingeschifft.

Seine Lage war schrecklich. Nicht ein wahrer Freund stand ihm zur Seite. Sein innig geliebtes Weib war fern. Sein Förderer, der Franzosenkaiser, ließ ihn im Stich. Allein, trostlos allein war er in Mexiko, nach dreijährigem Ringen um eine Krone, die man ihm aufgezwungen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Die Erstürmung von Puebla.

Maximilians Kaiserreich bestand nur noch acht Wochen. Diaz versetzte ihm einen vernichtenden Schlag in Puebla. Fast fünf Jahre lang hatte die monarchische Regierungsform die republikanische zwar nicht ganz verdrängt, aber doch daniedergehalten. Wie wenig sie jedoch im Herzen des Volkes Wurzel gefaßt hatte, bewies die allgemeine Erhebung zugunsten der Juaristen, sobald durch die Entfernung der fremden Truppen der Druck genommen war. Mexiko erfreut sich jetzt, unter Präsident Diaz, eines nahezu dreißigjährigen Friedens. Wie weit sich in dieser Zeit der Nationalcharakter geändert hat, wird erst die Zukunft lehren. Aber in den sturmbewegten Zeiten des vorigen Jahrhunderts und unter Maximilians Regierung war der Mexikaner widerspruchsvoll in seinen Anschauungen. Er schmeichelte sich mit dem Besitz seiner republikanischen Freiheiten; in Wirklichkeit ließ er sich von einem Diktator nach dem anderen tyrannisieren. Einer militärischen Gewaltherrschaft, die sich „Republik“ nannte, hing er loyal an, während er, in Erinnerung an die spanische Zeit, jeder Monarchie die gleichen Rechte bestritten hätte. Wäre Maximilian glücklicher gewesen, so hätte seine Regierung vielleicht dem Lande seinen ersehnten Frieden verschafft; so ging sie spurlos vorüber.

Oaxaca hatte fast ohne Schwertstreich vor Diaz kapituliert und der ganze Süden und Osten bekannte sich zur Republik. Mit jedem Schritte wuchs sein Heer. Ein halbes Jahr, nachdem er mit Mühe ein paar hundert Mann aufgebracht hatte, folgten ihnen Tausende eifriger Republikaner. Juarez rückte von Norden her nach der Hauptstadt vor, überall fand er willigste Unterstützung. General Escobedo, der Kommandeur der Nordarmee, schlug mit einer 15000 Mann starken Truppenmacht bei San Jacinto Maximilians General Miramon, trieb ihn nach Queretaro zurück, und begann sofort die Belagerung der Stadt. Diaz, der Kommandeur der Südarmee, erwählte sich als Ziel die Eroberung von Mexiko, nachdem

er zuvor einen Sturm auf Puebla in Aussicht nahm, das der Mexikaner, General Noriega, für Maximilian verteidigte. Diaz kannte jeden Zollbreit Erde in Puebla, jedes Gebäude, da er es selbst zweimal gegen die Franzosen verteidigt hatte, und diese genaue Kenntnis des Ortes brachte ihm unschätzbaren Vorteil. Am 2. April 1867 fand im Dunkel der Nacht die Erstürmung Pueablas statt, die zu den denkwürdigsten Ruhmestaten in der mexikanischen Geschichte gehört, zum ersten Male gestattet der siegreiche General eine Schilderung des glorreichen Sieges in seinen eigenen Worten:

„Ich hatte den Sturm beschlossen," sagt Diaz, „und um die Truppen so wenig als möglich zu behindern, ließ ich alle Kranken, Verwundeten und das Gepäck nach Tehuacan transportieren; sie sollten auch für den Fall des Mißlingens dort in Sicherheit sein. Niemand wußte um diesen Zweck, und Freund und Feind glaubten, ich bereitete einen Rückzug nach Tehuacan und Oaxaca vor. Das vollständige Geheimhalten meiner Pläne und der Vorarbeiten sollte verhindern, daß eine unvorsichtige Bemerkung meiner Leute dem Feinde zu Ohren käme und ihn warnte, dann wären die Opfer an Menschenleben, das furchtbare Blutvergießen beim Sturme nutzlos gewesen. Erst am Abende des 1. April, als das Geheimhalten nicht länger möglich war, und der Augenblick zum Handeln nahe bevorstand, ließ ich durch den Quartiermeister Don Ignacio Alatorre alle Kommandeure versammeln, um sie in den Plan einzuweihen. Der Ort der Zusammenkunft war so gewählt, daß ihn jeder der Offiziere von seinem Standorte schnell erreichen konnte. Der Quartiermeister und ich gingen mit jedem einzeln den Plan genau durch; wir bestimmten die Stärke jeder Kolonne und stellten für jeden Kommandeur fest, welche Schanze er zu stürmen, welche Mauern oder Türen er zu durchbrechen hatte, um sich den Weg in die Stadt zu bahnen. Keine Kolonne durfte von der zu stürmenden Schanze mehr als 100 Meter entfernt sein, einige mußten sich innerhalb 50 Metern verbergen. Das durch die Verschanzungen der Kaiserlichen eingeschlossene Gebiet bildete eine Ellipse, deren größter Durchmesser sich von Norden nach Süden erstreckte. Das Kloster del Carmen lag von der Plaza ziemlich am weitesten entfernt; das bewog mich dazu, einen Scheinangriff auf dieses Kloster zu planen, um den Feind zum Zusammenziehen seiner Hauptmacht und der Reserven auf diesen Punkt zu reizen. Ich bildete siebzehn Kolonnen, von denen drei zu der Attacke auf El Carmen bestimmt waren. Sobald es dunkel wurde, zog ich die Artillerie aus der Vorderlinie zurück und pflanzte die Kanonen mit der Mündung nach Norden

vor den Verschanzungen von El Carmen auf. Jede Kolonne war etwa 140 Mann stark."

Nun beschreibt General Diaz die den verschiedenen Kolonnen angewiesenen Stellungen, die man sich nur mit Hilfe einer Karte ganz klar machen kann. Sein Artilleriepark bestand aus Belagerungsgeschützen, Feldgeschützen und Gebirgskanonen.

„Der Feind", fährt Diaz fort, „hatte den großen Fehler begangen, bei dem Aufrichten der Schanzen nicht den Rücken der Leute zu decken; dieses Versehen machte ich mir zunutze. So weit das Terrain es gestattete, wurde jede Attacke derart geplant, daß die Schüsse über die anzugreifende Verschanzung hinweg, die Verteidiger der gegenüberliegenden Schanze von rückwärts treffen und bei den Verwundeten im Dunkel der Nacht den Glauben erwecken sollten, daß die Republikaner schon in den inneren Verteidigungsgürtel eingedrungen wären. — Die drei zu der Scheinattacke bestimmten Kolonnen sollten unter Deckung durch unser Geschützfeuer vorrücken; die übrigen Kolonnen nahmen die ihnen angewiesenen Stellungen ein. Eine lange mit Öl getränkte Schnur hatte ich mit Draht an der Kirche auf dem Hügel San Juan von Turm zu Turm bis zur Erde hinabreichend befestigen lassen; das Anzünden dieser Schnur sollte für alle Kommandeure das Signal zu gleichzeitigem Sturmangriff sein. Die Gefahr wurde für uns noch dadurch vergrößert, daß die feindlichen Schanzen meistens an der Front von Gebäuden aufgerichtet waren und durch Gewehrfeuer von Dächern, von Balkonen und aus Mauerlöchern geschützt werden konnten. Um uns soviel als möglich vor Verlusten zu bewahren, bildete ich eine Ehrenlegion aus Offizieren und Mannschaften, die nicht an dem allgemeinen Sturme teilnahm, sondern die Aufgabe hatte, mittels aller erreichbaren Leitern die Mauern und Balkone zu ersteigen und unter den Verteidigern der Häuser Verwirrung anzurichten. Beim Einbruch der Nacht ließ ich überall das Geschützfeuer einstellen — natürlich hätte ein Ausfall des Feindes das Gebot aufgehoben. Das Schweigen der Kanonen, das dem Feinde bekannte Herannahen des Generals Marquez — der aus Queretaro ausgebrochen war — und das Fortschaffen unseres Gepäcks am Nachmittage — bestimmten die Kaiserlichen zu der Annahme, daß wir für die Nacht einen Rückzug planten und schon damit begannen.

„Als alle Vorbereitungen beendet waren, nahm ich dicht an der alten „Alameda" Stellung, von wo aus ich mehrere der anstürmenden Kolonnen und auch die drei für den Scheinangriff bestimmten übersehen konnte.

Mein Vorrat an Munition war so gering, daß ich im letzten Augenblick der Kavallerie das Pulver abnehmen mußte, so daß sie allein auf die Lanzen und Säbel angewiesen blieb, falls sie in Aktion treten sollte. Sie hatte Befehl, nach Süden gewandt den Bergen gegenüber Stellung zu behalten, um im geeigneten Augenblicke zu unserer Unterstützung bereit zu sein — möglichenfalls auch bei einem Rückzuge."

Um drei viertel auf drei morgens rückten die drei Kolonnen unter dröhnenden Kanonenschlägen gegen El Carmen vor. Sofort erwiderte der Feind das heftige Feuer und ließ, wie Diaz gehofft zur Verstärkung die Reserven von der Plaza anrücken. Als der Kampf am heißesten war, flammte das Signal von der Kirche San Juan auf, und die 14 Kolonnen stürzten sich gleichzeitig mit wildem Ansturm auf die bestimmten Punkte. Ganz Puebla erdröhnte unter der Wucht des Angriffes, unter dem betäubenden Donner der Geschütze. Unter heftigem Gewehrfeuer tobte der Kampf in allen Straßen, fast aus jedem Fenster blitzte und krachte es, die Verteidiger suchten Schutz, die Angreifenden stürzten ihnen nach und unter sicherer Deckung fiel Schuß auf Schuß auf den verwirrten Feind. Die schönen Dachziegel lösten sich bei der Erschütterung von den Kuppeln, die herrlich gemalten Glasfenster gingen in Trümmer, die Statuen der Heiligen stürzten aus den Nischen. Mit erneuter Kraft wurde der zuerst zurückgeschlagene Sturm auf El Carmen wiederholt, und allen Widerstand besiegend, drangen die Tapferen über die Schanzen.

Ein so furchtbares Gemetzel, ein so wilder Kampf konnte nicht lange währen.

„Nach einer Viertelstunde verteidigte der Feind nur noch die Türme der Kathedrale, die Anhöhen von San Augustin und El Carmen," fuhr Diaz fort.

„Die auf den Hügeln bisher unbeteiligt gebliebenen, durch die Flüchtigen aus der Stadt noch verstärkten Kaiserlichen eröffneten ein starkes Geschützfeuer auf unsere stürmenden Leute, besonders zielten sie auf Punkte, wo sie in Massen zu sehen waren. Sie hatten ein wahres Kreuzfeuer zu bestehen; von allen Seiten fielen Schüsse, von den Schanzen, aus den Fenstern, von Balkonen und Dächern." — —

Gerade als sich die Republikaner triumphierend als Sieger auf der Plaza sammelten, erschien Diaz, und begeisterte Hurrarufe begrüßten den ruhmreichen General. Er erließ eine Proklamation an seine tapferen Truppen, die sie zu neuen Heldentaten anfeuerte.

„Proklamation des kommandierenden Generals der Ostarmee an seine siegreichen Truppen in Puebla.

Waffenbrüder!

Ich will als Erster Euerm Heldenmute Anerkennung zollen, das ganze Volk und die Nachwelt werden später Euern Ruhm verkünden. Zaragozas Namen ist durch den bedeutsamen 5. Mai unsterblich geworden, Ihr habt der Geschichte der Stadt einen neuen Gedenktag hinzugefügt, den 2. April 1867. Ich habe große Hoffnungen auf Euch gesetzt; ohne Waffen kamt Ihr, als das Vaterland Euch rief, vom Feinde erst habt Ihr Euch bei Miahuatlán und La Carbonera, bei Jalapa und Oaxaca Eure Waffen erobert. Nackt und hungrig habt Ihr gekämpft, Ruhm und Sieg bezeichnete Eure Spuren, aber alle Eure tapferen Taten habt Ihr durch den bei Puebla bewiesenen Heldenmut überflügelt. Eine nicht ohne Grund unbesiegbar genannte Stadt — eine Stadt, welche die stolzesten Truppen der Welt nicht überwältigen konnten, habt Ihr Tapferen erobert. Die ganze Garnison und die reichen feindlichen Kriegsvorräte sind Eure Siegesbeute. Soldaten! Ihr macht Euch um Euer Vaterland verdient! Durch Eure unwiderstehliche Tapferkeit wird der verheerende Krieg bald beendet werden! Wer wird es wagen mit den Siegern von Puebla in die Schranken zu treten? Unsere Freiheit, unsere republikanische Verfassung sind gesichert! Fremde Eroberer und Bedrücker werden ein Land meiden, dessen Söhne unerschrocken in der Schlacht, mäßig im Siege sind. Puebla bewundert Eure Tapferkeit und zollt Euch Dank für Eure bewiesene gute Manneszucht. Welcher General würde nicht stolz sein, solche Soldaten zu führen! Mit Euch im Bunde erachte ich, Euer Freund, mich unüberwindlich!

Porfirio Diaz.“

Durch folgenden Brief an den Kriegsminister übermittelt Diaz die Siegesnachricht Juarez, der jetzt den Sitz der Regierung nach San Luis Potosí verlegt hatte. —

„Republikanische Ostarmee.

Höchstkommandierender General!

Wir haben soeben Puebla erstürmt, einschließlich des Klosters del Carmen und anderer befestigter Plätze, und vom Feinde zahlreiche Geschütze und reichliche Munitionsvorräte erbeutet. Don Mariano Trujeque, Don Febronio Quijano und etwa 20 andere verräterische Offiziere wurden gefangen genommen und dem Gesetze gemäß erschossen.

„Ein Teil der feindlichen Garnison flüchtete in die Berge von Guadalupe und Loreto, um in befestigten Stellungen Hilfe von Don Leonardo Marquez

zu erwarten, der nach Aussage meiner Patrouillen mit einer Division von 3—4000 Mann und 20 Geschützen die letzte Nacht in San Nicolas rastete. Über meine Pläne bin ich noch nicht ganz im klaren, aber ich glaube sicher zu sein, daß die feindlichen Truppen und Marquez geschlagen werden, wenn er sich nicht schon zurückzieht, sobald er das Schicksal seiner Mitschuldigen erfährt.

„Jedenfalls werde ich bald in der Lage sein, der Nordarmee helfen zu können, oder ich rücke gegen Mexiko vor — ganz nach Ihrer Bestimmung.

„Bitte freundlichst diese Benachrichtigung mit meinen ehrfurchtsvollen Grüßen dem Präsidenten der Republik zu melden.

„Es lebe die Freiheit und die Republik!"

Puebla de Zaragoza, den 2. April 1867.

(Unterschrift.)

Porfirio Diaz."

Die reiche Siegesbeute bestand aus mehr als 200 Geschützen, Munition, Gewehren und Vorräten aller Art. General Diaz hat sich zum Andenken an den Ruhmestag bei Puebla ein französisches Gewehr aufbewahrt, das er mir fast ehrfurchtsvoll zeigte, als er mir die Erstürmung der Stadt schilderte.

Bald nach dem Siege bei Puebla ging Diaz gegen seinen alten Gegner Marquez vor, der von Maximilian ausgesandt war, um aus Mexiko Hilfstruppen zur Unterstützung der arg bedrängten Stadt Queretaro zu holen, aber treulos, wie er sich stets erwies, war er aus eigener Machtvollkommenheit nach Puebla, dem Hauptarsenal der Kaiserlichen, marschiert, ohne zu ahnen, daß die Stadt mit allen reichen Vorräten so bald in die Hände der Republikaner fallen würde. — So erschöpft und ruhebedürftig auch Diaz' Leute waren, zögerte er doch keinen Augenblick Marquez entgegenzugehen. Er ließ die Verwundeten und eine kleine Besatzung in Puebla zurück, rückte mit der Kavallerie aus und erließ Befehle, daß die Infanterie und Artillerie in dem gewöhnlichen Marschtempo folgen sollten. Am 5. warfen sie Marquez' Vorhut — Kavallerietruppen — zurück; am Abend traf Diaz' Infanterie ein, und der als Schlacht bei San Lorenzo bekannte Kampf begann. Diaz schreibt darüber:

„Am 6. April in der Nacht machte der Feind heimlich einen Umweg, um Guadalupe zu erreichen, ohne Tlaxcala zu berühren. Mein Plan war, direkt nach Tlaxcala zu marschieren, um ihnen bei dem Passe Tortolitas den Weg abzuschneiden. Als ich am 7. schon im Dunkeln den Paß erreichte, war der Feind bereits in Guadalupe. Noch vor Tagesanbruch setzte

ich den Marsch fort, aber Marquez war schon um Mitternacht aufgebrochen und hatte die bei dem Reitergefecht am 5. Verwundeten zurückgelassen."

So hatte Marquez die Schlacht nicht angenommen, aber sein in guter Ordnung begonnener Rückzug verwandelte sich bald in wilde Flucht. Gerade als Diaz im Begriff war aufzubrechen, meldete ihm Oberst Lalanne, daß er nahebei mit einer im Staate Mexiko gebildeten Truppe von 400 Mann Kavallerie und 600 Mann Infanterie lagerte. Diaz beauftragte ihn, den Weitermarsch der Kaiserlichen zu verhindern, wenn auch nur so lange, bis er, Diaz, sie erreichte.

„Oberst Lalanne," sagt Diaz, „gehorchte meinem Befehle — aber mit Aufopferung seiner Truppen; sie wurden fast gänzlich aufgerieben, allein dank seiner Tapferkeit war ich am 8. imstande, den Feind anzugreifen. Marquez schickte wieder nur seine Kavallerie vor, da er glaubte, ich hätte wie das erstemal nur Kavallerietruppen; wir warfen sie kräftig zurück. Am Abend des 9. ließ mir General Guadarrama durch seinen Adjutanten melden, daß er sich mir mit 4000 Mann Kavallerie zur Verfügung stellte; ich hatte von der Ankunft dieser Truppen nichts gewußt. Der General erhielt den Auftrag, dem Feinde den Rückzug im Süden und Westen zu versperren, während wir im Osten der Hazienda Stellung nahmen. Aber Marquez merkte sofort unsere Absicht und ließ in der Morgenfrühe Truppen durch einen Durchgang marschieren, den Guadarrama noch nicht besetzt hatte; die unter den Truppen des Generals dadurch hervorgerufene Bestürzung benutzte Marquez zu einem Ausfall auf der entgegengesetzten Seite in der Richtung nach San Cristobal. Als ich das erfuhr, ließ ich die uns befreundeten Bewohner von Calpulalpam auffordern, schleunigst die Brücke in San Cristobal, den einzigen möglichen Übergang für die feindlichen Truppen, zu zerstören. Aber die Zeit war so kurz, daß die Zerstörung der starken Brücke nicht vollendet werden konnte, obgleich der Belag heruntergerissen war und die Balken frei lagen; sie hatten gerade begonnen an diese Feuer zu legen, als die Kaiserlichen anlangten. — Indessen war ich schnell mit der Kavallerie vorgerückt, um Marquez zu treffen, unterwegs stießen Oberst Lalanne und General Guadarrama zu mir; ich hatte Befehl gegeben, daß die ganze Armee folgen sollte. Sobald Marquez die zerstörte Brücke sah, befahl er seinen Ingenieuren, sie wieder instand zu setzen, aber das war eine schwierige Aufgabe. Ohne zu überlegen, wollten sie den Wagen mit den Werkzeugen über die kahlen Balken fahren lassen, aber die Räder und die Füße der Maultiere blieben in den Zwischenräumen stecken und

versperrten den Weg; die seitwärts marschierende Infanterie und die Kavallerie gerieten in Verwirrung, die noch größer wurde, als die Trainkolonne die Sperre vollständig machte. In dieser kritischen Lage befahl Marquez alle Geschütze, mit Ausnahme von zwei Gebirgskanonen in den Strom zu werfen, der hier sehr tief ist. — Unsere Infanterie befand sich schon in Schußweite und hatte das Feuer eröffnet. Marquez hoffte uns in dem engen Übergange zurückzuhalten und ordnete seine Truppen zur Verteidigung auf der andern Seite des Stromes; aber als wir den Kampf ernstlich begannen, entfloh er und ließ uns 2000 Mann Infanterie als Gefangene zurück. Wir verfolgten ihn unter manchen Fährnissen den ganzen Tag bis Texcoco und verminderten fortwährend die Stärke seiner Truppen. Bei der Hazienda rafften die Flüchtigen noch einmal allen Mut zusammen und wir hatten einige Verluste zu beklagen."

30 engl. Meilen weit zog der Kampf sich hin, 19 Geschütze und gegen 2000 Gefangene waren das Resultat, außerdem erlitten die Kaiserlichen bedeutende Verluste an Verwundeten und Toten. Am Morgen des 12. April erreichte der Rest der Armee die Stadt Mexiko, Marquez war schon einen Tag früher eingetroffen, nachdem er alles Ehrgefühls bar mit einigen Offizieren das Heer verlassen hatte. Sofort maßte er sich diktatorische Gewalt an, bereitete alles zur Verteidigung der Stadt vor und machte mit jedem, der sich seinem Willen widersetzte, kurzen Prozeß.

Diaz schreibt:

„Meine Leute waren durch die Anstrengungen am 10. so ermattet, — es gab so wenige Häuser am Wege, daß die Verpflegung einer großen Truppe unmöglich war — daß ich davon abstand, sie an der Verfolgung teilnehmen zu lassen; ich übertrug diese einer Abteilung Kavallerie unter einem Generale, der die Gegend genau kannte. Die Verfolgung währte die ganze Nacht und den nächsten halben Tag bis zu den Vorstädten Mexikos; die uns befreundeten Landleute unterstützten kräftig unsere Reiter, indem sie vorausliefen, Brücken zerstörten und die feindliche Kavallerie zwangen die unwegsamsten Pfade aufzusuchen, die Kugeln der Verfolger taten das übrige, so daß sich nur wenige im Sattel erhalten konnten.

„In Texcoco befahl ich, daß die Truppen beim Dunkelwerden ein Lager aufschlagen und erst am nächsten Tage den Marsch fortsetzen sollten. Als ich in die Nähe von Mexiko gelangte, wählte ich die terrassierten Stromufer als Basis für meine Operationen und besetzte also das westlich gelegene Terrain zwischen der Ansiedlung Santa Tomas und Chapultepec. Mein

Hauptquartier richtete ich in dem Wallfahrtsorte Guadalupe ein, im Mai verlegte ich es nach Tacubaya, wo es bis zur Einnahme von Mexiko verblieb. — General Guadarrama, der mir mit seiner Kavallerie so vortreffliche Dienste geleistet hatte, erhielt aus dem Hauptquartier der Nordarmee Befehl, sich nach Queretaro zu begeben. Das zwang mich dazu, die Einschließung der Stadt um einige Tage hinauszuschieben und meinen Truppen in bestimmten Entfernungen von einander Stellungen anzuweisen, die es ihnen ermöglichten, sich bei einem etwaigen feindlichen Ausfalle schnell zu vereinen. — Kaum hatte General Guadarrama uns verlassen, als mich General Escobedo Ende April bat, ihm Truppen zur Unterstützung zu senden, — es war schon einmal geschehen; noch lieber würde er sich mit seinen Leuten mir zur Verfügung stellen, er hatte deshalb schon bei der Regierung angefragt. Ich erwiderte General Escobedo, daß ich ihm in einigen Tagen zu Hilfe kommen wollte, ich würde nur noch einen uns beiden nötigen Transport von Munition aus Puebla abwarten und möglicherweise einen feindlichen Ausfall zurückschlagen. Es wäre ein Opfer für mich gewesen, meine nicht genügend starken Truppen vor Mexiko zu verlassen, einen Augenblick dachte ich sogar an einen sofortigen Sturmangriff, aber dadurch wären alle meine Pläne gekreuzt worden und die nicht gerade dringend notwendige Schlacht hätte viele Opfer an Menschenleben kosten können. So beschloß ich etwa 5—6000 Mann vor Mexiko zu lassen, — eine genügende Zahl, um bei einem Ausfall den Kaiserlichen entgegenzutreten, — wenn nicht etwa die ganze Garnison die Stadt verließ; sie muß etwa 8000 Mann stark gewesen sein, denn Marquez hatte noch eine große Anzahl der Bewohner in das Heer eingestellt. Da erhielt ich wieder einen Brief von Escobedo, mit der Nachricht, daß seine Lage sich gebessert hätte und er meine Dienste entbehren könnte; er bäte nur um Munition, die ich ihm sofort auf 30 Wagen unter guter Bedeckung sandte. Unterdessen langten immer noch Truppen an, die ich für mich in verschiedenen Staaten organisieren ließ. Aus Puebla trafen Geschütze ein, und ich konnte unsere Stellungen befestigen und den Ring enger machen, aber noch immer nicht schließen. Zuletzt rüstete ich einige Kanoes mit Gebirgskanonen aus, die sollten die Verbindung auf den Seen herstellen und von San Cristobal bis Peñon de Baños ließ ich eine Pontonbrücke herrichten zur Vermittlung des Verkehrs mit dem befestigten Platze, der die Stadt im Osten bedrohte. Um während der Belagerung genügenden Vorrat an Munition zu haben, ließ ich in Puebla und Panzacola Fabriken errichten und sorgte für genügende Mannschaften, um den Transport zu

leiten. Die meisten bei der Belagerung von Mexiko verwandten Geschütze waren in Puebla den Kaiserlichen und bei der Verfolgung Marquez abgenommen; vorher hatte ich tatsächlich nur 26 Kanonen in meinem Besitze.

„Vor der Invasion war Puebla der Hauptmunitions- und Waffenplatz des Landes gewesen; auch während des Kaiserreichs lieferte es mehr oder weniger alle Waffen aus seinen Vorräten, — ausgenommen die Kanonen — etwa 80 —, die Eigentum des Feindes waren, als ich Puebla einnahm. Außer diesen Geschützen befanden sich noch in den Magazinen etwa 150 Geschütze, die während der Belagerung von Mexiko zusammengesetzt und mir geschickt wurden. Die meisten Geschütze waren von Eisen und sehr schwer, aber, in Ermangelung besserer, taten sie auf den festen Plätzen gute Dienste. Als bewegliche Geschütze sollte mir eine genügende Anzahl von Feldgeschützen und Gebirgskanonen dienen.

„Ehe der Ring geschlossen war, machten die Kaiserlichen einen starken Ausfall nach dem zwischen der Ackerbauschule und der kleinen Farm „Ascension“ gelegenen Platz, den Oberst Telley Giron verteidigen sollte; aber es gelang ihm nicht, ihn zu halten. Ich begab mich sofort dorthin, befahl General Cravioto, mir mit einem Bataillon zu folgen und ließ die Brigade Carreon sich schleunigst bereit machen. So waren wir genügend stark, den Feind in seine Verschanzungen zurückzutreiben; uns unterstützte die Artillerie, die in ansehnlicher Ausdehnung ihre Geschütze aufgefahren hatte.

„General Escobedo teilte mir telegraphisch mit, daß er am 15. Mai 1867 Queretaro eingenommen hatte. Ich ließ die Nachricht Marquez zukommen, aber er leugnete hartnäckig die Tatsache und verkündete seinen Truppen, Kaiser Maximilian hätte gesiegt und befände sich mit seinem Heere auf dem Wege nach Mexiko, um die Stadt zu entsetzen. Sie ließen sich auch nicht dadurch von der Wahrheit der Siegesnachricht überzeugen, daß die vom Erzherzoge Maximilian zur Verteidigung Mexikos überwiesenen Österreicher meine Erlaubnis erbaten, die Stadt verlassen zu dürfen; Prinz Khevenhüller war ihr Kommandeur. Trotz Marquez' Widerspruch zweifelte der Prinz nicht an der Gefangennahme seines Herrschers, und da er fürchtete, bewaffneter Widerstand könnte Maximilian mehr schaden als nützen und er nichts unterlassen wollte, was seinem Kaiser förderlich sein könnte, zeigte er mir an, daß er sich verpflichten wollte, sich fernerhin an keinem kriegerischen Unternehmen zu beteiligen, falls ich ihm gestatten würde, mit seinen Truppen, den Offizieren und auswärtigen Beamten unter seinem Kommando nach Vera Cruz zu marschieren, um sich dort sofort nach Österreich einzuschiffen.

— Ich erwiderte, daß ich seine Forderungen gewähren wollte, wenn er zu mir in die Vorstadt Tacubaya käme und mir dort alle Waffen, die Munition und die Pferde überlieferte; ich wollte ihn als Entschädigung mit genügenden Fuhrwerken und mit dem zur Reise und zur Einschiffung in Vera Cruz notwendigen Geldmitteln versehen. Darauf könnte er nicht eingehen, sagte er, aber sobald der Sturm begänne, würde er sich mit seinen Truppen in den Nationalpalast begeben und die weiße Fahne aufziehen, zum Zeichen, daß sie sich von jedem Kampfe fernhalten wollten. Er hoffte meine Anerkennung seines Verhaltens zu erringen, bei dem ihn nur das Bestreben leitete, seines Kaisers Sache zu dienen. Auch der österreichische Gesandte, Baron von Lago, hatte eine Unterredung mit mir, worin er der Ansicht des Prinzen Khevenhüller beipflichtete, daß die Österreicher nach der Gefangennahme Maximilians ihre Mission für beendet hielten und sich am Kampfe nicht mehr beteiligen wollten, um nicht noch größeres Unheil heraufzubeschwören. Ich beschränkte mich darauf, Baron von Lagos Ausführungen anzuhören, ohne etwas zu erwidern oder mich durch ein Versprechen zu binden."

In der Stadt begannen der Hunger, die Schwächung der Besatzung durch das Ausscheiden der Österreicher und die durch die Ungewißheit über die Ereignisse in Queretaro erzeugte Demoralisation ihr Werk zu tun. Trotzdem hielt eine Schar mutiger Männer noch immer das kaiserliche Banner in der Hauptstadt hoch — auch als der Kaiser selbst es nicht mehr vermochte, und häufige Ausfälle wurden gemacht, die die Republikaner aber immer zurückschlugen. Den stärksten leitete in den letzten Tagen vor der Übergabe Marquez selbst, und Diaz, der seinen Charakter kannte, meinte, Marquez hätte wohl die Absicht gehabt mit dem Reste seiner Truppen die Stadt zu verlassen; trotz der jetzt herrschenden schwierigen Verhältnisse, hätte er sie leicht wieder vermehren können, da es ihm nicht an Waffen und Munition gebrach. Es gab immer noch genug Abenteuerlustige, die dem gewissenlosen, ränkesüchtigen Manne gefolgt wären, der keinen Verrat scheute, wenn er sein eigenes Interesse fördern konnte. — Der Ausfall wurde in der Richtung nach La Piedad gemacht. Was Diaz darüber sagt, ist der letzte Kampfbericht, den er in seinem Tagebuche verzeichnet hat:

„Anfang Juni hörte ich eines Morgens in meinem Hauptquartiere in Tacubaya starkes Geschützfeuer auf der ganzen feindlichen Linie, besonders heftig in der Umgebung von La Piedad und auf der Cuartosbrücke. Ich begab mich mit meinem Stabe und einer Eskorte dorthin und traf unter-

wegs Oberst Don Venancio Leyva, der mir meldete, die Brücke wäre genommen und sein Bataillon versprengt. Uns ganz nahe stand General Terán mit dem 1., 2. und 3. Bataillon der Oaxacareiter. Ich setzte mich sofort an die Spitze des 1. Bataillons und sprengte in gestrecktem Galopp nach der Brücke, die fast schon in Händen des Feindes war. Glücklicherweise hielt ein Teil des Bataillons Leyva, das er für ganz aufgerieben gehalten hatte, noch stand, und sobald die Leute sahen, daß ich ihnen Hilfe brachte, kämpften sie noch mutiger. General Terán hatte ich befohlen, das 2. und 3. Bataillon der Oaxacareiter in Kolonnen zu formieren und nur in mäßiger Eile zu folgen, damit die Leute nicht erschöpft ankämen. Auch General Naranjo sollte mit seiner Kavalleriedivision aus Los Morales und General Felix Diaz mit seiner Division aus der Vorstadt Coyoacan mir zu Hilfe kommen. Allein diese Truppen ließ ich nachher in der Reserve bleiben, denn nach dem augenblicklichen Stand des Gefechtes glaubte ich mit dem einzigen Bataillon, das ich befehligte, die Brücke halten und den Feind zurücktreiben zu können. Ich machte einen energischen Vorstoß, und wie ich es vorhergesehen, zogen unsere Gegner sich zurück. Dabei erlitten Marquez' Kolonnen schwere Verluste durch unser heftiges Geschützfeuer. Nur über die eine Brücke, über die sie beim Ausfalle vorgerückt waren, konnten die Kaiserlichen die Stadt erreichen; bei der schleunigen Flucht entstand an dieser Stelle ein wildes Durcheinander von Pferden und Menschen, die den Weg sperrten, und das mörderische Feuer unserer Infanterie richtete ein furchtbares Blutbad an. Zwischen der Cuartosbrücke und La Piedad war die Erde mit Toten und Sterbenden bedeckt. Ich versuchte, die Verwundeten forttragen zu lassen, aber von den feindlichen Schanzen wurde auf meine Ambulanzen geschossen, und dabei einige Träger verwundet und getötet. So war ich gezwungen, das Werk der Barmherzigkeit aufzugeben, die Kaiserlichen aber hinderten mich nicht nur daran, ihre Verwundeten aufzunehmen, sie unterließen es auch, selbst das geringste für die Armen zu tun, die tagelang ohne jede ärztliche Hilfe grausame Todesqualen litten."

Guadalupe, das erste Hauptquartier von Diaz, gilt den Mexikanern als größtes Heiligtum, und während der Belagerung benutzten viele Leute ruhigere Stunden, um sich heimlich zu dem berühmten Wallfahrtsorte fortzuschleichen und vor dem wundertätigen Heiligenschreine zu beten. Die Schutzpatronin von Guadalupe ist in der katholischen Welt auch außerhalb Mexikos wohl bekannt. Vor mehr als drei Jahrhunderten war der Ort eine starke Festung der heidnischen Azteken. Aber um das Jahr 1531

geschah ein Wunder, das dem Christentum viele gläubige Bekehrer zuführte. Der Bauer Juan Diego aus Tolpetlac ging an einem Sonntagmorgen auf den Berg Tepeyacac — auf dem jetzt Guadalupe erbaut ist; da hörte er plötzlich einen wunderbaren Gesang — wie von Engelsstimmen — und von einem Heiligenschein umgeben erschien ihm huldreich und schön die heilige Jungfrau. Sie gab ihm den Wunsch kund, daß der Bischof ihr zu Ehren auf dem Berge ein schönes Gotteshaus bauen sollte. Der Bischof wollte Juan Diego seine Erzählung nicht glauben, er sollte ihm einen Beweis für die Wahrheit seiner Angaben bringen. Noch mehrmals erschien die heilige Jungfrau Juan und richtete immer dieselbe Bitte an ihn; da der Bischof auf seinem Verlangen beharrte, versprach sie schließlich Juan, ihm am nächsten Tage den gewünschten Beweis zu geben. Da erkrankte Juans Onkel schwer, er mußte einen Priester für ihn holen, und auf dem Wege erschien ihm wieder die heilige Jungfrau. Sie versicherte ihm, er könnte wieder heimkehren, der Onkel wäre genesen, er sollte aber für den Bischof einen Strauß Blumen pflücken. Zu seinem Erstaunen sah Juan, daß der sonst öde, kahle Berg plötzlich mit den schönsten Blumen geschmückt war. Die heilige Jungfrau befahl ihm, den Blumenstrauß in seine „Tilma“, den Leinenmantel zu hüllen, damit niemand die duftende Gabe sähe, ehe er sie dem Bischof überreichte. Als Juan vor den Augen des Geistlichen die Tilma entfaltete, erblickten sie mit ehrfurchtsvollem Staunen auf der Leinwand das Bild der heiligen Jungfrau. In zarten Farbentönen umfloß die schöne Gestalt ein blauer Mantel über dem rosa Gewande, das liebliche Antlitz und das ganze Bildnis umgab ein Heiligenschein.

Im Februar 1532 wurde auf dem bestimmten Platze ein Gotteshaus aufgerichtet, in dem Juan Diego und sein Onkel Bernardino als treue Diener der heiligen Jungfrau bis an ihr Lebensende walteten. Tausende von Indianern pilgern alljährlich zu der Schutzheiligen von Guadalupe, ihr Fest wird in Mexiko mit größter Inbrunst gefeiert, und Guadalupe gilt dort als Wallfahrtsort mehr als Lourdes in Europa, das seinen Ruf einer 300 Jahre später entstandenen ähnlichen Legende verdankt.

Dreizehntes Kapitel.

Des Kaisers Tod.

Die für die mexikanische Geschichte jener Zeit wichtigsten vier Personen waren weit voneinander entfernt. Diaz stand vor der hochbedeutsamen Aufgabe Mexiko einzunehmen. Präsident Juarez befand sich im Norden des Landes, die schwer kranke Kaiserin Charlotte in Europa und Kaiser Maximilian war in Queretaro eingeschlossen, das General Escobedo mit einer 20000 Mann starken Truppenmacht belagerte. Vom 12. März bis zum 15. Mai verteidigte sich tapfer das strategisch unbedeutende Queretaro; es war eine schlechte Wahl als letzter Zufluchtsort, der glücklose Kaiser nannte es später selbst ganz richtig eine „Mausefalle". General Mejia hatte die früher im Norden beschäftigte dritte Division der Kaiserlichen und General Miramon, die ihm nach seiner Niederlage bei San Jecinto noch gebliebenen Truppen zur Unterstützung des Kaisers nach Queretaro geführt; diese beiden tapferen Generale mit unbefleckter Soldatenehre blieben dem Kaiser nicht nur bis zum letzten Augenblicke treu, — sie gingen auch mit ihm in den Tod. Maximilian und seinen Generalen standen eine Besatzung von 9000 Mann und 39 Geschütze zur Verfügung. Die Truppen bewiesen sich tapfer und unermüdlich im Kampfe, und die mutige Verteidigung kennzeichnet eine Menge glänzend durchgeführter Ausfälle. Daß Marquez, der als Oberkommandeur der Truppen in Queretaro eingezogen war, einen dieser Ausfälle benutzte, um die Stadt zu verlassen, haben wir gesehen. Das Ausscheiden seiner Truppen machte der geschwächten Garnison die Verteidigung noch schwieriger. Maximilian bewies in diesen qualvollen Tagen große Tapferkeit und Geistesstärke. Als der Sieg der Republikaner nicht mehr zweifelhaft war, versuchten Freunde im Lande und von außerhalb ein für Maximilian günstiges Abkommen zu treffen, um ihm unter Verzicht auf den Thron sichere Rückkehr nach Europa zu ermöglichen. Aber General Escobedo war von Juarez nicht ermächtigt, Unterhand-

lungen anzuknüpfen, sondern nur dazu, die Unterwerfung des Kaisers anzunehmen.

Auch General Diaz wurden, als er Mexiko belagerte, Vorschläge zugunsten des Kaisers gemacht. Innerhalb des eisernen Ringes, den er um die alte Hauptstadt geschlossen, befanden sich zwei eifrig für Maximilian tätige Freunde: der ihm zu Dank verpflichtete Pater Fischer und die Prinzessin Felix Salm-Salm; ihr Gemahl teilte später die Gefangenschaft des Kaisers. Den historisch wertvollen Tagebuchaufzeichnungen des Generals Diaz über diese Zeit entnehmen wir folgendes:

„Ehe die Einschließung der Stadt vollendet war, wohl am 18. April, bat mich Maximilians Sekretär, Pater Fischer, um eine Unterredung; sie fand in der Farm Los Morales statt und er machte folgenden Vorschlag: Der Kaiser würde unter der Bedingung abdanken, daß man ihm gestattete, ohne jede Verantwortung für alles, was während seiner Regierung geschehen war, das Land zu verlassen. Ich erwiderte, daß ich nicht ermächtigt wäre, auf dergleichen Vorschläge einzugehen und sandte Pater Fischer sofort in die Stadt zurück. Seinen Vorschlag teilte ich der Regierung mit. Einige Tage später stellte die Prinzessin Felix Salm-Salm, eine an einen österreichischen Offizier in Maximilians Diensten verheiratete Amerikanerin, ähnliche, wenn auch weniger deutlich ausgedrückte Forderungen, sie fügte noch hinzu, ihre Annahme würde bedingen, daß die auswärtigen Truppen unter Maximilians Befehl sofort alle Feindseligkeiten einstellen sollten. Auf ihren ersten Vorschlag erteilte ich der Prinzessin dieselbe Antwort, die ich Pater Fischer gegeben hatte. Ohne mir Gewißheit darüber zu verschaffen, ob sie zu dem zweiten Vorschlage, der weder ausführbar noch ernst zu nehmen war, Ermächtigung besaß, ließ ich die Prinzessin durch eine Eskorte zur Stadt zurück geleiten."

Unter anderen, Diaz schon früher gemachten Vorschlägen, befand sich auch der folgende:

„Auf dem Marsche von Texcoco nach dem Dorfe Guadalupe kam aus Mexiko die Senora Donna Luciana Arrazola de Baz, die Gemahlin des Don Juan José de Baz, der bei mir war, im Auftrage des derzeitigen kaiserlichen Kriegsministers, des Generals Nicolas Portilla, um mir folgendes Anerbieten zu machen: Wenn ich Portilla, den Offizieren der Kaiserlichen Armee und gewissen Ministern einige Zugeständnisse gewähren wollte, sollte mir der Einzug in die Hauptstadt freistehen. Portillas Hauptziel wäre die Vereinigung der beiden Armeen; nach gegenseitiger Anerkennung der Stellungen

der Offiziere auf beiden Seiten sollte durch eine neue Regierung, die sowohl Maximilians Kaiserreich als auch Juarez' konstitutionelle Regierung ausschloß, Ordnung geschaffen werden. Natürlich wies ich jedes Eingehen auf diese Pläne ab, trotzdem sie die lockende Aussicht boten, ohne Kampf in Mexiko einziehen zu können."

Für den heikelen Auftrag hatten sie in der als eine mutige Frau bekannten, für die Republik begeisterten Señora de Paz die geeignete Vertreterin gefunden. Aber auch noch andere hatten es schon versucht, Diaz zu bestechen, um ihn Benito Juarez und der nationalen Sache, der sich die beiden Freunde geweiht hatten, abwendig zu machen. Voll Entrüstung hat er selbstverständlich alle diese Anerbietungen zurückgewiesen.

Juarez beobachtete indessen von San Luis Potosi aus aufmerksam den weiteren Verlauf der Dinge.

Queretaro fiel am 15. Mai schließlich durch Verrat. Der Kaiser hatte am Tage vorher in einem Kriegsrate beschlossen, daß die ganze Garnison versuchen sollte, die Belagerungslinie zu durchbrechen. Der Ausfall wurde dann um vierundzwanzig Stunden verschoben. In derselben Nacht jedoch ging Oberst Miguel Lopez, ein kaiserlicher Stabsoffizier, zum Feinde über.

In seiner Unterredung mit General Escobedo wurde für dieselbe Nacht ein Angriff auf Maximilians Hauptquartier, das Kloster de La Cruz, beschlossen. — General Franzisco Velez bildete die dazu bestimmte Kolonne.

Lopez' Verräterei ist Gegenstand heftigster Kontroverse geworden; jedenfalls ist es klar, daß er mit der Überantwortung der Stadt nicht zugleich die Gefangennahme des Kaisers beabsichtigte; er wollte ihm Zeit zur Flucht lassen. Viele mit den Tatsachen genau bekannte Offiziere leben noch; zu ihnen gehört der jetzige mexikanische Gesandte in London, der Bruder des Generals Pedro Rincon Gallardo, der die ersten Republikaner in die Stadt führte; ihm folgte sein Bruder, der jetzige Gesandte, mit der Kavallerie und wurde Augenzeuge der Vorgänge. Oberst José M. Rincon Gallardo sollte die zur Attacke bestimmte Kolonne führen, und seine Instruktionen lauteten, daß um 2 Uhr morgens ein Mann von den feindlichen Schanzen auf ihn zukommen würde, dessen Befehle er genau zu befolgen hätte. Zur bestimmten Stunde erschien der Mann, es war Oberst Miguel Lopez — und befahl Oberst Rincon Gallardo, mit ihm voranzugehen und zwanzig seiner Leute in einiger Entfernung folgen zu lassen. Der Republikaner traute ihm nicht; er faßte ihn beim Arme, hielt die Pistole schußbereit und ging so neben

ihm durch eine am Tage vorher durch Geschützfeuer niedergelegte Bresche auf den Kirchhof, der sich dicht neben dem Kloster de La Cruz befindet. Lopez' Truppen hielten diese Linie besetzt, sie hatten die Gewehre zusammengestellt und verharrten in ihrer Ruhe, da ihr Kommandeur da war und sie gewähren ließ. Unmittelbar darauf stürmte die ganze Kolonne der Republikaner durch die Bresche und machte die Kaiserlichen auf dem Kirchhofe zu Gefangenen, ehe diese recht wußten, was geschah. Ohne Widerstand wurde La Cruz eingenommen. — Indessen hatte der allgemeine Sturm auf die Stadt begonnen. Überall herrschte größte Verwirrung; ein Teil der Verschanzungen war niedergerissen und General Escobedo stürmte mit seinen Truppen in die Stadt. Die überrumpelten Kaiserlichen standen ratlos, ein Teil zögerte, andere kämpften, den Rücken an die Mauer gelehnt, mit dem Mute der Verzweiflung; auch General Miramon wurde durch einen Schuß in das Gesicht verwundet. Der Lärm schreckte Maximilian in seiner Wohnung im Kloster de La Cruz aus dem Schlafe auf; er stürzte hinaus, der Tag begann kaum zu dämmern. Man riet ihm zu fliehen, er beachtete den Rat nicht. Außer der Haupttreppe führte aus des Kaisers Quartier noch eine andere Treppe in den zweiten Hof. Diese benutzte Maximilian, er schwang sich auf sein Pferd und von General Castillo und seinem ganzen Stabe begleitet wollte er sich einen Weg nach der Straße bahnen; aber das Haupttor war schon durch Republikaner gesperrt. Lopez rief ihrem Führer zu: „Der Kaiser kommt! Laßt ihn passieren!“ „Que passen, son paisanos!“ (Laßt sie durch, es sind Bürger!) rief Oberst José Rincon Gallardo, und die Leute traten zurück; er folgte Escobedos Instruktion, Lopez in allem zu gehorchen. Maximilian weigerte sich standhaft zu fliehen. Er berief Miramon und Mejia und befahl, so viele Truppen als möglich auf dem Cerro de las Campanos zu sammeln, um den Platz zu verteidigen. Infanterie nahte sich in Massen, aber er mußte zu seinem Schmerze sehen, daß seine Truppen teils zum Feinde übergingen, teils gefangen genommen wurden. Dreimal hielt der Kaiser mit Mejia Rat, ob ein Ausweg möglich wäre, aber der Indianer erklärte jeden Versuch für zwecklos. Viel Blut wurde noch vergossen, ehe Maximilian die Hoffnungslosigkeit seiner Lage einsah, er hatte sich unerschrocken dem heftigsten Feuer ausgesetzt, aber er war unverletzt geblieben. Schließlich band er ein Taschentuch als Parlamentärflagge an seine Reitpeitsche und ritt den Abhang des Cerro de las Campanos hinunter; Oberst Green kam ihm entgegen. Er war der einzige britische Offizier, der als mexikanischer Bürger und Führer einer Schar

von Freiwilligen an dem Freiheitskriege teilnahm. Noch jetzt lebt er in Mexiko und schilderte mir selbst den Vorgang.

Maximilian war nervös und bedrückt, er sah blaß und elend aus, seine Lippen bebten; aber trotzdem kennzeichnete seine ganze Erscheinung den vornehmen, tapferen Offizier. „Ich ergebe mich Ihnen", murmelte er. „Sie müssen sich General Escobedo ergeben."

„Nein, nein — nicht ihm! — Ihnen oder General Corona!"

„Gestatten Sie mir, Ihnen eine beruhigende Nachricht mitzuteilen", sagte Oberst Green, „ich habe einen Brief meines Bruders aus Washington in der Tasche, worin er mir schreibt, daß die dortige Regierung für Ihr Leben eintreten wolle."

Ein Freudenschein erhellte für einen Augenblick das tief ernste Gesicht des Kaisers. Inzwischen war der Kommandeur der Westarmee, General Corona, ein stattlicher Offizier, der spätere Gesandte in Madrid, dazu gekommen. Oberst Green bat Maximilian, sich in aller Form dem General zu ergeben.

„Ich bin der Kaiser von Mexiko", brachte Maximilian mühsam heraus, und übergab seinen Degen Corona, neben dem General Riva Palacio stand. „Sie sind mexikanischer Bürger und mein Gefangener", erwiderte ernst der General.

Der Kaiser war gefangen, das mexikanische Kaiserreich hatte sein Ende erreicht. Aus eigennützigen Absichten, auf den Gräbern von Tausenden französischer Soldaten hatte Napoleon es errichtet, Maximilian hatte dem Lande Frieden bringen wollen, aber während seiner kurzen Regierung waren Ströme von Blut geflossen, es gab fast keine Familie in Mexiko, die nicht den Verlust eines Vaters oder Sohnes durch den Tod, durch Gefangenschaft oder Verbannung zu beklagen hatte. Aber der Zusammenbruch des Kaiserreiches erschütterte auch Napoleons Thron in Europa, den drei Jahre später der deutsch-französische Krieg zu Fall brachte. Kaiserin Charlotte lebte in geistiger Umnachtung, nun sollte noch Maximilian als letztes Opfer der ruchlosen Intrige den Leidenskelch leeren. Als der Kaiser den Degen abgegeben hatte, führte man ihn in seine Wohnung in das Kloster de La Cruz zurück. Schildwachen wurden vor seine Tür, eine sogar in seinem Zimmer aufgestellt. Maximilian bat um die Erlaubnis, die Brüder Gallardo sprechen zu dürfen; sie wurde ihm gewährt; er trat mit ihnen auf einen kleinen Balkon vor seinem Zimmer.

„Einer von Ihnen gestattete mir heute freien Durchgang am Klostertore", begann der Kaiser.

Als Oberst José Gallardo erwiderte, daß er es gewesen, dankte Maximilian ihm und sagte, er hätte sie hierher bitten lassen, weil er sie für sehr einflußreich hielte, und er wünschte, daß sie diesen Einfluß gebrauchten, um für den Frieden zu wirken; wenn durchaus noch Blut vergossen werden sollte, möge sein — des Kaisers — Blut das letzte sein. Auch bäte er sie um jeden Preis, das Leben seiner Generale zu erretten, Miramon, ihren gemeinschaftlichen Freund, legte er ihnen besonders an das Herz. General Gallardo erzählte mir, daß Maximilian krank und sehr blaß aussah, er litt an der Ruhr. Er trug noch die Uniform, in der er sich ergeben hatte, die blaue Tunika mit goldenen Knöpfen, auf denen der mexikanische Adler graviert war, blaue Beinkleider mit goldenen Streifen und hohe Wellingtonstiefel. Beim Abschiede drückte er ihnen herzlich die Hand. Seine ruhige Würde hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Später wurde der Kaiser in das Kloster Las Teresitas überführt, wo er bis zu seinem Tode blieb; die Generale Mejia und Miramon wurden in demselben Kloster gefangen gehalten. Am 4. Juni 1867 um 10 Uhr morgens sollten sie alle drei vor ein von Escobedo einberufenes Kriegsgericht gestellt werden, das in Queretaro im Teatro de Yturbide seine Sitzungen hielt; einer der Richter wurde später mexikanischer Botschafter in Washington.

Maximilian lehnte es ab persönlich zu erscheinen; er hatte mit seiner Verteidigung den Lizentiaten Mariano Rivia Palacio und andere bedeutende mexikanische Rechtsgelehrte betraut, die alles für ihn taten, was in ihren Kräften stand. Man sagt, Maximilian suchte in den leidensvollen Tagen, während die Sitzung stattfand, Trost, indem er sich in die Geschichte Karls I. von England vertiefte. Der Kaiser, Mejia und Miramon wurden des Landesverrates, der Freibeuterei und der Verantwortlichkeit für den verhängnisvollen Erlaß vom 3. Oktober, dem so viele Mexikaner zum Opfer gefallen waren, angeklagt. Das Kriegsgericht sprach sie schuldig, und das Todesurteil sollte am nächsten Tage vollzogen werden. Auf die dringenden Vorstellungen des preußischen Gesandten Baron Magnus wurde aber die Vollstreckung noch um drei Tage hinausgeschoben. Wenige glaubten daran, daß der furchtbare Urteilsspruch überhaupt in Kraft treten würde; schon vor Maximilians Gefangennahme hatten die Herrscher Englands und Frankreichs die Regierung der Vereinigten Staaten ersucht, hilfreich einzuschreiten, und jetzt erwarteten alle Freunde des Kaisers bestimmt das Eingreifen Europas und Amerikas. Auf alle diesbezüglichen Vorstellungen erwiderte

Juarez nur, daß man den Gesetzen ihren Lauf lassen müsse; die gerechte Erfüllung entscheide nicht nur über Leben oder Tod eines einzelnen, sondern über die Wohlfahrt eines Staates. Niemals wurde von hohen Häuptern glänzendere Bürgschaft für das künftige Verhalten eines Verurteilten geleistet. Baron Magnus schrieb an den Minister Don Sebastian Lerdo de Tejada: „Ich flehe Sie um der Menschlichkeit und um Gotteswillen an, schonen Sie des Fürsten Leben, ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, Seine Majestät der König von Preußen und alle mit dem Fürsten verwandten Monarchen Europas, sein Bruder, der Kaiser von Österreich, seine Kusine, die Königin von Großbritannien, sein Schwager, der König von Belgien, seine Kusine, die Königin von Spanien, sowie die Könige von Italien und Schweden werden sicherlich bereitwillig jede Bürgschaft übernehmen, daß keiner der Gefangenen je wieder mexikanisches Gebiet betritt." Aber alle Vorstellungen waren erfolglos.

Man wird des Kaisers Tod nicht auf einen Racheakt Juarez' zurückführen, er persönlich verlangte nicht danach, aber die kaltblütige Hinopferung so vieler tapferer Helden infolge des Erlasses vom 3. Oktober hatte unter den Republikanern eine so tiefe Erregung hervorgerufen, daß man im Falle einer Befreiung des Kaisers sowohl ihn selbst, wie die Regierung kaum vor der Wut des Volkes hätte retten können. Der Fall steht in der Geschichte vielleicht einzig in seiner Art da; Kaiser und Könige, in innigsten Beziehungen zu dem hohen Gefangenen verwandten sich durch ihre Gesandten aufs dringendste für seine Rettung. Und an wen richteten sie die Gesuche? An den Bürger Benito Juarez, „an den Mann im schwarzen Rocke", den unbeugsamen, willensstarken Mann, der in der harten Schule der Not Selbstvertrauen und Mut gelernt hatte, — an den einst so alleinstehenden verwaisten Indianerknaben, der glücklich war, eine Schlafstelle hinter dem Ladentische seines Brotherrn zu finden.

Jetzt, nach 40 Jahren erscheint das Urteil vielleicht hart. Nach allem, was man über Maximilians Charakter weiß, hätte man ihm ohne Gefahr gestatten können, das Land zu verlassen; aber man muß auch Juarez, dem die letzte Entscheidung zustand, in Erwägung der damals obwaltenden Zustände, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seit Generationen hatten Usurpatoren es als Sport betrachtet, die Herrschaft in Mexiko an sich zu reißen. Wenn auch von dem entthronten Kaiser nichts zu befürchten gewesen wäre, so blieb die Gefahr für Bedrohung der Freiheit doch bestehen. An Beispielen fehlte es nicht. Yturbide war nicht vergessen; in neuester

Zeit hatte der aus Neapel vertriebene Exkönig beider Sizilien in Rom eine Regierung gebildet, die von Spanien anerkannt wurde. Außerdem kannte niemand so gut wie Juarez die Gefahr für den Staat, die in fortgesetzter Anarchie lag. Er durfte nicht in dem reiflich erwogenen Entschlusse schwankend werden, es war seine Pflicht fest zu bleiben, und daß er den Vollzug des Urteils hinausschob, geschah nur, um nicht unziemlicher Hast beschuldigt zu werden; das Urteil wurde am 19. Juni vollstreckt. Als für Maximilian die Sonne zum letztenmale unterging, saß er in seiner kleinen Zelle am Schreibtische und verfaßte die hier mitgeteilten Briefe, die uns einen Einblick in sein Inneres gestatten.

Nur 35 Jahre hatte sein Leben gewährt. Wie viel bitteres Leid mußte er erfahren! Betrug und Verrat, Enttäuschungen schwerster Art hatte er zu überwinden und zuletzt traf ihn noch der tiefe Schmerz über die Erkrankung seiner heißgeliebten Gattin. Ihm blieb nichts, was ihn an das Leben fesselte, auch die Heimkehr in sein Vaterland wäre für ihn mit den peinvollsten Erinnerungen verknüpft gewesen; überall hatten Mißerfolge ihn begleitet, er hinterließ keinen Erben, der mehr vom Glück begünstigt, seinen Namen zu neuen Ehren hätte bringen können. Mit seinem Gott allein hielt er in den einsamen Nachtstunden die letzte Abrechnung. Alles Unentschiedene, Schwankende war jetzt abgestreift und die edle, würdevolle Ruhe, mit der er dem Tode ins Auge sah, machte auf alle, die ihm in den letzten Augenblicken nahe waren, einen unauslöschlichen Eindruck. Um halb 4 erhob Maximilian sich und kleidete sich sorgfältig an; um 5 Uhr wohnte er mit den beiden Generalen Miramon und Mejia der letzten Messe bei. Eine Stunde später trat Hauptmann Gonzalez in seine Zelle; ehe er aber noch ein Wort geäußert hatte, sagte der Kaiser: „Ich bin bereit!“ und trat in den Korridor, wo ihn seine Diener weinend umringten und ihm die Hand zum Abschied küßten. „Faßt euch“, sagte er, „ihr seht, ich bin ruhig. Mein Tod ist Gottes Wille, dagegen sind wir machtlos!“ Dann ging er in die Zellen der beiden Generale, umarmte sie und sagte ihnen Lebewohl. Eine starke Eskorte geleitete darauf den traurigen, kleinen Zug in die von strahlendem Sonnenscheine erfüllten Straßen. „Was für ein herrlicher Tag! ich habe mir immer gewünscht an einem solchen zu sterben!“ bemerkte der Kaiser und atmete tief die erfrischende Morgenluft ein. Mietskutschen führten sie zu der kleinen Anhöhe am Fuße der Abhänge des Cerro de las Campanas, man nennt sie „Berg der Glocken.“ Hier, ganz nahe der Stelle, wo Maximilian sich ergeben hatte, sollte das Urteil vollstreckt werden.



Marschall Bazaine

Truppen schlossen von drei Seiten einen viereckigen Platz ein. Die Verurteilten gingen mit festen Schritten zu einer Ziegelmauer, gegen die sie sich lehnen sollten. Maximilian verweigerte es, sich die Augen verbinden zu lassen, er wollte frei dem Tode ins Antlitz schauen. Man wies dem Kaiser den Platz in der Mitte an; er zögerte einen Augenblick, dann wandte er sich zu Miramon und sagte: „Ein tapferer Soldat muß auch im letzten Augenblick noch von seinem Monarchen geehrt werden, erlauben Sie, daß ich Ihnen den Ehrenplatz einräume." Eine große Volksmenge hatte sich eingefunden, die feierliche Stille wurde nur durch das Schluchzen der Frauen unterbrochen. Miramon erhob Einspruch gegen die Anklage des Landesverrates. „Ich war niemals ein Verräter, und ich verlange, daß meine und meiner Kinder Ehre nicht durch diese falsche Anschuldigung befleckt wird." „Es lebe Mexiko! Es lebe der Kaiser!" Hochaufgerichtet erwartete er die tödliche Kugel. Mejia, kaltblütig wie immer, schaute sich mit stoischem Gleichmute um. Maximilian richtete eine kurze, zündende Ansprache an das Volk: „Mexikaner, Leute meines Ranges und meiner Herkunft sind von Gott dazu bestimmt, entweder Wohltäter des Volkes zu werden oder als Märtyrer zu sterben. Durch den Willen eines großen Teils von euch hierher berufen, kam ich mit der Absicht zu euch, für das Wohl des Landes zu sorgen. Nicht ehrgeizige Wünsche lockten mich hierher, mich beseelte das innigste Verlangen meinem neuen Heimatlande Gutes zu erweisen, und auch meinen Soldaten, denen ich noch vor meinem Tode für alle mir dargebrachten Opfer danke. Mexikaner, mag mein Blut das letzte sein, das für das Wohl des Landes vergossen wird; sollte dieser aber noch mehr erfordern, so soll das Blut eurer Söhne nur für Edles, Großes hingegeben werden, niemals um des Verrates willen. Es lebe die Unabhängigkeit! Es lebe Mexiko!" Der Kaiser trat einen Schritt vor, der kommandierende Offizier rief ihm zu: „Atras!" (zurück!) Maximilian sagte ruhig, er wollte nur jedem der Leute zum Andenken eine Goldunze (20 Pesos) geben; dann bat er sie, nicht auf das Gesicht, sondern auf das Herz zu zielen, damit seine Mutter ihn noch erkennen könnte, wenn seine sterblichen Überreste nach Österreich gebracht würden. Er kreuzte die Hände auf der Brust und sah fest die Soldaten an. Leichte blaue Rauchwölkchen stiegen in die Luft empor, fünf Schüsse waren gefallen, der Kaiser lag auf der rechten Seite. Die Kugeln hatten ihn tödlich getroffen, aber er bewegte sich noch leicht; der kommandierende Offizier legte ihn auf den Rücken und stieß ihm sein Schwert in das Herz. Die Leichen der beiden Generale wurden ihren Verwandten übergeben; Maximilians irdische Hülle

wurde in dem Kloster San Teresita einbalsamiert, bis sie nach manchen Schwierigkeiten ihre letzte Ruhestätte in der Krypta der Kapuzinerkirche in Wien fand.

An dem Morgen vor seinem Tode schrieb Maximilian folgenden würdevollen Brief an Juarez:

„Queretaro, den 19. Juni 1867.

Señor Don Benito Juarez!

Angesichts des Todes, den ich erleide, weil ich versuchte, durch neue politische Institutionen die blutigen Bürgerkriege zu beenden, die so viele Jahre lang das unglückliche Land verheerten, — bekenne ich, daß ich mein Leben mit Freuden opfere, wenn ich dadurch etwas zu dem friedlichen Gedeihen meines neuen Heimatlandes beitrage. Fest davon durchdrungen, daß auf einem blutgetränkten, durch die heftigsten Erschütterungen bewegten Boden kein fester Bau aufgerichtet werden kann, flehe ich Sie feierlichst und mit der in meiner Lage selbstverständlichen Aufrichtigkeit an, daß Sie mit derselben Ausdauer, mit der Sie Ihre jetzt siegreiche Sache führten — einer Ausdauer, die ich in glücklicheren Tagen voll Bewunderung anerkannte und schätzte —, sich nun der edleren Aufgabe widmen möchten, Frieden zu stiften und dadurch einen festen, dauernden Grund zu dem späteren Gedeihen des Staates zu schaffen.

Maximiliano."

Auch seine Advokaten vergaß er nicht, die zwar nicht seine Freisprechung erlangen konnten, aber alles aufgeboten hatten, die Reinheit seiner Absichten klarzulegen.

„Im Capuchinas Gefängnisse,
Queretaro, den 18. Juni 1867.

Mein lieber Riva Palacio!

Die Ausdauer und Energie, mit der Sie, wie man mir sagte, in San Luis Potosi meine Verteidigung geführt haben, die Anstrengungen, die Ihnen diese Aufgabe bei Ihrem Alter und Ihrer zarten Gesundheit brachten, veranlassen mich, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für Ihre treuen Dienste auszusprechen, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden. Gern hätte ich Ihnen mündlich gesagt, wie dankbar und zugetan ich Ihnen bin, und Ihnen die Bitte ans Herz gelegt, in Ihren Gebeten zu gedenken Ihres Ihnen wohlgeneigten Freundes

Maximiliano."

Der letzte kurze, unendlich traurige Brief war an seine geliebte Charlotte gerichtet.

„Queretaro, den 18. Juni 1867.

Meine teure, inniggeliebte Charlotte!

Wenn Gott es will, daß Du wieder gesund wirst und diese Zeilen lesen kannst, wirst Du erfahren, wie grausam mich das Geschick seit Deiner Abreise nach Europa verfolgt hat. Meine Hoffnungen sind durch so viele unerwartete Ereignisse und bittere Enttäuschungen vernichtet, — so daß der Tod für mich mehr eine Erlösung, als ein schwerer Kampf ist. Ich falle ruhmvoll wie ein tapferer Soldat, wie ein König, zwar besiegt, aber mit unbefleckter Ehre. Wenn Deine Leiden zu groß sind, wird Gott Dich bald mit mir vereinen, und ich will seine Hand segnen, die so schwer auf uns geruht hat. Lebewohl, lebewohl!

Dein armer Max."

Dem beklagenswerten Kaiser, der diese herzbewegenden Worte an seine geisteskranke Gemahlin richtete, hatte sich am letzten Morgen Mexiko noch einmal im Glanze seiner Schönheit, seines Reichtums gezeigt. Die Sonnenstrahlen beleuchteten die goldenen Kuppeln; sie spielten auf den purpurnen und blauen, den gelben und orangefarbenen Dachziegeln aus Puebla, die viele Kirchen in Queretaro schmücken, — eine traurige Erinnerung an den verhängnisvollen Kampf bei jener Stadt. Die zweite Maisernte war noch nicht geschnitten, noch hatte die Sommerhitze das Grün nicht gebräunt. Überall schaute er blühendes Leben, reiche Fülle im Angesichte des nahen Todes.

Drei kleine Kreuze bezeichneten die Stelle, wo der Kaiser aus fernem Lande sein Leben aushauchte. Dreißig Jahre später ließ Kaiser Franz Joseph zum Andenken daran dort eine unscheinbare Kapelle errichten, und im April 1901 entsandte er den Prinzen Khevenhüller und den Fürsten Fürstenberg, um die Kapelle feierlich zu weihen. Als General Diaz davon hörte, erwies er den Abgesandten des Kaisers alle möglichen Ehren; er ließ sie durch seinen eigenen Sonderzug von Vera Cruz abholen und ehrte so auch das Andenken seines kaiserlichen Gegners und Vorgängers in der Regierung des Landes.

Vierzehntes Kapitel.

Die Übergabe von Mexiko.

Der Kaiser war seit zwei Tagen tot, die republikanische Regierung anerkannt die einzige im Lande, — und noch immer war die Übergabe von Mexiko nicht erfolgt. Als Ursache dieser Verzögerung kann man nur annehmen, daß viele in der Stadt, die sich zuzeiten der Not verräterisch von der Republik losgesagt, jetzt guten Grund hatten, die Folgen ihres Tuns zu fürchten. Sie wollten noch vor der Übergabe alles daran setzen, für sich so günstige Bedingungen als möglich zu erwirken. Aber General Diaz war entschlossen, einzig und allein auf bedingungslose Übergabe einzugehen; er wußte, daß diese erfolgen mußte, unterließ es daher auch durch einen Sturm unnütz Menschenleben zu opfern. Er schreibt: „Aus den mir häufig von Kommandeuren gemachten Vorschlägen, die mir die Einnahme von Mexiko erleichtern sollten, erkannte ich die in der Stadt herrschende vollständige Demoralisation."

Über eine Unterredung mit General Tomás O'Horán während der ersten Zeit der Belagerung, schreibt Diaz:

„O'Horán erbot sich, mir die Stadt zugleich mit Marquez und den anderen Offizieren zu überliefern mit der einzigen Bedingung, ihm durch einen sicheren Geleitschein die Flucht aus dem Lande zu ermöglichen. Der Geleitschein für den Elenden war ein geringer Preis für ein so hohes Angebot, aber ich wollte keine Übergabe unter Bedingungen, die Anlaß zu künftigen, für die Republik wenig ehrenvollen Erörterungen hätten geben können.

„Bedingungslose Übergabe" war Diaz' einzige Antwort; dieselbe erhielt auch General Don Ramón Tavera, den Marquez absandte mit dem Angebote, die Stadt unter noch nicht genannten Bedingungen übergeben zu wollen, natürlich hätte die erste wohl seine eigene Sicherheit betroffen. Diaz schreibt: „Der Mangel an Lebensmitteln gestaltete die Lage in der Stadt immer schwieriger; während dort die Truppenzahl sich stetig ver-

ringerte, nahm sie bei mir ansehnlich zu, denn ich erhielt täglich Verstärkungen aus Queretaro, so daß ich nach Beendigung der Belagerung über 28000 Mann Heerschau halten konnte."

Marquez verschwand plötzlich ganz heimlich aus der Stadt und entzog sich so der Rache des durch seine verübten Grausamkeiten gegen ihn aufgereizten Volkes. Wunderbar ist es, daß er unerkannt davonkam, da eine häßliche Narbe quer über sein Gesicht ging und die Verkleidung erschwerte. Er entfloh nach Havanna und blieb fortan unschädlich.

Auch durch Vermittlung des amerikanischen Generalkonsuls versuchte man Diaz für eine Übergabe unter gewissen Bedingungen zu gewinnen. General Diaz schreibt darüber:

„An dem Tage nach meiner Unterredung mit ihm sandte mir General Don Ramón Tavera Herrn Marcos Otterbourg, den Generalkonsul der Vereinigten Staaten, der mir Taveras Anerbieten nochmals vortragen sollte. Ich empfing Herrn Otterbourg selbst in Chapultepec, sagte ihm aber, ich riete ihm gar nicht aus dem Wagen zu steigen, seine Vorschläge wären für mich unannehmbar, ich bereitete soeben eine Attacke auf die Stadt vor und könnte ihm nur fünf Minuten zu schleuniger Abfahrt lassen; falls sein Wagen nach Verlauf dieser Zeit noch hier wäre, würde mein Geschützfeuer ihn treffen. Ich wartete aber, bis er hinter die Statue Karls IV. und in Sicherheit war, ehe ich Befehl gab, das Feuer zu eröffnen und ehe ich die Kolonnen vorrücken ließ." Wie General Diaz es vermutet, genügte das erste Anzeichen der bevorstehenden Erstürmung, um die Übergabe herbeizuführen.

„Der Wachtposten aus Chapultepec meldete mir, daß von einem der Türme der Kathedrale eine weiße Flagge wehte. Sofort ließ ich das Schießen einstellen, jetzt erschienen gleiche Fahnen auf allen Verschanzungen rundum. Ein Wagen, der auch die weiße Flagge trug, näherte sich uns. Die Generale Miguel Peña, Diaz de la Vega, Palafox und ein vierter, dessen Namen ich vergessen habe, saßen darin; im Namen des Generals Tavera sollten sie mir die Stadt zur Verfügung stellen; von Marquez hatten sie seit dem Tage vorher nichts gehört oder gesehen. Ich sandte ihnen General Alatorre mit der Weisung entgegen, nichts als bedingungslose Übergabe anzunehmen. Die Abgeordneten setzten die Bestimmungen für die Übergabe auf, General Tavera und ich bestätigten sie noch an demselben Tage. Ich meldete General Tavera durch seine Generale, daß ich mit Tagesanbruch von der Stadt Besitz ergreifen würde, bis dahin behielte er das Kommando und volle Verantwortung für die Sicherheit und Un-

antastbarkeit alles Eigentums in der Stadt. Hier folgen die Kapitulationsbedingungen:

„Der Brigadegeneral der republikanischen Armee, Bürger Don Ignacio R. Alatorre ist durch den kommandierenden General der aktiven Armee, Bürger Porfirio Diaz, dazu ernannt die Bestimmungen für die Übergabe der Stadt Mexiko mit den durch den General Don Ramón Tavera dazu ernannten und ermächtigten Generalen der kaiserlichen Armee, Don Miguel Peña, Don Carlos Palafox und Don Manuel Diaz de la Vega in aller Form festzusetzen. Sie lauten:

1. Die Feindseligkeiten sind einzustellen bis nach erfolgter Ratifikation dieses Vertrages.

2. Der Bürger, General Diaz, verbürgt sich, Leben, Eigentum und Freiheit der friedlichen Bewohner der Stadt zu schützen.

3. General Tavera hat eine aus drei Mitgliedern bestehende Deputation zu ernennen, die die Stadt General Diaz übergeben sollen, und zwar: einen Beamten des Schatzamts für sein Departement, einen General für die kaiserlichen Truppen und einen Artilleriekommandeur für die Kriegsvorräte. Der General bleibt Chef des Stabes. Eine gleich große Abordnung soll durch den Bürger, General Diaz ernannt werden, um die bezüglichen Deputierten zu empfangen.

4. Die kaiserlichen nationalen Truppen sollen ihre Stellungen verlassen, sich in der Stadt versammeln und sich zur Unterwerfung bereit halten. Schenets Truppen sollen in San Pedro und San Pablo, die andern im Palaste untergebracht werden. Die Generale, Kommandeure und anderen Offiziere behalten ihre Degen und begeben sich zu der ihnen vom Kommandierenden General bestimmten Zeit nach den ihnen angewiesenen Orten; dort verbleiben sie, bis sie durch General Diaz Instruktionen über ihre fernere Verwendung erhalten.

Obige Bestimmungen sollen zu der festgesetzten Stunde in Kraft treten, gemäß der Ratifikation dieses Vertrages, von dem zwei Abschriften anzufertigen sind.

Chapultepec, den 20. Juni 1867.

(Unterschriften)

J. R. Alatorre. Miguel Peña. Carlos Palafox. M. D. de la Vega.

Den Vertrag genehmigt: Porfirio Diaz. Ramon Tavera.

Wie sorgfältig und wohlüberlegt General Diaz stets seine militärischen Pflichten erfüllte, beweisen auch folgende Aufzeichnungen: „Ich behielt mir die Besetzung der Stadt für den Tag nach Unterzeichnung der Kapitulation vor. Um Plünderung und Beschlagnahme der noch vorhandenen Kriegsvorräte zu hindern, bestimmte ich, daß alle Militär- und Zivilwachen auf

ihren Posten bleiben sollten, bis von mir dazu ermächtigte Leute sie ablösten. Ich bildete aus den Bataillonen der Oaxacareiter, die ich als besonders zuverlässig kannte, eine Polizeitruppe. Nach einem Stadtplane bezeichnete ich Plätze, die sie besetzen mußten, Patrouillen wurden ausgesandt, so daß nicht ein einziges Haus unbeobachtet blieb. Noch ein anderes Oaxacaer Bataillon und die Schwadron Juarez wurden in der Stadt verteilt, um jeden etwaigen Aufruhr sofort zu unterdrücken. Erst nachdem diese Anordnungen befriedigend in die Wege geleitet waren, ließ ich Truppen einrücken."

So vollzog sich am 21. Juni 1867 ohne jede Störung, ohne Blutvergießen die Einnahme von Mexiko; alle Militär- und Zivilbeamten, alle Bewohner, die sich an der Verteidigung beteiligt hatten, wurden zu Gefangenen gemacht.

„Als weitere Vorsichtsmaßregel ordnete ich an, daß der Belagerungsring vollständig geschlossen bleiben sollte und niemand ohne einen schriftlichen Erlaubnisschein aus dem Hauptquartier die Stadt betreten oder verlassen durfte. Die Kaiserlichen in den entfernteren Stellungen warteten nicht, wie ich es angeordnet hatte, ab, bis meine Soldaten sie ablösten, sondern sie warfen ihre Waffen und Munitionsvorräte fort und versteckten sich. Die einzigen Gefangenen, die in den ersten Stunden nach der Besetzung der Stadt sich ergaben, waren General Tavera und einige Offiziere und Mannschaften. Darauf erließ ich eine Proklamation, in der ich bekannt machte, daß alle Generale und andere Offiziere der kaiserlichen Armee sich als Kriegsgefangene zu ergeben und sich an bestimmten Orten, die ich ihnen dem Range gemäß als zeitweilige Gefängnisse anwies, einzufinden hätten; eine Umgehung des Befehls zöge schwere Bestrafung nach sich. Ähnliche Aufforderungen stellte ich an alle Minister, Räte und Departementschefs der kaiserlichen Verwaltung; ich gestattete ihnen eine Frist von 24 Stunden. Als die Frist verstrichen war, hatten nur wenige dem Befehle Folge geleistet. Darauf sandte ich Truppenabteilungen aus, die in der Stadt alle, die sich dieser Proklamation widersetzt hatten, ausfindig machen und verhaften sollten. Einer der ersten, der in seinem Schlupfwinkel entdeckt wurde, war General Don Santiago Vidaurri, Chef des kaiserlichen Kabinetts und im Falle des Todes von Maximilian, Mitglied der Regentschaft; mit Marquez hatte er Queretaro verlassen und ihm in Mexiko als sein Chefadjutant bis zum Ende der Belagerung zur Seite gestanden. Früher im Dienste der Republik, hatte er im Augenblicke höchster Not sein Vaterland treulos verraten, indem

er eine Truppe Kaiserlicher in Monterrey gegen den Präsidenten Juarez führte, der mit seiner Eskorte allein diese Stadt verteidigte.*)

„Als mir seine Verhaftung gemeldet wurde, befahl ich, ihm die Waffen abzunehmen und ihn nach erfolgter Feststellung seiner Persönlichkeit sofort erschießen zu lassen. Diese strenge Bestrafung hatte er sich durch seine Widersetzung gegen die in der Proklamation verkündeten Befehle, wie auch durch seinen Anteil an der Verlängerung des Krieges zugezogen, sie sollte allen, die meinen Befehlen nicht gehorchten, als warnendes Beispiel dienen. Ich gewährte den Gefangenen noch eine Bedenkzeit von zwölf Stunden und ordnete an, daß die Polizeitruppen so lange ihre Nachforschungen einstellen sollten.

„Diese Maßregel und das an Vidaurri aufgestellte Beispiel genügten, denn jetzt ergaben sich alle Kommandeure der Armee und die höchsten Beamten der Zivilverwaltung ohne weitere Schwierigkeiten. Nur Marquez und O'Horán fehlten, aber letzterer wurde verhaftet, als Juarez in Mexiko eingezogen war. In Anerkennung der mir durch Baron Chismadia erwiesenen Liebenswürdigkeiten und seiner rücksichtsvollen Behandlung während meiner Gefangenschaft in Puebla, gestattete ich Prinz Khevenhüller, seine Waffen und den Oberbefehl über die österreichischen Truppen noch drei Tage zu behalten. Sie mußten sich auf Ehrenwort verpflichten, die ihnen im Nationalpalaste angewiesenen Quartiere nicht zu verlassen; nach einigen Tagen ordnete ich an, daß der Prinz die Waffen und Pferde ablieferte, und ich verhalf ihm zu geeigneten Transportmitteln bis Vera Cruz, wo er sich nach Europa einschiffte."

Dreißig Jahre später, als Prinz Khevenhüller die zum Andenken Maximilians erbaute Kapelle einweihte, weilte er als Gast bei dem Präsidenten Diaz.

„Hauptmann Schenet, dem Kommandeur von etwa 200 Europäern, war Quartier in dem Kloster San Pedro und San Pablo angewiesen;

---

*) Vidaurri spielte eine hervorragende Rolle in dem politischen Leben in Mexiko, 1855 wurde er als Kandidat für die Präsidentschaft aufgestellt. Man hielt ihn für einen treuen Anhänger der Republik; im Reformkriege kämpfte er für Juarez gegen die Reaktionären und brachte General Miramon bei Ahuluco eine schwere Niederlage bei. Während er republikanischer Gouverneur von San Luis Potosi war, ging er zu Maximilian über, und sein Verrat wurde doppelt gefährlich, weil er in der Nähe des Sitzes der konstitutionellen Regierung blieb. Wenn Juarez und seine Minister sich aus ihrer sehr gefahrvollen Lage nicht durch die Flucht hätten retten können, wäre die Republik verloren gewesen.

auch er wurde nach Ablieferung der Waffen unter denselben Bedingungen wie Prinz Khevenhüller nach Vera Cruz transportiert und letzterer gestattete ihm und seinen Leuten die Überfahrt auf dem Schiffe ‚La Novara‘.“

Nachdem Diaz als kommandierender General seine Pflicht getan hatte, widmete er sich eifrig der Erledigung ungezählter Aufgaben, die nach dem langen Kriege der Lösung harrten. Die Finanzen des Landes waren in schlechtester Verfassung. Für die Verwaltung mußten neue Kräfte gesucht werden. Nach Maximilians Tode lagen vier Wochen lang fast 100000 Mann in der Umgebung der Hauptstadt im Quartier, denen man seit Monaten keinen Sold gezahlt hatte. Zu jener Zeit bestand die Armee aus etwa 200000 Mann; heutzutage, obwohl die Bevölkerung und der Verkehr in Mexiko bedeutend gestiegen sind, unterhält Diaz nur ein stehendes Heer von 30000 Mann. Als erste Pflicht betrachtete Diaz es, jeder Verbindlichkeit zur bestimmten Zeit gerecht zu werden. Seine in Oaxaca und anderen Oststaaten reichlich bewiesenen hohen Gaben als Verwaltungsbeamter und Finanzmann wandte er mit bedeutendem Erfolge an. Seine bekannte Lauterkeit und Rechtschaffenheit bewog reiche Mexikaner und sogar dort lebende Ausländer, ihm auf sein bloßes Wort Geld vorzustrecken, damit er die Soldaten auszahlen und nach Hause schicken konnte. Er sagt:

„Während der Belagerung von Mexiko gelang es mir, nicht nur meinen Truppen pünktlich den Sold zu verabfolgen, sondern auch in dem unter meinem Befehle stehenden Gebiete alle sonstigen Zahlungen zu leisten, ich behielt sogar noch einen kleinen Überschuß. Meine zu dem Zwecke verwandten Einkünfte bestanden aus den gewöhnlichen Staatssteuern und einigen besonderen, die ich sowohl solchen Bewohnern der Hauptstadt auferlegte, deren Besitz außerhalb der Grenzen Mexikos lag, als auch denen, die sich durch ihr Übertreten zu Maximilian bloßgestellt hatten und durch Konfiskation ihrer Güter dafür gestraft werden sollten. — Bei verschiedenen ausländischen Kaufleuten, besonders bei Bürgern der Vereinigten Staaten, machte ich außerdem durch Vermittlung ihres Generalkonsuls zwei bedeutende Anleihen, die eine von 50000 Dollars auf meinen persönlichen Kredit, die andere von 200000 Dollars auf Grund meiner Besetzung der Hauptstadt; beide Anleihen wurden zurückerstattet, ehe Präsident Juarez dort eintraf. — Trotz aller Fährnisse im Feldzuge, trotz des häufigen Wechsels der betreffenden Beamten konnte ich über alle mir anvertrauten Gelder genau Buch führen lassen. Die Rechnungslegung begann mit dem von Oberst

Visoso am 1. Oktober 1865 bei Tulcingo erbeuteten Gelde und schloß bei der Wiedereinsetzung der Bundesregierung in Mexiko am 15. Juli 1867."

Nun änderten sich die Verhältnisse; nicht nur Unteroffizieren und Gemeinen wurde der Sold gezahlt, sondern auch die seit vielen Jahren unterbliebenen Gehaltszahlungen an die Offiziere wurden geregelt; noch mehr — am Ende von Diaz' erster Amtsperiode hatte er begonnen, die „alcances", die den mexikanischen Offizieren versprochenen Vergütungen auszuzahlen. Mit der Zeit sind alle diese Schulden abgelöst, alle „alcances" bezahlt, nur ein Offizier — der Präsident der Republik — hat auf die ihm zu zahlende Vergütung, die jetzt viele tausend Dollars betragen würde, verzichtet.

Ungeheures Aufsehen erregte es, daß General Diaz, die Hoffnung des Landes, seine Entlassung einreichte, nachdem er durch die Wiedereroberung Mexikos für die Republik seinen vielen Ruhmestaten die Krone aufgesetzt hatte. Sein Gesuch lautete:

„Der kommandierende General der
republikanischen Ostarmee.

An den Kriegsminister.

Der glorreiche Krieg unseres Volkes gegen die Intervention eines auswärtigen Feindes ist nach sechsjährigen Kämpfen zu einem glücklichen Abschlusse gebracht, die Hauptstadt ist durch die Armee, die ich die Ehre habe zu befehligen, erobert — wie ich es Ihnen heute schon durch ein Telegramm gemeldet — und ich habe meine erste Pflicht erfüllt, indem ich diese Stadt der hohen konstitutionellen Regierung der Republik zur Verfügung stelle. — Nun erfülle ich meine zweite Pflicht, durch die Anzeige, daß ich in aller Form mein Amt als kommandierender General der Ostarmee niederlege, mit Rücksicht darauf, daß diese Stellung und die damit verbundene mir gewährte große Machtvollkommenheit weiterhin nicht mehr vonnöten sein wird. Ich sage dem Präsidenten und seinem Minister meinen ergebensten Dank für das mir bewiesene, mich ehrende Vertrauen und bitte meinen Nachfolger als Kommandeur der Truppen zu ernennen.

Gestatten Sie mir die Versicherung meiner tiefsten, ehrfurchtsvollsten Hochachtung. „Es leben die Unabhängigkeit und die Freiheit!

(Unterschrift) Porfirio Diaz."

Tacubaya, den 21. Juni 1867.

Dieser Entschluß traf alle Beteiligten wie ein Donnerschlag. Juarez vermied es, eine bestimmte Antwort vor seiner Rückkehr nach Mexiko zu

geben; als er nach etwa einem Monat in die Stadt einzog, wurde er von Diaz, den Truppen und der übrigen Bevölkerung mit stürmischem Jubel begrüßt. Eine der ersten Aufgaben, die der Präsident sich stellte, war die Reorganisation der Armee, und General Diaz ließ sich dazu bewegen, den Oberbefehl über die zweite Division zu übernehmen. Allgemein bekannt war die gegenseitige Hochschätzung, die Juarez und sein jüngerer Freund Diaz für einander empfanden; allein durch manche Ereignisse wurden die guten Beziehungen zwischen beiden getrübt. Den ersten Anlaß dazu gab die Entlassung von Männern, die Diaz in seinen Diensten als treue und besonders tüchtige Beamte schätzen gelernt hatte. Diaz kam aus Tochuacan, wo er mit seiner Division stand, nach Mexiko, um mit dem Präsidenten deshalb Rücksprache zu nehmen. Juarez nannte seine Gründe für die Entlassungen, lehnte es aber ab, seine Entscheidung zurückzunehmen; das Verhältnis blieb gespannt.

Während er die Hauptstadt belagerte, und tausend Sorgen auf ihm lasteten, tat General Diaz — vielseitig wie er war — einen Schritt, der auch seine nächsten Freunde aufs höchste überraschte, im Lager erregte er jubelnde Begeisterung — er verheiratete sich. Die Braut hieß Delfina Ortega y Reyes, und die Hochzeit wurde in dem Hause seines Kameraden Juan de Baz durch ein großes Ballfest gefeiert; die Wirtin machte die Frau seines Freundes, jene Señora de Baz, die, wie früher erwähnt, im Auftrage der Kaiserlichen Diaz Vorschläge wegen der Übergabe der Stadt überbracht hatte. —

Einige Begebenheiten aus Diaz' Leben mögen hier folgen, die seinen Charakter vortrefflich kennzeichnen, besonders sein entschiedenes, zielbewußtes Vorgehen, ohne viel Worte zu machen.

Als die Truppen von Queretaro nach der Hauptstadt marschierten, waren sie nicht wenig erstaunt, an Mauern und Bäumen, Zäunen und Ladentüren folgendes Plakat zu lesen:

Jeder, der etwas im Werte von 25 Cents aufwärts stiehlt, wird gehängt.

Der Weizen stand noch auf dem Halme, und die Soldaten schnitten sich davon, so viel sie brauchten — als Futter für die Pferde, als Streu für ihr Lager, sogar als Brennmaterial, um das Essen zu kochen. Sold

hatten sie nicht erhalten, und sie nahmen nun, was sie fanden, ohne zu bedenken, wie großen Schaden sie anrichteten. Das empörte General Diaz und veranlaßte ihn zu obiger Proklamation; zugleich ordnete er aber an, daß die unter seinem Befehle stehenden Soldaten alles zu ihrem Unterhalte Notwendige requirieren durften, aber nur gegen Empfangscheine, die später eingelöst werden sollten. Auf dem Marsche nach der Hauptstadt befand sich auch General N— mit etwa 2000 Mann; sie hatten während der Belagerung viele Pferde verloren, sie aber noch nicht ersetzen können, so waren viele Kavalleristen gezwungen, zu Fuß zu gehen und noch die Sättel zu tragen, was ihnen bei der Hitze manche Beschwerde machte. Daher durchstreiften mehrere Offiziere das Land, um Pferde aufzutreiben, wobei sie aber Diaz' Verbot, das sie mehr für einen Scherz ansahen, nicht beachteten. In einer Stadt nicht weit von Mexiko wurde General N— gemeldet, daß drei seiner Offiziere wegen Pferdediebstahls erschossen werden sollten. Entrüstet fragte der General, wer dazu den Befehl gegeben hätte. General Diaz, sagte man, weil sein Verbot mißachtet wurde. „Und wer soll den Befehl ausführen?" fragte der General. „Der Jefe politico", war die Antwort. Der Jefe politico ist eine wichtige Persönlichkeit, er ist Oberhaupt eines der Distrikte, in die der Staat zerfällt und besitzt etwa die Machtvollkommenheit eines Kriegsgerichtes. Unter seinem Befehl stehen sowohl aktive Soldaten als auch die Rurales. Der Regierung seines Staates ist er für Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich. Da General N— niemals etwas so Außergewöhnliches erfahren hatte, befahl er seinen Leuten, den Jefe gefangen zu nehmen und ihn gefesselt zu ihm zu führen. Bald darauf meldete sich bei ihm ein Mann, der den Arm in einer Binde trug. „Wer sind Sie?" fragte der General. „Ich bin der Jefe politico und habe die Befehle des Generals Diaz auszuführen, unter dem ich als Kommandeur stand — bei Puebla bin ich verwundet. Gegen Ihre 2000 Mann kann ich mit meiner kleinen Truppe nichts ausrichten, ich komme nur zu Ihnen, um Einspruch zu erheben.

Der General ließ aber den Jefe als Gefangenen inmitten seiner Soldaten marschieren, so kamen sie nach Guadalupe, wo General Corona schon mit einer großen Truppenmasse stand. General N— erwartete hier der Befehl, sich unverzüglich nach Mexiko zu General Diaz zu begeben. Er ritt ohne Aufenthalt in die Stadt, fand aber zu seinem Erstaunen schon den Jefe bei General Diaz; dieser bedankte sich bei dem Jefe für die pünktliche Ausführung seiner Befehle und fragte ihn, welche Strafe er General N— für

die Nichtachtung der Proklamation aufzuerlegen wünschte. „Als einzige Strafe wünsche ich, daß er sich bei mir entschuldigt", sagte der Jefe. „Tun Sie es sofort", befahl Diaz. Eine lange Pause trat ein, und Diaz wiederholte ernst die vier Worte: „Tun Sie es sofort!" Als der General noch zögerte, schlug Diaz mit der Hand auf den Tisch und rief mit Donnerstimme: „Sofort entschuldigen Sie sich!" General N— biß sich auf die Lippen und stammelte seine Entschuldigung. Mit einigen herzlichen Worten der Anerkennung und guten Wünsche für seine baldige Genesung entließ Diaz den Jefe; er hatte wieder den Beweis geliefert, daß er kein Unrecht duldete und selbst gegen seinen General, ohne viele Worte zu machen, scharf vorging.

Eine andere charakteristische Episode wurde kürzlich bei einer patriotischen Gedenkfeier in Chapultepec zu Ehren des Generals Bravo, eines Helden aus dem Unabhängigkeitskriege, von dem Redner des Tages Hon. Alfredo Chavero mit feinem Takte vorgetragen. Es handelte sich um einen im „Mexikanischen Herald" erschienenen Artikel von Diaz über Vorgänge nach der Erstürmung von Puebla, den ich wörtlich anführe: „Die gefangenen Generale baten mich um die Erlaubnis, ihre Angehörigen, bestimmte Geistliche und Notare sprechen zu dürfen, um letztwillige Verfügungen zu treffen. Ich ließ Schreibmaterial, Stempelpapier und alles Nötige in einige Zimmer bringen, in denen jeder von ihnen allein sich mit dem Geistlichen und dem Notare unterreden konnte; um 3 Uhr nachmittags waren sie mit der Beichte und der Aufsetzung des letzten Willens fertig. Eine halbe Stunde später führte ich sie persönlich, nur von meinen Adjutanten begleitet, nach dem bischöflichen Palaste, wo alle Gefangenen vom Oberst bis zum Leutnant abwärts — etwa 500 Offiziere — und auch die Bischöfe, die ebenfalls als Gefangene galten, versammelt waren. Ich erklärte ihnen, daß sie dem Gesetze nach der Todesstrafe verfallen wären, aber in Anbetracht der großen Zahl würde, meiner Meinung nach, die Regierung wohl Gnade üben. Nach Recht und Gesetz müßten sie bis zur Entscheidung in strenger Haft gehalten werden, aber da ich aus eigener Erfahrung wüßte, wie peinvoll das wäre, wollte ich ihnen diese Qual ersparen, wenn sie sich verpflichteten, sich sofort bei mir zu melden, sobald ich sie durch einen öffentlichen Aufruf dazu aufforderte. Dieses Zugeständnis machte ich nicht nur, um ihnen Qual zu ersparen, sondern auch, weil ich mit fester Zuversicht an den Sieg der Republik glaubte, — er war selbst dann sicher, wenn sie ihr Versprechen treulos brechen sollten. — Tief bewegt erklärten sich alle bereit, das Dokument

zu unterzeichnen, das ich ihnen laut vorlesen ließ. Jeder, der die Unterschrift abgegeben hatte, war frei. Einer der Gefangenen, Oberst Vital Escamilla, war zurzeit meiner Flucht aus Puebla Jefe politico in Matamoros Izucar gewesen. Als Graf Thun 10000 Dollars Belohnung jedem bot, der mich — lebend oder tot — ergreifen würde, versprach Escamilla in übergroßem Eifer noch 1000 Dollars aus seiner eigenen Tasche zuzuzahlen. Nun fürchtete er sich wohl, in meiner Gegenwart das Dokument zu unterzeichnen. Oberst Visoso, sein Freund und compadre, bat für ihn und wollte mich glauben machen, daß er nicht hier anwesend, sondern irgendwo in der Stadt von ihm versteckt sei. Ich kannte Escamilla nicht persönlich, aber jemand machte mich in dem Augenblick auf ihn aufmerksam. Ich rief laut Escamilla bei Namen und sagte ihm und Visoso, daß Escamilla frei wäre, sobald er das Dokument unterzeichnet hätte, und ich hoffte, er würde es tun, wenn die Reihe an ihn käme. Escamilla suchte seine Schuld von sich abzuwälzen, indem er sie auf Verleumdungen anderer zurückführte; ich sagte ihm aber, zufällig wäre das damals von ihm erlassene Rundschreiben in meine Hände gekommen, ich hätte es in meinem Taschenbuche. Indem ich es ihm überreichte, fügte ich hinzu, ich freute mich darüber, daß ich weder meinen Kopf verloren hätte, noch er die darauf gesetzten 1000 Dollars!"

Als ich Diaz eines Tages fragte, wann er zuerst den Gedanken faßte, Präsident zu werden, erwiderte er mir: „Niemals! Oberst zu werden, war einst mein höchster Ehrgeiz, die Stellung als Präsident erhielt ich aber, fast ohne es zu wollen, ich wurde ‚hinein getrieben' durch die Macht der Verhältnisse. Oft wundere ich mich selbst wie es kam." „Und doch sind Sie der Schöpfer des heutigen Mexiko!" sagte ich. „Das dürfen Sie nicht sagen," verwies er mich, „ich bin nur einer von vielen bedeutenden Männern, die an der Entwicklung des Staates gearbeitet haben, besonders ist Limantour hervorzuheben. Er ist nie hervorgetreten, er weigerte sich auch die Präsidentschaft zu übernehmen, als ich 1904 zurücktreten wollte, aber er ist hochbedeutend als Staatsmann, als Diplomat, als Finanzmann, er hat Großes für das Land getan." Und er fuhr fort noch andere zu rühmen, die ihn bei seiner Arbeit unterstützt haben. — Wer Diaz kennt, wird diese Äußerungen nicht mißdeuten, sondern sie für aufrichtige Wahrheit nehmen, denn der Kern seines Wesens ist Bescheidenheit, vor übertriebenen Lobeserhebungen empfindet er eine wahre Scheu.

Fünfzehntes Kapitel.

Diaz wird Präsident.

Diaz hatte Mexiko wiedererobert, und die rot-weiß-grüne Flagge der Republik weht seitdem stolz und unbestritten über der Stadt; die Truppen verehrten in ihm den Nationalhelden, und es erscheint auffallend, daß Diaz sich, da er auf dem Gipfel des Ruhmes stand, ganz von der Öffentlichkeit zurückzog und sich dem einfachen Leben eines Plantagenbesitzers in der Nähe seiner Vaterstadt hingab. Warum tat er das? Er war sich seiner Fähigkeiten und der Macht, die er im Lande besaß, wohl bewußt, aber er trat als jüngerer zurück, als der ältere Freund die Stellung endlich erreichte, die er lange verdient hatte. Zudem war, wie schon erwähnt, zwischen beiden Männern eine Spannung eingetreten, und während der Jahre 1867 bis 1872 wurde der Bruch vollständig, aber erst als Mißgriffe und Unfähigkeit zur nutzbringenden Leitung der Regierung drohten, das Land in seinen früheren Zustand zurückzubringen, trat Diaz wieder in Tätigkeit.

Zwischen Juarez und Diaz ist es schwer, einen Vergleich zu ziehen, ihre Naturen waren zu verschieden. Gemeinsam besaßen sie die unbesiegbare Liebe für Freiheit und Vaterland; für diese heiligen Güter war ihnen kein Opfer zu groß, für sie wagten sie das Leben, erlitten sie willig jahrelang Not und Entbehrung. Ein gemeinsames Ziel, gemeinsame Ideale bewogen sie zu den heißen Kämpfen, die mit dem Reformkriege begannen und erst mit Maximilians Tod ein Ende erreichten. Und niemals wurde es bezweifelt, daß Diaz stets in treuester Ergebenheit dem älteren Freunde zugetan war. Nun hatten sich ihre Ideale verwirklicht, eine konstitutionelle Regierung mit gleichen Rechten für alle war eingesetzt, und wenn auch Diaz als der bedeutendere Staatsmann das Land zu seiner heutigen Größe erhob, darf doch nicht vergessen werden, daß Juarez den Grund legte, auf dem er weiter baute.

Im August 1867 wurde durch eine in aller Form vorgenommene Neuwahl Juarez für die nächsten vier Jahre zum Präsidenten der Republik bestätigt. Seine Verehrer hatten Porfirio Diaz als Gegenkandidaten aufstellen wollen, aber er hatte es abgelehnt in den Kampf zu treten. Juarez begann nun seine dritte Amtsperiode, aber die erste mit unbeschränkter Machtvollkommenheit. Er war jetzt 62 Jahre alt; in Sturm und Not hatte er, der Befreier des Landes, unentwegt, felsenfest den Glauben an den Sieg der Republikaner aufrecht erhalten. Wie ein Held übernahm der alte Zapotecindianer, trotz aller überstandenen geistigen und körperlichen Anstrengungen mit ungebeugtem Mut, die schwere Aufgabe sein Land aus Not und Elend zu Ordnung und friedlichem Gedeihen zu führen, — eine Aufgabe, die höchste Anspannung der Kräfte eines jüngeren Mannes erforderte.

Was Juarez heiß erstrebte, war ihm nicht beschieden zu erreichen. Seine Präsidentschaft war kein Erfolg. In der Erregung über Maximilians Tod und durch böswillige Verleumdungen seiner Feinde irre geführt, machten viele in Europa sich ein ganz falsches Bild von Juarez. Er war keineswegs der halbwilde Indianer, der jeder feineren Bildung und Zivilisation abhold, seinen Gegner blutdürstig aus Rache dem Tode weihte. Wir haben schon gesehen, wie eifrig er sich als Jüngling dem Studium hingab. Dr. Noll*) sagt von ihm: „Er schrieb mit Leichtigkeit französisch und las englisch, konnte es freilich nicht sprechen. Im Landrecht war er wohl bewandert, besonders liebte er das Geschichtsstudium. Von der Universität in Oaxaca erhielt er das Diplom als Doktor des Zivilrechts; seine Schriften zeichneten sich als Muster von Klarheit und Genauigkeit aus." Ein hervorstechender Charakterzug von Juarez ist seine große Zurückhaltung; trotz unveränderter Höflichkeit im Umgange bewahrte er sich den stoischen Gleichmut seiner Rasse. Wenige Aussprüche von ihm sind erhalten, typisch ist für ihn der einfache schwarze Rock ohne jede Dekoration; er kennzeichnet den rechtlichen, allen äußeren Prunk verschmähenden Republikaner, im Gegensatz zu jenen mit Goldlitzen, Medaillen und Juwelen geschmückten Abenteurern, die durch Verrat, Trug und List ein halbes Jahrhundert lang die Herrschaft im Lande an sich gerissen hatten. Wenn er etwas für gut erkannt hatte, hielt er mit einem gewissen Starrsinn daran fest, nichts konnte ihn davon abbringen. Als Verkörperung der Rechtschaffenheit und edler Gesinnung nahm er einen hohen moralischen

*) „Vom Kaiserreiche bis zur Republik". Seite 285.



General Diaz

Standpunkt ein und verlangte ein gleiches von seinen Beamten. Herbe Enttäuschungen bereiteten ihm in dieser Hinsicht oft bitteren Kummer.

Juarez erkannte richtig, daß ein durch jahrelange Revolutionen der Zucht und Ordnung entwöhntes Land kein ersprießlicher Boden für liberale Reformen sein kann. Von ihm wurde vieles erwartet, was er bei dem augenblicklichen Zustande des Landes unmöglich leisten konnte, allein das feurige spanische Temperament wollte sich nicht mit Vertröstungen auf günstigere Zeiten hinhalten lassen, und allmählich begann sich der Geist der Unzufriedenheit zu regen. Im Bewußtsein der Reinheit seiner Absichten und sicher, später seine hohen Ziele zu erreichen, blieb Juarez, aller Opposition ungeachtet, bei dem von ihm als richtig erkannten Wege. Leider war er nicht glücklich in der Wahl seiner Mitarbeiter, wie wir es schon bei seinem Konflikt mit Diaz gesehen haben. Auf des Präsidenten ausdrücklichen Wunsch war Diaz noch einige Monate im Dienste geblieben, um an der Reorganisation der Armee mitzuarbeiten; als diese vollendet war, nahm er den Abschied, unter Verzicht auf Pension, um der Regierung, die je länger, desto weniger seine Zustimmung hatte, durch nichts verpflichtet zu sein. Juarez wußte sehr wohl, wie viel er durch das Ausscheiden des tatkräftigen Mannes verlor, und er versuchte alles, um ihn von seinem Entschlusse zurückzubringen. Als es ihm nicht gelang, bewilligte er im Mai 1868 seinen Abschied, aber mit voller Pension. „Das Land hat die gesetzliche Verpflichtung dazu“, sagte er, nicht die Regierung bewilligt die Pension, sondern das Gesetz gebietet sie“.

Diaz kehrte in seine Heimat zurück, wo er mit offenen Armen empfangen wurde; seine ganze Reise glich einem Triumphzuge, Feste wurden ihm zu Ehren gegeben, die Begeisterung erreichte den höchsten Gipfel und in Anerkennung seiner großen Verdienste schenkte ihm seine Vaterstadt das Landgut La Noria. Hier verlebte er mit seiner Frau mehrere Jahre reinsten häuslichen Glückes. Drei Kinder wurden ihm geboren und von seiner lieblichen Gattin mit treuester Muttersorge behütet; leider hatten er und die Kinder nur wenige Jahre das Glück, sie zu besitzen; sie wurde ihm durch einen frühen Tod entrissen. — Mit so großem Eifer und ungeteiltem Interesse wie er früher seinen Soldatenpflichten genügt hatte, widmete er sich jetzt der Landwirtschaft und besonders seinen Zuckerrohrplantagen. Er lernte viel in diesen Jahren, die Landwirtschaft studierte er berufsmäßig, erkannte die Leistungsfähigkeit des Bodens, die Vorteile der Bewässerung und manches andere, was für

ihn von praktischem Werte war, als er später zur Regierung kam. Am politischen Leben nahm er nicht tätigen Anteil, obgleich die liberale Partei ihn als ihr Haupt ansah. Die Unzufriedenheit gegen die Regierung wuchs und machte sich hier und da durch Widersetzlichkeiten bemerklich; aber den Erhebungen fehlte es an der rechten Organisation, und sie wurden bald unterdrückt. Santa Anna, der Mittelpunkt so vieler stürmischer Episoden in der mexikanischen Geschichte, kehrte zurück, wurde aber bald verhaftet und zum Tode verurteilt; allein es gelang ihm zu entfliehen und in sein Exil zurückzukehren. Diaz hielt sich von jeder Einmischung fern, um die Schwierigkeiten für Juarez nicht zu vergrößern. —

Die Dinge gewannen aber ein anderes Ansehen, als es im Jahre 1871 bekannt wurde, daß Juarez die Absicht hatte, sich noch einmal zum Präsidenten wählen zu lassen. Die Erregung im Lande wuchs, selbst die nächsten Freunde von Juarez, die bisher großmütig für manches Unberechenbare in seinen Handlungen eingetreten waren, redeten ihm von seinem Vorhaben ab, das zu keinem guten Ende führen könnte. Während seiner letzten Amtsperiode waren nur wenige der Gefahren beseitigt, die dem Staate drohten; das hatte die fortschrittlichen Liberalen gegen ihn in hohem Grade aufgereizt. Die noch vorhandene kleine Partei der alten Konservativen und Reaktionären hofften aus einem Aufstande Vorteil zu ziehen, und es fehlte nicht viel, so wären die alten Kämpfe von neuem losgebrochen. Juarez aber beharrte in dem Glauben, daß es seine Pflicht wäre, auch fernerhin die Zügel der Regierung zu führen. Als Gegenkandidat wurde Sebastian Lerdo de Tejada aufgestellt. Jetzt trat Porfirio Diaz aus seiner Zurückgezogenheit heraus, und der ganze Süden jubelte ihm begeistert zu, als auch er eine Kandidatur für die Wahl annahm. Ein heftiger, erregter Wahlkampf begann; der Kongreß trat am 16. September zusammen; vier Wochen später wurde die durch Stimmenmehrheit erfolgte Wiederwahl von Juarez bekannt gemacht. —

Indem er den Ereignissen vorgriff, hatte im September der Gouverneur von Nuevo-León General Diaz als Präsidenten einer neuen Regierung verkündet, in anderen Landesteilen erschienen „Pronunciamentos“, aber alle diese Versuche, gewaltsam eine neue Regierung einzusetzen, wurden erfolgreich unterdrückt. Am 8. November 1871 erließ Diaz von seinem Landgute aus den als den „Plan von Noria“ bekannten, berühmten Protest, der die durch die Verfassung von 1857 versprochenen, aber nicht durchgeführten Reformen verlangte. Ein Manifest schlug die Einberufung einer „Versammlung von Notabeln“ vor, um eine neue Regierung zu bilden, in der

Zwischenzeit sollte General Diaz den Oberbefehl über die Armee übernehmen. Diaz verließ den Süden, das Hauptzentrum der Bewegung, im Frühling des nächsten Jahres und begab sich nach dem Norden, nach Chihuahua. Da nahmen die Dinge eine unerwartete Wendung.

Am 18. Juli 1872 war nach nur eintägiger Krankheit der Präsident Juarez einem Herzleiden erlegen! Das plötzliche Hinscheiden des bedeutenden Mannes machte für den Augenblick allem Hader ein Ende. In der Landeshauptstadt in dem Pantheon San Fernando erfolgte die Beisetzung. An Juarez' Todestage findet dort noch jetzt jährlich eine Feier statt, bei der es der Jugend Mexikos an das Herz gelegt wird, das Andenken des großen Zapotecindianers hochzuhalten, der ein Leben voll unermüdlicher, ernster Arbeit der Wohlfahrt seines Volkes gewidmet hatte.

Der mexikanischen Verfassung gemäß tritt bei dem Tode des Staatsoberhauptes der Republik, der Präsident des höchsten Gerichtshofes provisorisch an dessen Stelle; das sollte der Gefahr vorbeugen, daß der erste beste, der Anhang hatte, sich die Diktatur anmaßte. So folgte Lerdo de Tejada Juarez in der Regierung, und in der Hauptstadt blieb alles ruhig. Auch die Erhebung im Lande ließ nach, und General Diaz kehrte nach Oaxaca zurück. Was Lerdo de Tejada als Verwaltungsbeamter leisten konnte, war wenig bekannt, aber er genoß den wohlverdienten Ruf eines treuen Patrioten. Er hatte Juarez in allen schweren Jahren, als die Regierung von Ort zu Ort flüchten mußte, treulich zur Seite gestanden. Als Politiker teilte er, von Juarez beeinflußt, ganz dessen Ansichten; als bedeutender Advokat und Rechtsgelehrter stand er sympathisch den Forderungen gegenüber, die immer dringender die Verwirklichung des Reformprogramms verlangten. Eine allgemeine Amnestie befestigte seine Stellung, und bei der im Spätherbste stattfindenden Wahl wurde er ohne großen Widerspruch zum Präsidenten für vier Jahre ernannt. Diaz war dieses Mal zurückgetreten. Hätte Ehrgeiz seinen Patriotismus überwogen, so wäre für ihn kein Augenblick günstiger zu einem „Pronunciamento" gewesen. Er tat aber nichts, um die Schwierigkeiten für Lerdo zu erhöhen; nicht Übelwollen gegen Juarez, nur Sorge um das Vaterland hatte ihn dazu bestimmt, gegen eine Wiederwahl Juarez' zu wirken; sobald diese Gefahr durch den Tod des Präsidenten beseitigt war, erkannte er sofort Lerdos Recht an, Juarez in der Präsidentschaft zu folgen; er trat von der Kandidatur zurück und gebrauchte seinen Einfluß, um die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten. Einen Monat nach der Wahl machte Diaz einen Besuch in der Hauptstadt und wurde dort Gegenstand allgemeiner Huldigungen. Überall nannte man

ihn als den künftigen Präsidenten, verschiedene Staaten verliehen ihm hohe Auszeichnungen, das leicht eindrucksfähige Volk konnte sich nicht genug tun, seinen Liebling, den ruhmvollen Helden, zu feiern. Lerdo mochte wohl in einer Regung der Eifersucht gefühlt haben, daß ihm der in den Augen des Volkes so schwerwiegende Ruhm eines Kriegshelden fehlte, aber er bot Diaz, vielleicht um den allgemeinen Wünschen entgegenzukommen, hohe Staatsstellen an, und als er sie ablehnte, eine diplomatische Mission nach dem Auslande; aber ungeachtet der Bitten seiner Freunde, zog Diaz es vor, sich seine Unabhängigkeit zu bewahren, und er begab sich wieder auf sein Landgut zurück.

Lerdo de Tejada konnte nicht unversehrt die Feuerprobe einer mexikanischen Präsidentschaft vor 35 Jahren bestehen. Es erregte den Unwillen der Fortschrittspartei, die immer mehr ihre Hoffnungen auf Diaz setzte, daß Lerdo viele von Juarez' Räten im Amte ließ. Von verschiedenen Seiten begannen Wühlereien, um Lerdos Stellung zu untergraben, trotzdem vergingen die Jahre seiner Präsidentschaft nach außen hin friedlich; wenn sie auch keine bemerkenswerten Leistungen für die Volkswohlfahrt auszeichnen, begann das Land sich doch allmählich von den Verheerungen des Krieges zu erholen. Dieser anscheinende Fortschritt und eine Unterschätzung der Stärke seiner Gegner veranlaßten Lerdo am Schlusse seiner Amtsperiode Schritte zu tun, um sich die Wiederwahl zu sichern. Da durchbrach aber der lange zurückgedämmte Strom alle Schranken. Nicht ohne Grund suchten die Staatsmänner bei dem Entwerfen einer Verfassung für die spanisch-amerikanischen Republiken eine Wiederwahl des gegenwärtigen Präsidenten auszuschließen; denn wenn sie gesetzmäßig gestattet wurde, konnte ein Diktator ohne große Schwierigkeit die Abstimmung so lenken, daß er seine Stellung behauptete, wenn nicht Waffengewalt ihn daraus vertrieb. Politische Wahlen wurden oft in der empörendsten Weise gehandhabt, Beispiele dazu lieferten die südamerikanischen Republiken und auch Mexiko unter der Herrschaft Santa Annas. Die ernste Gefahr war bei der 1857 entworfenen Verfassung sehr richtig erkannt und einer der Hauptpunkte sollte das Verbot einer Wiederwahl des Präsidenten enthalten; aber die so dringend gewünschte Neugestaltung der Gesetze war noch immer unterblieben. Es ist unnötig, alle Anschuldigungen zu wiederholen, mit denen Lerdo von seinen Feinden überhäuft wurde; sie ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Hauptgrund der Erregung gegen ihn bestand aber nicht in der Furcht vor einer fortgesetzten schwachen Regierung, sondern in der Empörung über seinen

Versuch, entgegen den mit aller Kraft angestrebten Reformgesetzen der provisorischen Verfassung, eine Wiederwahl durchsetzen zu wollen. Die Regierung, die immer mehr zur Reaktion neigte, zählte Diaz natürlich auch zu den Männern, die ihr gefährlich werden konnten. Mexiko war wieder reif für eine Revolution, und sie ließ nicht lange auf sich warten.

Diaz verließ im Winter 1875 den Staat Oaxaca, ging nach Vera Cruz und segelte am 5. Dezember auf der „Corsika" nach den Vereinigten Staaten; er wollte im Norden Mexikos die Leitung übernehmen; einer seiner tatkräftigsten Anhänger war jetzt General Gonzalez, der bittere Erfahrungen unter Lerdos Regierung gemacht hatte. Noch während ihrer Seereise erließ General Hernandez den „Plan von Tuxtepec" und marschierte an der Spitze von 2000 schlecht bewaffneten Truppen nach der Stadt Oaxaca. Jetzt sind die Tage der „Pläne" vorüber; der „Plan von Tuxtepec" sollte der letzte sein; seit 30 Jahren hat kein politisches Manifest die friedliche Entwicklung des Landes gestört. Da auf diesen „Plan" hin aber Diaz Präsident wurde, und er einen Einblick in die Politik gestattet, die er beim Beginn seiner Regierung befolgte, gebe ich die Hauptartikel hier wieder und damit zugleich ein Beispiel für eines jener „Pronunciamentos", die in der mexikanischen Geschichte eine so große Rolle spielten:

„Artikel 1. Als vornehmstes Gesetz gilt für die Republik die Verfassung von 1857, das am 25. September 1873 erlassene Reformgesetz und das Gesetz vom Dezember 1874.

Artikel 2. Das Gesetz, das eine Wiederwahl des Präsidenten und der Gouverneure der Staaten für dieselbe Stellung verbietet, wird aufrecht erhalten; wir stimmen dafür, dieses konstitutionelle Reformgesetz mit allen uns durch die Verfassung zu Gebote stehenden Mitteln zu behaupten.

Artikel 3. Wir entsetzen ihres Amtes den Präsidenten der Republik, Don Sebastian Lerdo de Tejada, sowie alle von ihm beschäftigten oder angestellten Beamten, ebenso die durch die Wahlen im Juli 1875 ernannten Staatsbeamten.

Artikel 4. Alle diesem „Plane" zustimmenden Staatsregierungen werden anerkannt; die übrigen erhalten eine durch den Oberbefehlshaber der Armee eingesetzte provisorische Regierung.

Artikel 5. Die Wahl der Beamten für die Bundesrepublik findet zwei Monate nach der Einnahme der Hauptstadt an Orten statt, die einen Monat nach der Einnahme bekannt gemacht werden, sie wird nach den Wahlgesetzen vom 13. Februar 1857 und vom 23. Oktober 1872 geleitet. An dem für

die inneren Wahlen festgesetzten Termin soll der Kongreß zusammentreten und unverzüglich über die in Artikel 51 erwähnten Gesetze beraten, damit der konstitutionelle Präsident der Republik sofort seine Amtsgeschäfte übernehmen und der oberste Gerichtshof eingesetzt werden kann."

Der Süden und Osten schwur zu der Fahne der Revolution. Unter großem Jubel der Bevölkerung hielt General Hernandez am 27. Januar 1876 seinen Einzug in die Stadt Oaxaca. Er ernannte General Diaz zum Oberbefehlshaber der Reorganisationsarmee und übernahm selbst die Regierung des Staates. Innerhalb der nächsten sechs Wochen schlossen sich die Staaten Vera Cruz, Puebla, Guerrero, Jalisco, Yucatán und Nuevo-León der Revolution an; am 22. März verließen General Diaz und General Gonzalez die Vereinigten Staaten und überschritten den Rio Grande bei Brownsville mit 40 Anhängern, um im Norden die Revolutionspartei zu leiten.

Indessen erließ auch Don José Maria Iglesias, der Präsident des obersten Gerichtshofes, ein „Pronunciamento"; wenn Lerdo nicht mehr Präsident war, stand ihm verfassungsmäßig das Recht zu, sein Nachfolger zu werden. Er stellte sich an die Spitze einer selbst eingesetzten Regierung in Guanajuato, aber er war ein zu schwacher Gegner, um ernstlich in Betracht gezogen zu werden. Immerhin entbrannte der Kampf jetzt zwischen drei Parteien, den sogenannten „Lerdistas", „Porfiristas" und „Iglesistas." Lerdo ging entschieden vor; er blieb anfangs Herr der Situation, wenn er auch nicht Macht genug besaß, um den Aufstand ganz zu unterdrücken. Diaz' vierzig tapfere Anhänger vermehrten sich um das zwanzigfache, sobald er nach Süden marschierte. Ende März hielt er seine Truppenmacht für stark genug zu einem Angriff auf das durch die Lerdisten unter La Barra besetzte Matamoros, den Schlüssel zum Nordosten. Am Jahrestage der Erstürmung von Puebla, am 2. April, eroberte er die Stadt, nahm 700 Mann gefangen und erbeutete 18 Geschütze. Sieben Wochen später brachte er bei Icamole einer größeren Truppenmacht unter General Fuero eine Niederlage bei. Durch die Erfolge seines starken Gegners im Norden beunruhigt, sandte ihm Lerdo ein 6000 Mann starkes Heer unter General Escobedo entgegen. Kurz entschlossen hielt Diaz in seiner Siegeslaufbahn inne. Er war nicht stark genug, um Escobedo entgegenzutreten und hatte keine Aussicht, in dem spärlich bevölkerten Norden seine Macht zu vergrößern. Seine Hauptaufgabe war, nach dem Süden zu gelangen, wo die Revolution sich immer mehr ausbreitete, und wo er an der Spitze seiner oft erprobten Truppen großer Erfolge sicher war. So löste er schnell entschlossen sein kleines Heer

auf und kehrte fast allein durch den Norden Mexikos nach New-Orleans zurück, um auf dem Seewege den Süden zu erreichen.

Seine romanhaften, abenteuerlichen Erlebnisse auf dieser Reise klingen mehr nach einem Kapitel aus dem Lieblingsbuche eines Knaben als nach einer Episode aus dem Leben des Präsidenten eines mächtigen Reiches. In New-Orleans wimmelte es damals von Flüchtlingen aus Mexiko, aber Diaz hatte eine so gute Verkleidung gewählt, daß ihn niemand erkannte. Als der Cubaner Doktor Torres begab er sich nach einigen Tagen an Bord des Dampfers „Stadt Havanna", der nach Vera Cruz ging. Günstiges Wetter und gute Gesellschaft machten die Reise anfangs angenehm, aber das Behagen wurde gestört, als der Dampfer bei Tampico anlegte und mexikanische Truppen das Schiff überschwemmten. Diaz sah sofort, daß sich unter ihnen die Gefangenen von Matamoros befanden, die er nachher notgedrungen hatte freilassen müssen. Und was er befürchtete, geschah. Heimliche Blicke und schnell geflüsterte Worte überzeugten ihn bald, daß er erkannt war. Blieb er an Bord, so waren ihm strenge Bewachung und spätere Gefangennahme sicher. Sein Leben aber, das dem Vaterlande jetzt nützen sollte, durfte er nicht opfern. Nur Flucht konnte ihn retten, und er faßte beherzt einen kühnen Entschluß. Der Dampfer hatte in ziemlicher Entfernung vom Strande Anker geworfen. Man sah die Laternen längs dem Kai wie winzige Lichtpünktchen und unterschied dahinter einige niedrige Häuser. In der Nacht war er auf Deck, um die kühle Luft zu genießen; niemand beobachtete ihn, leise glitt er über Bord und schwamm dem Ufer zu. Ein waghalsiges Unternehmen auch für den kühnsten Schwimmer, nicht allein der weiten Entfernung wegen, sondern auch in Anbetracht der drohenden Gefahr, jeden Augenblick mit den scharfen Zähnen eines gefräßigen Haies oder Tarpons Bekanntschaft zu machen. Leider merkte er schon nach einigen Stößen, daß seine Flucht entdeckt war. An Bord wurden Befehle laut, sie ließen ein Boot hinab; Diaz machte eine letzte verzweifelte Anstrengung, aber natürlich vergeblich! Die kräftigen Arme der Matrosen hoben ihn bald aus den Wellen und brachten ihn zurück auf das Schiff. Nun war keine Verkleidung mehr nötig, die Lerdisten hatten den gefährlichen Feind in ihrer Macht und der Tod durch Erschießen war ihm ziemlich gewiß. Da rettete ihn vorläufig der glückliche Einfall, daß er auf dem Dampfer unter dem Schutze der Vereinigten Staaten stand, also bis Vera Cruz noch nicht als Gefangener behandelt werden durfte; die Forderung wurde anerkannt — während der Überfahrt war er also frei. Einige Tage vergingen, Diaz war immer

auf der Lauer nach einem neuen Auswege; er freundete sich mit dem Zahlmeister an. Als dieser einmal eine Rettungsboje in der Hand hielt, beriet Diaz mit ihm, ob er mit einer solchen nicht noch einmal einen Versuch zu entrinnen machen könnte, der Seemann sah jedoch klarer die Unmöglichkeit ein; aber zu helfen bereit, entwarf er einen andern Plan, dem Diaz wohl sein Leben zu danken hat. In der nächsten Nacht hörte die Schiffsmannschaft plötzlich etwas Schweres in das Wasser fallen. Sofort wurde Alarm geschlagen, Leute sammelten sich auf dem Deck — die Lerdisten suchten ihren Gefangenen, Diaz wurde vermißt, er konnte nirgends gefunden werden; auch eine Rettungsboje fehlte. Alle Nachforschungen blieben erfolglos; der Kapitän mußte schließlich annehmen, daß er über Bord gefallen und untergegangen wäre; demgemäß setzte er den Bericht auf. Als Bestätigung von Diaz' Geschick wurde später auch noch eine Rettungsboje „S. S. Havanna" gezeichnet, an Land geworfen. Bei der Landung in Vera Cruz ordnete trotzdem der Hafenkommandant ein nochmaliges scharfes Durchsuchen des Schiffes an, der ihm entgangene Fang war zu kostbar; obgleich sich alle Mühe als fruchtlos erwies, wurde ein Detachement Soldaten kommandiert, um in Booten das Schiff von allen Seiten zu bewachen. Niemand hatte daran gedacht, das Sofapolster in des Zahlmeisters Kabine aufzuheben, unter dem Diaz sieben Tage und Nächte, oft dem Ersticken nahe, zugebracht; Offiziere der Lerdisten hatten tatsächlich auf ihm gesessen und mit dem Zahlmeister Karten gespielt. Wie sollte er aber nun unentdeckt an Land kommen? Endlich gelang es dem getreuen Zahlmeister, ihn in Matrosenkleidern durchzuschmuggeln.

Nach vielen weiteren aufregenden Abenteuern erreichte Diaz endlich Oaxaca, wo er jubelnd begrüßt wurde und sofort den Oberbefehl übernahm. Bald zählte sein Heer 4000 Mann, treu ergebene, oft zum Siege geführte Kämpfer, und er bereitete eine Entscheidungsschlacht vor, obgleich die Lerdisten unter General Alatorre ihm an Zahl noch überlegen waren. Am 16. November entspann sich bei Tecoac ein heißer, hartnäckiger Kampf. Bis zum späten Nachmittage hatten die Porfiristen sich gegen die Übermacht tapfer verteidigt, da langte zum Glück General Gonzalez mit Verstärkungen an, Diaz richtete einige anfeuernde Worte an seine Truppen, stellte sich an ihre Spitze und führte einen so stürmischen Angriff aus, daß das feindliche Heer in die Flucht geschlagen wurde. Der Sieg war vollständig, 3000 Gefangene, das ganze Gepäck und alle Geschütze blieben in den Händen der Porfiristen. Diaz begann nun sofort den Marsch nach der Hauptstadt,

noch vor ihm traf dort die Nachricht von der schweren Niederlage der Lerdisten ein. Lerdo nahm so viele Staatspapiere, als er an sich bringen konnte, mit und entfloh mit mehreren seiner Minister nach Acapulco. Er machte keinen Versuch mehr, sich als Kandidat aufstellen zu lassen und fand in den Vereinigten Staaten Zuflucht. Iglesias wollte mit Diaz Verhandlungen anknüpfen, als diese aber abgewiesen wurden, ging auch er außer Landes.

Auf seinem Marsche besetzte Diaz noch Puebla und ließ General Contellene als Kommandant der Stadt zurück. Mit einem Heere von 12000 Mann erschien er am 23. November 1876 vor der Hauptstadt; kurz vorher, bei Guadalupe hielt er die letzte Rast, am nächsten Tage fand der feierliche Einzug statt, den mir Augenzeugen schilderten. Zu beiden Seiten des Weges nach Guadalupe hin hatten sich Volksmassen angesammelt, voll hoher Erregung, voll gespannter Erwartung, obgleich wenige wußten, was wirklich vorging; man sah Indianer aus allen Stämmen, Frauen trugen die kleinen Kinder auf dem Rücken, Männer führten größere an der Hand — alle sollten den Helden des Tages schauen. Endlich nahte sich der Zug. An der Spitze seines Stabes, von seinen Truppen gefolgt, ritt Diaz in stolzer, ruhiger Haltung, den schönen Kopf mit dem tiefgebräunten Antlitz hoch erhoben. Er war damals 46 Jahre alt und stand geistig und körperlich in der Blüte der Kraft. Wie Meeresbrausen ging es durch die Massen, begeisterte Jubelrufe erschollen; aber unter die Hurrarufe mischte sich hier und da auch Zischen und Pfeifen; viele hatten guten Grund, den Erfolg des Siegers zu fürchten, und sofort entstanden in der heißblütigen Menge kleine Kampfszenen. Diaz jedoch ritt würdevoll und ruhig weiter, als achtete er weder des Jubels noch der Mißstimmung. So gelangte er zu dem großen Platze, dem Zocalo; auf der Plaza vor der Kathedrale stand das vornehmere Publikum Kopf an Kopf. Wenn der Südländer einmal erregt ist, kennt die Begeisterung keine Schranken; so war es auch hier. Die roten Rebozos wurden geweht, die Hüte hoch in die Luft geworfen, kein Mißton unterbrach jetzt den lauten Jubel. Diaz bewahrte seine würdevolle Ruhe; er hielt einen Augenblick inne und erhob wieder und wieder grüßend die Hand zum Sombrero. Dann wandte er sein Pferd zur Linken und ritt durch das Portal des Palastes, welches den Balkon stützt, auf dem er nun schon manches Jahr die „Glocke der Unabhängigkeit" geläutet hat. Noch lange hallte der Platz von den Hochrufen der Menge wieder; endlich zerstreute sie sich, die Truppen zogen in ihre Quartiere und Diaz blieb mit seinem

kleinen Gefolge allein in dem alten spanischen Palaste. Beim Einzuge soll seine Persönlichkeit einen so überwältigenden Eindruck gemacht haben, daß viele seiner Gegner, wie hypnotisiert, sich in begeisterte Anhänger umwandelten.

Das Dunkel der Nacht senkte sich nieder, der letzte Laut erstarb und jene wunderbare, den Tropen eigene, tiefe Stille trat ein; durch die Luft ging ein fast frostiger Hauch. Die Erregung war vorüber, Diaz blieb allein mit seinen Gedanken. Was war geschehen? Sollte er, der unter Entbehrungen aller Art aufgewachsene Sohn eines Gasthofbesitzers aus Oaxaca, der rauhe Soldat, der kaum der kastilianisch-spanischen Sprache mächtig war, die erste Stellung im Staate einnehmen, die Zügel der Regierung ergreifen? Sollte er versuchen, die durch jahrhundertelange, gröbste Mißherrschaft verwirrten Fäden zu lösen? —

Drei Wochen später, am 12. Dezember, fand das größte aller mexikanischen Feste statt, das durch eine päpstliche Bulle 1754 feierlich eingesetzte Fest „der berühmten Madonna von Guadalupe, der Schutzheiligen Mexikos". In diesem Jahre erhielt es durch die vorangegangenen großen Ereignisse eine erhöhte Bedeutung, und unter den zwanzig- bis dreißigtausend Mexikanern aus allen Landesteilen herrschte große Freude über die Triumphe des hochverehrten Generals, und neben den inbrünstigen Bitten aus schwerbeladenen Herzen stiegen auch für Diaz viele heiße Gebete zur Himmelskönigin empor.

Was für wunderbare Bilder und Eindrücke bietet dieses Fest! ich genoß sie im Jahre 1900. Schon Tage vorher versammelten sich die Indianer, die meisten kamen zu Fuß, obgleich sie oft Hunderte von Meilen zurücklegen und ihre ganze Habe mitnehmen mußten, aber auch Wagen und Karren jeder Art, alle schwer beladen, nahten sich in langem Zuge, die Wohlhabenderen ritten auf Eseln. An der linken Seite der Straße steht eine Reihe von Heiligenbildern, vor denen die Pilger innehielten und beteten. Hier knieten andächtig zwei zarte, schwächliche junge Mädchen, dort nahte ein alter Indianer, gebeugt durch das Gewicht seiner Habe, die er auf dem Rücken trug; da waren Decken, Töpfe und Pfannen, Zuckerrohr zum Kauen und eine aufgerollte Matte, die kunstvoll auf Stöcke gestützt, später ein Dach für die ganze Familie abgab. Die in Lumpen gehüllte Frau folgte ihm mit den Kindern, das jüngste hockte in dem blauen Rebozo auf ihrem Rücken; fast alle Frauen sah man in dem umgeschlungenen Schal

ein kleines Kind tragen und daneben hingen noch mehrere Bündel, als ob sie die Last nicht schwer genug machen konnten. Und wenn sie anlangten, gönnten sie sich nicht einmal Rast, um die Bündel abzulegen, als wäre das Verlangen nach dem Heiligtume zu mächtig in ihnen; in einer kleinen Bude neben der Kirchentür kauften sie geweihte Kerzen und gingen dann sofort in die einfacher ausgestattete Kirche; hier gibt es, wie in Lourdes, auch zwei Kirchen, — sie tauchten die Finger in das Weihwasser und rutschten auf den Knien zum Altare. Und so machten es Hunderte und Tausende — das verlangte man von ihnen bei dem Feste in Guadalupe. Was für ein seltsames Schauspiel ist das! Wieviel Armut sieht man da! Der Wind weht kalt, wie so oft im Dezember in Mexiko, und sie tragen nur Baumwollkleider und oft so fadenscheinige, zerrissene! Viele schliefen zusammengekauert auf kahler Erde, andere kämmten ihr Haar oder machten zoologische Studien in den Rabenlocken.

Die Mexikaner haben einen wunderbar starken Glauben und hängen an der Kirche mit ganzem Herzen; daher ist die Macht der Priester so groß, durch Drohungen können sie alles erreichen. Unweit der Kirche standen zahllose Buden; da gab es eigenartige Töpferwaren, farbige Tücher, Obst, getrocknetes Fleisch, Körbe, Kerzen für den Heiligenschrein, Flaschen mit geweihtem Wasser, Bilder von der Madonna von Guadalupe zum Schmuck der einfachen Bambushütten. Aber, welche Gegensätze wieder! etwa ein Dutzend Buden enthielten Spieltische, an denen jung und alt ihre Centavos oder Dollars opferten. Hier die Kirche mit dem Heiligtume und das brennende Heilsverlangen, dort die Spieltische und die unbesiegbare Lust dem Spielteufel zu fröhnen. Denn die Liebe zum Spiele scheint dem Mexikaner angeboren, gleichviel ob er indianischer oder spanischer Herkunft ist; das Spiel gehört für ihn wie Essen und Trinken zu des Tages Notdurft — leider! Schon der Knabe trägt seine Silbermünzen zum Spieltische, oft gewinnt er in wenigen Minuten mehr Geld, als er je im Leben gesehen hat, es wird sein Ruin. Man bemerkt bei den armen Indianern in den kümmerlich ausgestatteten Buden hier dieselbe Angst, dieselbe nervöse Erregung wie bei den juwelengeschmückten Spielern in Monte Carlo. Hier nimmt eine alte Frau mit zitternder Hand die Zigarre aus dem Munde, um gespannt das Rollen der Kugel zu beobachten, ihre letzten Centavos liegen auf dem Tische; dort setzen zwei kleine Kinder ihre Münzen ein, für die sie sich Zuckerrohr erstehen sollten. Ernster wird das Spiel für die Männer, es geht um Hab und Gut; wenn die Taschen leer sind, wie es

vor Diaz' Zeit häufig war, nimmt das Spiel die Form eines Tauschhandels an, sie wetten den Hut gegen den Gurt, einen Topf gegen einen Rosenkranz.

Am interessantesten ist zweifellos der Vorabend des Festtages. Als wir nach 6 Uhr den Zocalo, den Hauptplatz in Mexiko, erreichten, war jeder Trammwagen nach Guadalupe dicht besetzt. Die ganze lange, lange Pilgerreise hatten sie zu Fuß zurückgelegt, aber für die letzte kurze Strecke mußte das neueste Verkehrsmittel benutzt werden. Es war ein selten dunkler Abend, und die von den Indianern angezündeten Feuer warfen seltsame Lichter und Schatten auf das eigenartige Schauspiel. In Gruppen hockten oder saßen sie mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen um irdene Pfannen mit glühenden Kohlen, sie fachten die Flamme mit aus Gras geflochtenen Fächern an und wärmten sich die Tortillas zur Abendmahlzeit. Wer sich den Luxus leisten konnte, bestrich sie mit Honig oder aß dazu einige Schnitten Ziegenfleisch. Auf drei hohe zusammengestellte Stöcke legten sie einen Ziegelstein oder eine Zinnplatte, darauf wurden kleine Holzstücke lose geschichtet und angezündet, das gab eine seltsam flackernde Beleuchtung für die bunten Schals, die weißen Hemden und die dunkle Haut der Leute. Man sah unter ihnen herrliche Typen der indianischen Rasse, die schlanken Glieder, das feine Profil, aber im Blick lag doch etwas Unheilkündendes, Verschmitztes, das zur Vorsicht mahnte. Viele Frauen gingen in der alten üblichen Tracht, das Untergewand bestand aus einem um den Körper gelegten, an der Seite in einen Knoten geschlungenen Schal, darüber trugen sie den „gaban oder jorongo“, ein Stück Zeug, einem Handtuche ähnlich, das in der Mitte einen Schlitz hat, um den Kopf durchzustecken, es hängt vorn und hinten herunter, ohne Ärmel und Gürtel, verhüllt also nur wenig den Körper und bietet geringen Schutz gegen die Kälte. Aber so armselig und dürftig die Kleidung der Leute ist — an ihnen sieht alles gefällig und malerisch aus.

Im Gegensatze zu dem düsteren Feuerschein erstrahlte die Kirche in blendendem Licht. Die Türme erleuchteten von innen bengalische Flammen in den Landesfarben rot-weiß-grün, sie hoben sich wirkungsvoll in magischem Schein gegen den dunkeln Himmel ab. Um 7½ Uhr begann der Gottesdienst in der schönen, mit reicher Pracht ausgestatteten Kathedrale. Die massiven, echt silbernen Balustraden, die im Glanze von Tausenden von Kerzen erstrahlenden Kronleuchter, der reiche Schmuck von Blumen und Palmen, der starke Weihrauchduft, die schweren goldstrotzenden Gewänder der Priester — alles zeugte von Überfluß und Reichtum. Wie armselig

sahen dagegen die in Andacht versunkenen, vielfach nur in Lumpen gehüllten dunkeln Gestalten aus. Es war der seltsamste Gottesdienst, den man sich denken kann, denn aus Furcht vor Dieben — die Mexikaner halten fremdes Gut nicht heilig — müssen die armen Leute ihre ganze Habe, Decken, Pfannen, Töpfe, selbst die Bündel mit Tortillas in die Kirche nehmen, dazu kommen noch die Haustiere, Hunde oder Papageien — und in die feierliche Kirchenmusik mischt sich oft das Wimmern der kleinen Kinder. Das störte sie aber nicht in ihrer Andacht; manche beteten inbrünstig mit hoch erhobenen Armen, andere rutschten auf Armen und Knien zum Hauptaltare. Nach dem Gottesdienste wurde unter feierlichen Zeremonien das bisher strahlend beleuchtete Muttergottesbild mit der funkelnden Juwelenkrone durch einen Vorhang verdeckt; die Gesänge der Priester verstummten, die Gläubigen erhoben sich und die Kirche leerte sich bald; es wurde auch draußen still, und das Dunkel der Nacht breitete sich über die von fern hergezogene Gemeinde.

Sechzehntes Kapitel.

Für Mexiko beginnt eine neue Ära.

Niemand hatte in Mexiko das angeerbte Recht zu regieren. Das Volk war unerzogen, niemand wußte recht, was dem Lande frommte, und wer es verstand das Recht des Stärkeren geltend zu machen, wurde Diktator, Präsident, Kaiser oder was sonst sein Begehr war. Sofort fielen andere über ihn her, bewarfen ihn mit Schmutz, und er und seine „Dynastie" stürzten zusammen wie ein Kartenhaus. In 59 Jahren hatten 52 Herrscher regiert, Aufruhr und Gesetzlosigkeit waren die Regel. Die Vereinigten Staaten, Frankreich und Maximilian von außerhalb, Juarez und die Kirche im Lande selbst — alle hatten Krieg heraufbeschworen. Vielleicht war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in keinem Lande Leben und Eigentum weniger sicher, als in Mexiko. Auf die große Macht der Kirche und auf ihre reichen Mittel konnte man nicht mehr bauen, beides war geschmälert. Maximilian und Charlotte hatten nichts hinterlassen, als Bankerott, schöne Namen, eine romantische Episode; sie hatten in den drei Jahren nichts getan, um das Reich zu einem Ganzen einheitlich zusammenzuschmieden. Mehr denn je herrschte darin ein Chaos; die Regierung stand nicht fester als vorher, die Schuldenlast war größer, das Ansehen im Auslande noch mehr gesunken. In der Gesamtbevölkerung, einschließlich aller Indianerstämme, wurden 150 verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen.

Als die französischen Truppen das Land verließen und die schwierige Pflicht Ordnung zu schaffen aufs dringendste an die wieder eingesetzte republikanische Regierung herantrat, nahm beständig Diaz' Einfluß in Mexiko zu. Sein Ehrgeiz war in schon verflossenen Jahren erwacht, als er die Bedürfnisse des Landes klar erkannt hatte. Da er sah, daß es nicht zu Frieden und Gedeihen kam, entschloß Diaz sich endlich den Bitten seiner Anhänger Gehör zu geben und die Präsidentenschaft zu übernehmen. Er

sollte es bald erfahren, daß es schwieriger ist, sich auf einer hohen Stellung zu behaupten, als sie zu erlangen. Ein Vierteljahrhundert war Diaz Soldat gewesen; er hat in der Zeit vielleicht mehr geleistet, als irgend ein anderer. Ein Leben reich an Aufregung und Abenteuern lag hinter ihm, mit Leib und Seele war er Soldat gewesen; im Sattel, das Gewehr auf der Schulter, das Schwert an der Seite hatte er sich am glücklichsten gefühlt. Sieg auf Sieg bezeichnete seine Laufbahn, wird ihm als Herrscher des Landes derselbe Erfolg treu bleiben? Jenen 52 Herrschern vor ihm war es nicht gelungen Ordnung zu schaffen. Wird er es vermögen das Chaos zu lichten, den Staat aus Not und Verderben so hoch zu heben, daß er den ersten Kulturstaaten der Welt ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann? Der Schlüssel zum Erfolge liegt in der Fähigkeit, Macht über andere üben zu können. Über seine Soldaten hatte er Gewalt, sie folgten begeistert seinen Befehlen; wird er sie auch über Staatsbeamte und Finanziers auszuüben verstehen? Auf Krieg und sparsame Zeiten folgen Frieden und Verschwendung; aber woher sollten dazu die Mittel kommen? Es ist bedenklich, im Alter von fast 50 Jahren sein Leben gänzlich umzugestalten, in anderer Umgebung sich einer neuen Tätigkeit mit neuen Zwecken und Zielen hinzugeben. Daß Diaz das schwierige Werk vollbrachte und noch größere Erfolge erzielte, als während seiner Soldatenlaufbahn, spricht für seine ganz ausnahmsweise hohe Begabung. Wie alle großen Männer hatte er neben sehr treuen Freunden auch erbitterte Feinde, die ihm seinen Ruhm neideten. Und kein Haß ist tiefer, als der durch Eifersucht erzeugte. Rache zahlt eifriger die Schuld heim, als Dankbarkeit es tut.

„Verleitete ihn Ehrgeiz zur Annahme der Stellung?" fragte ich einen seiner Beamten, der ihn genau kannte. „Nein — das glaube ich nicht, — eher der leidenschaftliche Hang Ordnung zu schaffen. Er hatte seine besonderen Ideen, wie das in Mexiko zu bewerkstelligen wäre, und da er die Ausführung niemand sonst zutraute, übernahm er sie selbst, — nicht um irgendeinen Vorteil für seine Person zu erreichen, sondern allein um des guten Zweckes willen." Die Folge bewies, daß er Recht hatte. Diaz wagte sich an ein gefährliches Werk, aber da er den Entschluß einmal gefaßt hatte, es durchzuführen, kann ich mir vorstellen, wie er den Kopf hoch erhoben, die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen zielbewußt in die Ferne gerichtet, seinem Losungsworte „siegen oder sterben" getreu, die Arbeit mutig begann. In der ersten Regierungszeit wurde mancher Anschlag gegen

sein Leben gemacht, Verrat, Kugeln und Gift bedrohten ihn, oft entging er fast wie durch ein Wunder der Gefahr. Heute lacht er über die „kleinen lustigen Episoden, die wirklich nichts bedeuteten.“ Amerika bewacht durch ein Heer von Polizisten gut seinen Präsidenten (man sagt, er geht nie ohne Pistole aus), trotzdem sind indessen zwei Präsidenten der Vereinigten Staaten erschossen; Diaz geht allein, unbewaffnet aus, nur bei feierlichen Anlässen umgibt er sich mit dem nötigen Gefolge. Und bei seinen Spaziergängen greift er, wenn es not tut, sofort hilfreich ein. Im Mai 1905 brach plötzlich in einer Straße, durch die er mit seinem Sohne ging, Feuer aus. Diaz übernahm ohne Besinnen die Leitung der Feuerwehr, lenkte mit eigener Hand den Schlauch, und seinem energischen Eingreifen war es zu danken, daß das Feuer bald erstickt wurde; das Haus gehörte zufällig der Witwe eines seiner verdientesten Offiziere. Natürlich erhöhten solche Taten seine Beliebtheit. Soldaten, die unter ihm gedient hatten, Farmer, bei denen er im Quartier gelegen, Söhne, Töchter und Witwen der Besitzer von Haziendas, in denen er geweilt — der Schienenweg war damals nur 400 engl. Meilen lang, und Diaz mußte oft Gastfreundschaft in Anspruch nehmen — alle kamen zu dem neuen Präsidenten, alle trugen ihm ihre Kümmernisse und Wünsche vor und baten um Rat und Hilfe. Seinem Grundsatze getreu, keinen alten Freund zu vergessen, wenn der neue nicht dadurch geschädigt würde, tat Diaz, was in seinen Kräften stand. Macht ist köstlich, Erfolg hat seinen Reiz, aber beide legen Verpflichtungen auf und schaffen Feinde. Diaz jedoch schritt aufrecht seinen Weg geradeaus. Edelmut und Großmut charakterisieren seine Handlungen.

Zur Zeit des Regierungsantrittes von Diaz hatte Mexiko bei anderen Nationen so wenig Achtung wie selten ein Staat, aber vielleicht gibt es auch keinen zweiten, der so schnell in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Macht und Ansehen gelangte, wie Mexiko. Wieviel Kampf, Mühe und Arbeit diese Umwandlung kostete, wurde nicht genügend geschätzt, weil Mexiko zu den wenig bekannten Ländern gehörte. Selbst heutzutage, da Schnelldampfer, Eisenbahnnetze und Telegraphenlinien es mit aller Welt verbinden, berührt die allgemeine Verkehrsstraße nicht das Land. Teilweise stellen die riesengroßen Nachbarländer im Norden es in den Schatten; wenn man von Nordamerika spricht, denkt man hauptsächlich an die Vereinigten Staaten und an Kanada, die immer von sich reden machen. In Südamerika lenken die unruhevollen Republiken durch ihre Nichtachtung der Schuldverschreibungen die Aufmerksamkeit auf sich und veranlassen ihre Gläubiger, sie ab und zu



Guadalupe

durch Entsenden von Kriegsschiffen in Furcht zu versetzen. Dazwischen erstreckt sich über ein mehrere hundert Meilen umfassendes Gebiet Mexiko, aber seine jetzt wohlgeordneten Verhältnisse, seine vortreffliche Regierung bedürfen keiner fremden Unterstützung, und seine Bescheidenheit hindert es, sich ruhmredig bemerkbar zu machen. Dauerndes Interesse wird aber dem wunderbaren Lande bewahren, wer einmal den eigenartigen Reiz seiner gewaltigen Naturschönheiten empfunden, wer dort an einem sonnigen Morgen die herrliche Luft geatmet hat, wer den Zauber der Romantik auf sich wirken ließ und in den Geist des Volkes und seiner Herrscher eingedrungen ist. Aber nicht viele können nach Mexiko reisen, auch ist die dortige spanische Landessprache den Europäern wenig vertraut.

Stetig, beharrlich, aus eigner Kraft hat Mexiko sich emporgearbeitet, nicht durch fremde Hilfe, sondern, so viel er sich auch dagegen sträuben mag, allein durch das Verdienst eines Mannes, der jetzt der Stolz des Landes ist — Porfirio Diaz ist der Schöpfer des heutigen Mexiko. Es ist schwierig, bei der Biographie eines so bedeutenden Mannes die Gefahr übertriebener Heldenverehrung zu meiden; Diaz fordert sie geradezu heraus, er ist die fesselndste Persönlichkeit der westlichen Hemisphäre. Der Präsident der Vereinigten Staaten besitzt größere Macht, aber Diaz' Individualität ist packender, sein persönlicher Einfluß viel bedeutender — er ist durch und durch Mexikaner, der echte Sohn seines Landes. Er kennt die guten Seiten seines Volkes und hat Verständnis für seine Schwächen. Das Gute entwickelte er, das Schlechte suchte er auszurotten, indem er den durch lange Kriege verwilderten, heimatlos gewordenen Leuten zu neuen Wohnstätten und ausgiebiger Arbeit verhalf. Beweggrund aller seiner Unternehmungen ist Förderung des Volkswohls, und wenn er durch seine Kriegstaten Bewunderung errang, so hat er sich durch diese unermüdliche Fürsorge die Liebe und Hochachtung des Volkes erworben. Es ist bemerkenswert, daß Diaz niemals Günstlinge bevorzugt. Seine Unparteilichkeit und strenge Gerechtigkeit gehören zu den stärksten Stützen seiner Macht. Stellen, die er seinen liebsten Freunden nicht anvertraute, verlieh er ihm persönlich nicht angenehmen Leuten, nur weil er wußte, daß sie am geeignetsten für das Amt waren. Als er Präsident wurde, war das Volk in Liberale und Konservative geteilt; er zog viele der letzteren, ehemalige treue Diener Maximilians, zu sich heran; sie wurden einflußreiche Staatsbeamte.

Diaz ist zu allen, die ihn um etwas ersuchen, höflich und stets hilfbereit, nur der unermüdliche amerikanische Reporter findet weder im Palaste, noch in

Chapultepec die geringste Ermutigung. Diaz liebt es, in keiner Weise von sich reden zu machen, er tritt oft in den Hintergrund und läßt andere das Lob ernten; das geschah bei mancher durchgreifenden Verbesserung in der Verwaltung. Kurz, ohne viel Worte, trifft er seine Entscheidung und ordnet ihre Ausführung an.

Es wäre vermessen, zu behaupten, daß nie wieder eine Revolution in Mexiko entstehen würde; sicher aber ist, daß die Zeiten verderblicher Willkürherrschaft, die unter Santa Anna ihren Höhepunkt erreichte, für immer dahin sind. Die Hebung der Volksbildung, die Erweckung des Interesses für die Staatsangelegenheiten, die Stärkung der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls, die gedeihliche Entwicklung der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse — alles dieses macht die Usurpation der Herrschaft durch einen Abenteurer für die Folge unmöglich. So verschieden Montezumas barbarische Herrschaft von der Regierung der spanischen Eroberer ist, so gänzlich anders ist Alt-Mexiko im Vergleich zu dem neuen, von Diaz geschaffenen Reiche. —

Es ist nicht beispiellos in der Geschichte, aber es gibt zu denken, daß der Mann, der diesen Fortschritt zuwege brachte, der als erster das Land verfassungsgemäß regierte, die oberste Staatsgewalt als Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee erlangte. Diktatoren machen so ihren Weg, in den spanisch-amerikanischen Republiken ist das Brauch, Monarchen haben auf diese Weise den Kaiserthron bestiegen — und als Diaz an der Spitze seiner Truppen in die Hauptstadt einzog und sich als „provisorischer" Präsident proklamierte, war er in der Tat Diktator, obgleich er es nicht beabsichtigt hatte und sich durchaus keine Willkürherrschaft anmaßen wollte; bei näherer Prüfung findet man auch, daß seine Handlungsweise mit seiner stets bewiesenen Hochachtung für die Verfassung und ihre Unverletzlichkeit durchaus in Einklang zu bringen ist. Sein Leben lang zeigte er sich als treuen Anhänger der Verfassung, schon als junger Rechtsgelehrter durch sein Auftreten gegen das verfassungswidrige Vorgehen Santa Annas, dann durch seine heldenmütige Verteidigung der Verfassung gegen die Bedrohungen der Klerikalen und Reaktionären und später im Reformkriege, als Juarez die Konstitution von 1857 unversehrt erhalten wollte. Oft hätte Diaz nur nötig gehabt, zuzugreifen, um die Präsidentschaft zu erlangen, aber standhaft hatte er alle Anerbieten zurückgewiesen, ebenso wie er die ihm von Bazaine und Maximilian angetragenen hohen Ämter ausschlug. Und eine der Hauptursachen der Entfremdung zwischen ihm und

Juarez war des berühmten Mexikaners unentschlossenes Zögern, dem Volke das volle Maß konstitutioneller Freiheiten zu gewähren. Daß er nun aber infolge eines „Pronunziamento“ und einer Revolution den Präsidentenstuhl bestieg, hatte nicht Zufall oder ehrgeiziges Streben zuwege gebracht, er war auch nicht „hineingetrieben“, wie er selbst gesagt, sondern sein hohes Ansehen unter den Liberalen, seine Gewalt über die Volksmassen, die Macht seiner Persönlichkeit — die Überzeugung, daß er unersetzlich war, daß nur er den Erfolg sichern konnte, verschafften ihm die höchste Stellung im Staate.

Und die Revolution war auch nur eine logische Folge der vorangegangenen Ereignisse. Unter Lerdos schwacher Regierung hatten Bestechlichkeit unter den Beamten, Unterschleife in der Verwaltung überhand genommen, die alten trüben Zeiten unter der Herrschaft der Klerikalen und Reaktionären schienen wiederzukehren. Die Manöver vor der zweiten verfassungswidrigen Wahl Lerdos im Herbst 1876 waren so empörend, daß ein Wahlsieg den Untergang der nationalen Freiheit bedeutet hätte. So trat also Diaz nur unter Zustimmung seiner Landsleute als ein Kämpfer für die Wiedereinsetzung der Verfassung auf. Aber mit seiner Übernahme der provisorischen Präsidentschaft im November 1876 begann für Mexiko eine neue Ära. Der Staat hatte allen Kredit eingebüßt. Bezeichnend für Marquez' Ehrlosigkeit ist, daß er, während er unter Miramons Befehl stand, die bei der britischen Gesandtschaft hinterlegten 600000 Dollar raubte, die für die englischen Inhaber von Obligationen bestimmt waren. Daß Juarez und der Kongreß am Schlusse des Reformkrieges die Zahlung der Schuld hinhielten, veranlaßte die europäische Intervention. Eine neue Schuldenlast wurde dem Staate durch die französische Okkupation aufgebürdet, und nach dem Zusammenbruche des Kaiserreichs war der Staat so tief verschuldet, daß der Bankrott ihm drohte. Nach wiederhergestelltem Frieden hatte Juarez mit Diaz' Hilfe aus der 200000 Mann starken Truppenmacht ein kleines, aber tüchtiges Heer gebildet. Von den entlassenen Soldaten kehrten viele gern in ihre Heimat zur früheren Tätigkeit auf dem Lande oder in der Stadt zurück; andere aber, die keine feste Heimat und auch keine Lust zu geregelter Arbeit hatten, begaben sich in die Berge und schlossen sich den Banditen an, die Leben und Besitz bedrohten. Juarez hatte meistens mit Hilfe amerikanischer Gelder, die er nur unter drückenden Bedingungen erhielt, Eisenbahn- und Telegraphenlinien angelegt. Bei einer friedlichen und einigermaßen geordneten Regierung hätte er viel mehr erreichen können, aber die bei seiner Wiederwahl 1872 drohende Revolution und ihr späterer Ausbruch waren nicht geeignet,

ausländische Kapitalisten zum Anlegen ihres Geldes in mexikanischen Papieren zu reizen. Dann folgte Lerdos Regierung mit dem Rückschritt in vieler Beziehung, auch in der kaum begonnenen industriellen Entwicklung, und von neuem Revolution und Blutvergießen.

So fand Diaz, als er die schwere Last auf seine Schultern nahm, vollständigen Ruin, der Staatsschatz war leer, die Landstraßen wurden von Banditen unsicher gemacht, nirgends war Achtung vor dem Gesetz, vor der Obrigkeit, die Parteien standen wie einst in erregtem Kampfe einander gegenüber, und nur sehr sanguinisch veranlagte Ausländer würden einem solchen Staate Kapital anvertraut haben. Als erste Amtshandlung erließ Diaz eine Proklamation, in der er die Mitwirkung der Regierung bei jeder wünschenswerten Reform zusagte, und in der er alle dazu geeigneten Männer — gleichviel, welcher politischen Richtung sie angehörten — aufforderte, ihn bei den ihm zugefallenen großen Aufgaben zu unterstützen, bei der Reorganisation des Staates und bei seinen Bestrebungen die Wohlfahrt des Volkes zu fördern.

Folgendes Programm hatte er entworfen:

„Wiederherstellung und Erhaltung dauernden Friedens, damit die arg daniederliegende Kunst und Industrie gepflegt werden kann.

„Im Volke soll die Achtung vor dem Gesetze erzwungen und die Liebe zur Arbeit erweckt werden.

„Ausgleichung der Ausfuhr und Einfuhr.

„Wiederherstellung und Befestigung des einheimischen und auswärtigen Kredits, auch als Hilfsmittels zur Nutzbarmachung der im Lande vorhandenen zahlreichen Quellen nationalen Reichtums und zur Eröffnung eines ausgedehnten Arbeitsfeldes für das Volk.

„Beginn und Ausführung dem Gemeinwohle dienender bedeutender Verbesserungen in den Städten, sobald der Staatsschatz imstande ist, der Verwaltung die nötigen Mittel zu überweisen."

Die Hauptstadt hatte er bald in der Hand, und da er seine Leute kannte, griff er fest zu. Im Lande war die Ruhe aber noch nicht hergestellt; Lerdos zügellose Truppen bedrohten sie. Diaz betraute General Mendez mit der Obergewalt in der Hauptstadt und begab sich an der Spitze eines Heeres in das Innere des Landes. Sein erstes Ziel war Guanajuato, wo einst Hidalgo das erste Signal zum Kampfe für die Freiheit gegeben hatte. Guanajuato ist die malerischste Stadt Mexikos und zählt heute fast 100000 Einwohner. Im Juni 1905 wurde es durch einen furchtbaren

Wolkenbruch verwüstet. Unter starken Donnerschlägen rauschten sündflutartige Regengüsse nieder, dazu strömten von den Bergen mit Allgewalt mächtige Wasserbäche in die Stadt und rissen alles mit sich fort, was ihnen in den Weg kam. 400 Häuser wurden fortgeschwemmt, gegen 2000 Menschenleben vernichtet. Ein Theater und viele öffentliche Gebäude waren gänzlich zerstört, in dem schönen Theater, das ich bei meinem Besuche so viel bewundert hatte, stand das Wasser 30 Fuß hoch. Zum Glück kommen solche Naturereignisse dort selten vor. Guanajuato ist charakteristisch für Mexiko; es prunkt mit einem Theater, auf das jede europäische Stadt stolz sein könnte und bewahrt daneben ganz altväterische, nicht zeitgemäße Einrichtungen; sogar der Wasserträger treibt sein Gewerbe noch in den Straßen. Von Guanajuato marschierte Diaz nach Guadalajara, das durch schöne kunstvolle Töpferwaren berühmt ist. Dort stand eine starke Division unter Ceballos, aber Diaz einigte sich mit ihm ohne Kampf; es gelang ihm auch weiter, das Land meistens auf friedlichem Wege seiner Herrschaft zu unterwerfen, nach etwa drei Monaten konnte er in die Hauptstadt zurückkehren. Die Lerdoschen Truppen waren vertrieben. Widersetzliche, bei der Tat ertappte Banditen wurden ohne Gnade erschossen, Aufstände mit Strenge unterdrückt und den aufrührerischen Elementen der Bevölkerung klar gemacht, daß unter dem neuen Regiment Achtung vor der Behörde und den Gesetzen unerläßlich war. Der Präsident kehrte das Land mit eisernem Besen; er wußte, daß er, um erfolgreich regieren zu können, erst alle revolutionären, widerstrebenden Elemente ausscheiden mußte. Das war mehr väterlicher Despotismus, als Republikanismus, aber er frommte dem Lande. Das Volk fühlte die starke Hand und fürchtete den strengen Richter; jetzt, nach einem Vierteljahrhundert hängt es mit Liebe und Achtung an seinem Präsidenten und folgt seinem leisesten Winke.

Im April 1877 trat ein neuer Kongreß zusammen, und im Mai wurde Diaz in aller Form zum Präsidenten gewählt. Der Regierungspalast verwandelte sich in eine Art politischer Soldatengarnison. Heutzutage ist er das Hauptquartier friedlicher Verwaltung.

Um das gesellschaftliche Leben kümmerte Diaz sich nicht, ihm fehlte dazu auch die Zeit; wie früher seinen Soldatenpflichten, widmete er sich jetzt ganz ausschließlich der Politik.

Während er, um Frieden zu stiften, durch das Land marschierte und tausend Sorgen ihn beschäftigten, verarbeitete er schon die dringendste der nationalen Fragen, — die Wiederherstellung des Kredits. Er wußte, daß

seinem Vaterlande nur dann durch kommerzielle und industrielle Entwicklung eine glänzende Zukunft bevorstand, wenn die mexikanische Insolvenz aufhörte sprichwörtlich zu sein. Kein Opfer ist zu groß, um das Vaterland emporzuheben — war sein Losungswort. Die Wiederherstellung des Nationalkredits stand als Hauptforderung obenan auf seiner ersten Botschaft an den Kongreß; sie lautete:

„Am 31. Januar d. J. war der Termin zur Zahlung von 300000 Pesos an die Regierung der Vereinigten Staaten abgelaufen; dieser Betrag war die erste fällige Ratenzahlung, welche mit jenem Staate zur Schuldentilgung durch die, nach dem Vertrage vom Juli 1868 gebildete, gemischte Kommission vereinbart worden ist.

„Der zerrüttete Zustand des Staatsschatzes bei der ersten Einnahme der Hauptstadt, der Verbrauch großer Summen aus den Staatsfonds für die Unkosten des letzten Feldzugs und für die dringendsten Ausgaben der Verwaltung machten es unmöglich das unverbrüchlich feste Versprechen sofort einzulösen. Aber da die Regierung um jeden Preis die Nationalehre wahren wollte, legte sie der Republik eine notwendige, wenn auch drückende Steuer auf; so konnte sie mit der Zeit der großen Schwierigkeiten Herr werden und in der Folge mit gewissenhaftester Pünktlichkeit die Zahlungen leisten.

„Dieses dem Staate gebrachte Opfer wird die besten Früchte tragen, denn es wird Mexikos guten Ruf fördern und seinen auswärtigen Kredit erhöhen."

Noch eine andere Stelle in der Botschaft bezieht sich auf diese Angelegenheit:

„Die Konsolidation der Staatsschuld, die pünktliche Zinsenzahlung und die Gründung eines Amortisationsfonds sind dringend notwendig. Ein diesbezüglicher Gesetzentwurf wird dem Kongresse durch den Staatsschatzsekretär vorgelegt werden. Diese Forderungen sind für unsern Nationalkredit von höchster Wichtigkeit."

Ist Diaz ein großer Finanzmann? Wie kommt es, daß er das nötige Geld zur Ausführung seiner genialen Pläne, zur Wiedergeburt des Staates erlangte? Wie kommt es, daß er es vermochte, ein bankerottes, durch jahrelange Kriege verwüstetes Land zu einem Musterstaate unter den spanisch-amerikanischen Republiken umzuschaffen? Die mexikanischen 5 %igen Bonds stehen nach angegebenem Kurse 101, die 4½ %igen Tresorscheine 100, und demzufolge hat Mexiko höheren Kredit als eine der anderen Republiken. Die Ursache dieses erstaunlichen Erfolges liegt klar auf der Hand. Diaz war der erste, der darauf drang, daß ' 'ilung der Verwaltung

bis ins kleinste peinlichste Rechtlichkeit herrschte; das war wie eine Offenbarung für die Beamten aus der Schule Santa Annas, die alle Staatsfonds als Gemeingut betrachteteten, als legitime Quelle zu ihrer Bereicherung. Diaz hat sich während seines langen Staatsdienstes nie Reichtümer gesammelt, auch jetzt besitzt er nur ein bescheidenes Vermögen. Wenn Mexiko nicht ein so reiches Land wäre, hätte es nicht so viele Jahre lang ertragen können, sich durch die aufeinanderfolgenden Diktatoren aussaugen zu lassen. Die erste Sorge jedes einzelnen war, sich des Staatsschatzes zu bemächtigen, um, wenn er wieder gestürzt würde, eine gesicherte Zukunft zu haben, und seit Santa Annas erstem Auftreten muß die Zahl der mexikanischen Präsidenten, die ins Ausland flohen und jeden Pfennig, dessen sie habhaft werden konnten, mitnahmen, keine kleine gewesen sein. Bestechlichkeit und Betrug herrschten nicht nur im Hauptquartiere, sondern überall im Lande. Gelegenheit, schnell reich zu werden, fand sich für jeden, der es sich angelegen sein ließ, zur Unterstützung dieser oder jener politischen Partei zu „werben". Mittel waren immer bereit, und die Zivilverwaltung war ebensowenig makellos, wie die obersten Militärbehörden. Staatsgouverneure erwarben sich große Vermögen, die nicht im Einklange mit den möglichen Ersparnissen aus ihrem bescheidenen Gehalte standen; sobald ein „Plan" oder ein „Pronunziamento" vorbereitet wurde, öffnete sich sofort eine geheimnisvolle Quelle zu den notwendigen Ausgaben. Und das von oben gegebene Beispiel wirkte fort bis in die untersten Schichten. Diaz kämpfte mit allen Mitteln gegen dieses Übel. Er sagte sich, daß er erst dann zu ehrlichen Beamten kommen würde, wenn der Staat gewissenhaft seine Verpflichtungen ihnen gegenüber erfüllte. Trotzdem er im ersten Jahre zu allen möglichen Dingen Geld brauchte, brachte er es doch fertig, den Staatsbeamten die alten Rückstände bis auf den letzten Peso auszuzahlen, und er ordnete an, daß ihnen hinfort ihre Gehälter pünktlichst verabfolgt wurden. Jeden Bestechungsversuch strafte er nachsichtslos, er entließ die Beamten und sorgte für strenge Prüfung aller Rechnungsberichte. Er ging vielleicht manchmal zu weit, aber er erreichte es, auch in der Verwaltung eine neue Ära zu schaffen, in der die Beamten sich durch Tüchtigkeit, Pflichttreue und Unbestechlichkeit auszeichnen; den Vorteil davon genießt Mexiko heute.

Bis jetzt war Diaz nur als hervorragender Militär bekannt, aber er besaß auch Erfahrung in der Zivilverwaltung; er bewies sie in Oaxaca, seine Verwaltung dort galt als musterhaftes Vorbild für andere Staaten. Wie er in den höchsten Zeiten der Bedrängnis auf's genaueste Buch führte, wie

ihm daher die Kaufleute im bloßen Vertrauen auf seinen Namen großen Kredit einräumten, haben wir oben gesehen.

Das Vertrauen von außerhalb hatte er seinem Vaterlande gesichert, nun stellte er auch auf ganz eigenartige Weise den Frieden im Innern her, den noch immer die Räuberbanden bedrohten. Es war schwer, gegen sie vorzugehen, da sie ein Produkt ihrer Zeit und der Verhältnisse im Lande waren; sie kannten kein anderes Leben, dasselbe hatten ihre Väter und Großväter geführt. Die Banditen waren meistens kräftige, durch ein hartes Leben gestählte Männer, die Berg und Tal und jeden Schlupfwinkel kannten. Und Diaz berechnete klug, daß sie vortreffliches Material böten, wenn er sie dem Staate nutzbar machte; er faßte sie auf eine Art, wie es vielleicht in jedem anderen Lande unmöglich gewesen wäre. Bis jetzt hatten sie auf eigene Rechnung geraubt, die Revolutionsarmeen unterstützt und sich als starke Macht bewiesen. Unter ihnen waren Männer, die schwere Verbrechen begangen hatten, ihr Leben war verwirkt. Sobald sie ergriffen wurden, mußte die nächste Ziegelmauer als Stütze dienen, kaum blieb ihnen Zeit, den Blick auf die Gewehrläufe zu richten, die ihnen den Tod brachten. Strenge war erforderlich, und sie wurde geübt. Der Erfolg zeigte sich, zum ersten Male machte sich auf den Landstraßen eine gewisse Sicherheit bemerkbar. Aber noch waren viele Hunderte von Banditen im Lande, die Diaz ernste Sorge machten. Wenn auch die schlimmsten Gesellen und Rädelsführer aus der Welt geschafft waren, blieben noch genug, die ihm in der Durchführung von Gesetz und Recht entgegenarbeiteten. Da hatte er einen vortrefflichen Einfall. „Wieviel verdient ihr wöchentlich?“ fragte er. „Durchschnittlich souundsoviele Dollars!“ „Ich will euch das Doppelte geben, wenn ihr von eurem jetzigen Leben laßt und achtungswerte Staatsbürger werden wollt.“ Das war die rechte Art, mit ihnen zu verhandeln. Er bot ihnen Amnestie und etwas, was sie bisher nicht gekannt hatten, regelmäßigen, reichlichen Sold. Aus ihnen sollte eine Landespolizeitruppe gebildet werden mit höherem Sold, als ihn sonstwo eine Kavallerietruppe erhält. Sie, die bisher Unordnung, Revolution, Raub und Diebstahl gefördert und als ihr Tagewerk betrachtet hatten, sollten ihre Kräfte jetzt der Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der Ordnung weihen. Die Banditen nahmen den Vorschlag an, und so entstand die Truppe der Rurales, heutzutage der Stolz und die Zierde der mexikanischen Armee; auf dem ganzen Kontinent werden sie gerühmt und bewundert. Die gewandten, kräftigen Burschen sehen prächtig aus in der kleidsamen grauen, mit roten Borten verzierten Uniform, sie



Diaz' Wohnhaus in Tlalcotalpam
während seiner Zurückgezogenheit

haben breite Gürtel, gestickte Hosen (chaparreras), braune Ledersättel, braunes Zaumzeug mit roten Quasten. Sie sind mit Pistolen, Gewehren und dem machete (Säbel) bewaffnet. An dem silbergestickten, grauen Hute tragen sie als Abzeichen den Anfangsbuchstaben des Staates, dem sie angehören. Jeder Staat hat seine Rurales, aber sie haben keine feste Garnison; bald hierhin, bald dorthin werden sie geschickt, wo Ordnung zu schaffen, ein Aufstand zu dämpfen ist — auch heutzutage fehlt es in Mexiko an dergleichen nicht — oder wo sonst Hilfe nötig ist. Gegen 5000 Mann ist die Truppe stark; dank General Diaz' liebenswürdiger Fürsorge begleiteten mich 40 Rurales auf meinen Reisen durch die entlegeneren Teile des Landes, und ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß ich mir keine zuverlässigeren, treueren und angenehmeren Leute hätte wünschen können. Sie waren außerordentlich höflich und auch in kleinen Dingen stets bedacht, das Behagen ihrer Schutzbefohlenen zu fördern, so daß ich nur mit Vergnügen an ihre Begleitung zurückdenke.

Mexiko besitzt heute, besonders in der Hauptstadt, auch eine vortrefflich organisierte Polizeimacht, die jene komischen alten Nachtwächter und andere fremdartige Persönlichkeiten ersetzt, die mich bei meinem ersten Besuche in Mexiko höchlichst interessierten. Die großen Häuser behalten noch als Pensionäre ihre alten Wächter bei; Nacht für Nacht kauern sie, in rote Decken gehüllt, mit ihren kleinen Lampen vor den Türen; aber sie sind meistens so hinfällig, daß sie keinen Dieb fassen könnten, und die gewandten Polizisten treiben ihren Spaß mit ihnen.

Als Diaz im September nach seiner Wahl den ersten Kongreß einberief, war im Lande schon eine andere Ordnung der Dinge eingetreten. In den verflossenen neun Monaten hatte er in Mexiko zwar noch ohne den Präsidententitel, aber als absoluter Herrscher mit der Macht eines Diktators regiert. Das waren für den schwer überbürdeten Mann Monate angestrengtester Arbeit gewesen. Nach außen erschien Mexiko ruhig; aber in dem mexikanischen Charakter hatte der Geist des Aufruhrs, der Widersetzlichkeit, so tief Wurzel gefaßt, daß er wohl niederzuhalten, aber nicht ganz daraus zu entfernen ging. In diesem und dem nächsten Jahre brachen noch mehrmals Feindseligkeiten gegen die Regierung aus, allein sie wurden unterdrückt, ehe es zu einer ernstlichen Erhebung kam. Die Mexikaner konnten sich noch nicht daran gewöhnen, Diaz als den Vertreter der Landesregierung anzusehen, viele hielten ihn nur für einen jener zahlreichen Männer, die den vergeblichen Versuch gemacht hatten, ein widerspenstiges Volk zu lenken; auch er, meinten sie, würde bald

wie die übrigen verschwinden. Sie irrten sich; er vertrat nicht ein Individuum, sondern — ein System; ein Rücktritt war ausgeschlossen. Bei der Begrüßung des Kongresses sagte Diaz:

„Der heute zur Erledigung von Staatsgeschäften versammelte Kongreß hat eine zweifache wichtige Bedeutung. Er bezeichnet nicht nur eine Scheidung zwischen dem anormalen Zustande im Lande, der jetzt vollständig aufhört, und der vollkommen verfassungsmäßigen Ära, die begonnen hat, sondern er besiegelt auch endgültig die Gesetzmäßigkeit der revolutionären Handlungen des Aufstandes von Ayutla, aus denen unser großer Kodex von 1857 hervorging. Es ist daher meine Pflicht, und ich erfülle sie mit Freuden, Sie zu beglückwünschen, daß Ihre Anwesenheit hier feierlichst für die Republik eine Epoche der Wiedergeburt zu gedeihlicher Entwicklung einleitet."

Mexiko hatte indessen noch die gegebenen Versprechungen einzulösen. Die Vereinigten Staaten hatten auch in den trübsten Tagen treu zu Juarez gehalten, als der flüchtige Präsident mit kleinem Gefolge von den Franzosen buchstäblich von Ort zu Ort getrieben wurde. Aber das Kabinett in Washington weigerte sich, die von Diaz eingesetzte Regierung anzuerkennen, weil sie revolutionären Ursprungs wäre. Da ein so naher Nachbar zurückstand, verhielten sich andere Nationen gegen den ehemaligen Feind des Kaisers Maximilian natürlich noch abweisender. Mexiko hatte für Europa nur Interesse in bezug auf Sicherstellung seiner Obligationen und Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande, damit der Handel nicht Schaden litt. Das Trauerspiel von Queretaro lebte noch frisch in aller Erinnerung, und man hatte nicht viel Vertrauen, daß irgend etwas in Mexiko von Bestand sein könnte. Des jetzigen Präsidenten abenteuerreiches Leben und seine tapferen Kriegstaten hatten um den Namen Porfirio Diaz einen gewissen Ruhmesglanz gewoben, man traute ihm etwas zu, aber vorläufig blieb Argwohn vorherrschend. Niemand ahnte die außerordentlichen Taten, die eine Wiedergeburt des Landes herbeiführten.

Im ersten Jahre der Präsidentschaft von Diaz betrug die Länge der Eisenbahnlinien 567 km, jetzt sind es mehr als 16285 km. Telegraphenverbindung war eingeführt, aber während sie sich damals auf kaum 10000 km erstreckte, umfaßt sie jetzt mehr als 110000 km. Kein Land bietet dem Bahnbau größere Schwierigkeiten durch seine Bodenbeschaffenheit, als Mexiko, es gibt vielleicht in der Welt kein anderes, das so gebirgig ist; aber ehe es jemand gedacht, hatte Diaz Bahnlinien durch neue Strecken verbunden, entfernte Gebiete durch Telegraphendrähte vereint, Häfen vertieft, Landstraßen

angelegt, Schulen gegründet und neue Industriezweige ins Leben gerufen, um dem Volke Beschäftigung zu geben. Und mit dieser fieberhaften Tätigkeit auf dem Gebiete industrieller Entwicklung ging strengste Sparsamkeit bei der Verwaltung Hand in Hand.

Eine Aufgabe der Politik von größter Dringlichkeit war, für festeres Zusammenhalten der verschiedenen Bundesstaaten zu sorgen, aus denen die Republik Mexiko bestand. Sie waren außerordentlich lose untereinander und mit der Zentralmacht verknüpft und genossen fast unbeschränkte Freiheit, Sonderinteressen zu pflegen; ihre Bundesbrüder sahen sie als Nebenbuhler an. Wenn ein ehrgeiziger Politiker, der ein „Pronunziamento" erließ, den Sonderbestrebungen des einen oder des anderen Staates Beifall zollte, konnte er auf dessen Unterstützung rechnen und von seinem Gebiete aus den Vorstoß gegen die Regierung unternehmen. Das war eine Gefahr, durch die in früheren Jahren das Land in beständiger Unruhe erhalten wurde. Und Diaz betrachtete es als eine seiner wichtigsten Aufgaben, die Einheit im Lande herzustellen, die Bundesstaaten durch gleiche Interessen enger aneinander zu schließen und sie zugleich durch verfassungsmäßige Mittel der über ihnen stehenden Staatsgewalt unterzuordnen. Als Diplomat war er vorsichtig. Zwar hatte er die Rechte studiert, aber sein halbes Leben lang war er Soldat gewesen. Nur ganz kurze Zeit hatte er in Mexiko im Kongresse gesessen, denn, wie schon erwähnt, verließ er den Saal spornstreichs, um seine Truppen gegen General Marquez zu führen, der einen Angriff gegen die Hauptstadt machte. In seinem Leben voll aufreibender Tätigkeit hatte er wahrlich wenig Zeit übrig gehabt, um seine Kenntnisse in der Rechtsgelehrsamkeit und in konstitutioneller Verwaltung zu vermehren.

Hand in Hand mit der friedlichen Entwicklung ging die Verkleinerung der Armee. In der letzten Zeit des Krieges war fast jeder entbehrliche Mann in das Heer eingestellt gewesen — auf der einen oder auf der anderen Seite. Nun wurde die große, die Staatskasse schwer belastende Armee auf mäßigere Verhältnisse zurückgeführt. Sorglich behielt Diaz jeden tüchtigen Offizier, gleichviel, welcher politischen Richtung er angehört hatte; viel Geschick und Takt war nötig, um Elemente zu verschmelzen, die bisher im Kampfe einander gegenübergestanden hatten. Aber Diaz brachte es zuwege, und einige Jahre später besaß Mexiko im wahren Sinne des Wortes eine Nationalarmee. Die hohen Steuern mußten noch bleiben, aber fast zum ersten Male sahen die Mexikaner, daß sie auch Gegenleistungen empfingen. Alte Mißbräuche waren abgeschafft; im ganzen Lande erfreute man sich

der öffentlichen Sicherheit. Die Staatseinkünfte hatten im Jahre 1877 16000000 Dollar betragen, im Etatsjahre 1879/80 überstiegen sie 21000000 Dollar. Der Export hatte sich in demselben Zeitabschnitte von weniger als 24000000 Dollar bis auf 32000000 Dollar erhöht. Gewissenhafte Bezahlung jeder Schuld war feste Regel unter Diaz' Regierung. Und da Wohlstand und Gedeihen sich zusehends mehrten, konnte das Ministerium die von dem Volke getragenen Lasten vermindern. Ehe die vier Jahre seiner Amtsperiode um waren, konnte Diaz dem Kongresse Bericht über die großartigsten Arbeiten zur Hebung der Hilfsquellen des Landes entfalten, die er zum Teil ausgeführt, zum Teil in die Wege geleitet hatte. Telegraphen gingen durch Mexiko von Tepic nach Rosario, nach Monterrey und weiter nordwärts bis zur Grenze, im Süden bis Guatemala und im Osten und Westen nach jeder Richtung hin. Wie ein Netz verbreiteten sich Eisenbahnlinien über das Land und verbanden die entferntesten Staaten. Der Kontrakt für eine Linie wurde bewilligt, die von der Hauptstadt über Queretaro, Leon, Zacatecas und Chihuahua gehen sollte; zwei andere Linien sollten nordwärts Gebiete zu demselben Zwecke verbinden, zu der Erleichterung und Förderung des Handels mit den Vereinigten Staaten; außerdem war eine Bahnstrecke im Bau, die über Guadalajara das Land nach dem Stillen Meere durchquerte. Die mexikanische Kabelgesellschaft hatte sich kontraktlich verpflichtet, ein Kabel von einem Orte in Texas nach Vera Cruz zu legen und so eine Verbindung mit Europa herzustellen. Den Kern einer Flotte bildeten drei in den Vereinigten Staaten für die mexikanische Regierung gebaute Küstenschiffe, die in den Seehäfen Wachtdienst tun, um Schmuggel zu verhindern und den Handel zu schützen. Mexiko macht aber keine Ansprüche, als gefürchtete Seemacht zu gelten.

In diesen vier Jahren hatte sich Mexiko eine ihm gebührende Stellung unter den Staaten errungen. Im Jahre 1879 erkannte die Regierung in Washington endlich Diaz in aller Form als rechtmäßigen Herrscher an und entsandte einen Vertreter nach Mexiko. Zweifellos hatte zu dieser freundlichen Gestaltung der Beziehungen viel die pünktliche Abzahlung der Schulden Mexikos an die Vereinigten Staaten beigetragen. Die Republiken Mittel-Amerikas schickten einen Gesandten gemeinsam für Guatemala, Salvador und Honduras; die Republik Argentinien ernannte einen Generalkonsul. Spanien hatte den alten Hader und Verlust verschmerzt und errichtete eine Gesandtschaft in der Hauptstadt; sein Herrscher lud Mexiko ein, an der internationalen Konferenz teilzunehmen, auf der über Vermeidung

von Verstößen gegen die internationale Gerichtsbarkeit zur See beraten werden sollte. Frankreich betrachtete Maximilians Kaiserzeit wohl nur als eine Episode in seiner Geschichte und stellte sich freundlich zu einer Schwesterrepublik mit so vorzüglichen Aussichten; es eröffnete Verhandlungen zur Anknüpfung von Beziehungen zwischen beiden Ländern, die zur gegenseitigen Zufriedenheit abgeschlossen wurden.

Das war der Erfolg einer Verwaltung, auf den Nationen, die schnellstes Emporkommen anstreben, stolz sein könnten. Alles dieses erreichte ein Volk, das in der Vergangenheit auffallende Unlust zu staatlichen Unternehmungen zeigte, da ihm der Glaube an eine gesicherte Zukunft und das Vertrauen zu seinen Herrschern fehlte. Porfirio Diaz hatte das Werk vollbracht, aber gerade als seine starke Hand und sein klarer Geist unentbehrlich schienen, um die Politik der Konsolidation und Entwicklung weiter fortzuführen und zu einem guten Abschlusse zu bringen, sahen die besten Elemente aus den politischen Kreisen Mexikos voll Besorgnis, daß er die Leitung der Regierung einem andern übertrug. Als Diaz die ihm gemachten Anerbieten abwies, sich einer Wiederwahl zur Präsidentschaft unter einem neuen „régime“ zu unterwerfen, erfüllte er nur ein Gelöbnis, das er in feierlichster Form bei seinem Regierungsantritte abgegeben hatte. Noch mehr, den dabei in Frage kommenden konstitutionellen Grundsatz hatte er als Politiker beständig als besonders wichtig verfochten. In seiner ersten Botschaft an den Kongreß hatte er gesagt:

„Eine der bedeutsamsten, durch die Revolution errungenen Verheißungen war, daß die Regel, welche eine Wiederwahl des Präsidenten der Republik und der Staatsgouverneure verbietet, in Zukunft zu einem unantastbaren Gesetze erhoben werden sollte. Mit Freuden, Mitbürger und Abgeordnete, tue ich daher, was ich meinem Gewissen nach zur Erfüllung der von mir übernommenen Verpflichtungen gegen den Staat tun muß, indem ich Ihnen morgen durch den Staatssekretär den Text zu dem betreffenden Gesetze überreichen lassen werde. Es liegt der gesetzgebenden Körperschaft der Union und der Legislatur der Staaten ob, diese Regel zu einem Gesetze der Konstitution zu erheben.“

Das Gesetz war besonders auf seine Anregung hin neu bestätigt, und er wollte nicht der erste sein, der es verletzte. Es war für Mexiko ein empfindlicher Nachteil, jetzt den Mann zu verlieren, der mit fester Hand die leitenden Zügel hielt, dessen Initiative und persönlicher Einfluß so bedeutsam waren, aber das Opfer mußte den republikanischen Institutionen ge-

bracht werden. Die republikanische Regierungsform mag manche Vorteile bieten, aber wer in einer Monarchie lebt, kann zum Troste sehen, daß es auch in Republiken hindernde Schranken gibt. Die Wiederwahl des Präsidenten für eine zweite Amtsperiode war in Mexiko beständig Ursache zu Revolutionen gewesen. In früheren Zeiten hat sie fast ausnahmslos den Sturz jedes Diktators herbeigeführt. Juarez' erste verlängerte Regierungszeit war durch die Bedrängnisse des Reformkrieges gerechtfertigt, aber eine gesetzliche Wahl mußte ihn später im Amte bestätigen. Auch sein bedeutender Einfluß konnte die Anfeindungen und die Empörung anläßlich seiner letzten Wiederwahl nicht unterdrücken. Bei Lerdo genügte die ausgesprochene Absicht einer erneuten Kandidatur, um blutigen Kampf heraufzubeschwören — lauter Beispiele, die Diaz warnten ein gleiches zu tun. Acht Kandidaten bewarben sich um die Präsidentschaft, und im September 1880 wurde die Wahl zugunsten des Generals Don Manuel Gonzalez entschieden.

Gonzalez war nicht, wie viele annahmen, ein Blutsverwandter von Diaz, sondern ein compadre, ein Wahlverwandter, eine Form von Zusammengehörigkeit, die im ersten Kapitel dieses Buches näher erläutert ist; daher verlangten alter Brauch und die Gesellschaft, daß zwischen ihnen unbegrenztes Vertrauen, Achtung und Zuneigung herrschten.

Während der Regierung von Gonzalez tritt unvermutet ein Roman in General Diaz' Leben, so müssen wir uns vorläufig von Kampf und Streit, Politik und Staatsangelegenheiten abwenden, um zu sehen, wie eine Frau den Mann — ein Kind den Veteran umwandelte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Einfluß einer Frau.

Als ich eines Nachmittags mit der Gemahlin des Präsidenten nach Schloß Chapultepec hinausfuhr, bat ich sie, mir zu erzählen, wie sie ihren Gemahl kennen gelernt hatte. „Meine erste Erzieherin," begann sie, „war eine Amerikanerin; als sie sich aber nach einigen Jahren verheiratete, erhielt ich eine englische Erzieherin, mit der ich oft auf unseren weiten Spaziergängen über alle möglichen Dinge in englischer Sprache plauderte. Mein Vater war ein eifriger Anhänger des Präsidenten Lerdo, also ein Gegner von Diaz, aber obgleich ich damals noch ein Kind war, hatte ich voll Begeisterung alle bewundernswerten Taten des großen Generals verfolgt. Mit meiner Erzieherin besprach ich eifrig alles was General Diaz betraf, wir machten ihn zu unserem Helden und schwärmten für ihn, freilich nur heimlich, denn in unserem Hause durfte sein Name nicht genannt werden. Ich freute mich, wenn ich ihn auf Bildern bewundern konnte, oft sah man ihn darauf an der Spitze seiner Truppen reiten, und ich meinte, er müßte gut sein, denn er sah so freundlich, stark und tapfer aus; ich hatte jedoch nie Gelegenheit, ihn in Wirklichkeit zu sehen. Die Zeit verging; 1876 zog er in Mexiko ein, Señor Lerdo war entflohen, meines Vaters Partei gestürzt und General Diaz wurde Präsident. O, mit welchem Interesse verfolgte ich alle Vorgänge! Meine Erzieherin las die Zeitungen und erzählte mir von dem berühmten Einzuge in Mexiko, von allem, was danach geschah, und wenn wir auf dem Wege nach Chapultepec — auf demselben, den wir jetzt zurücklegen — spazieren gingen, hoffte ich immer meinem Helden einmal zu begegnen; meine Begeisterung für ihn wuchs, aber mein Wunsch erfüllte sich nie. Als er vier Jahre Präsident gewesen war, legte er sein Amt nieder und gewann Zeit, sich auch in Gesellschaft zu bewegen. Da endlich, auf einem meiner ersten Bälle, durfte ich den Vielgefeierten sehen. Ich war noch sehr, sehr jung und hoffte kaum, daß er es der Mühe wert halten würde mich anzuschauen,

aber er tat es. Er wurde mir vorgestellt und ich erinnere mich noch meiner Erregung dabei. Vor Schüchternheit konnte ich kaum ein Wort hervorbringen, aber er war so liebenswürdig und freundlich, daß er mir im Leben noch besser gefiel als das Phantasiegebilde, das ich bisher verehrt hatte."

In dieser psychologisch wichtigen Stunde, in dem verhängnisvollsten Augenblick für des Präsidenten spätere Laufbahn, kreuzte seinen Pfad eine Frau, — für ihn gerade die rechte. Diaz hatte schon Riesenerfolge durch die Herstellung von Ruhe und Frieden im Lande erzielt, er hatte den Grund zu dessen heutiger Größe gelegt, aber ihn umgaben Leute, auf die er sich nicht immer verlassen konnte. Schmarotzer umringten ihn, die offenen Feinde waren noch weniger gefährlich, als die geheimen, Neider suchten ihm zu schaden und selbst Männer, die er durch Vertrauensstellungen geehrt hatte, trachteten gewissenlos danach, ihn aus dem Amte zu verdrängen. Das war sogar für einen Mann wie Diaz, für einen, der so starke Nerven, so viel Kraft und Selbstüberwindung besaß, aufreibend. Er führte ein schweres Leben ohne Erholung und Ruhe. Die Gesellschaft zog ihn jetzt, da er mehr freie Zeit hatte, auch nicht gerade an, er war ein Fremdling in ihr und brachte ihr nicht viel Zutrauen entgegen. So stand General Diaz trotz seiner großen Erfolge, seiner Macht und Popularität anscheinend ganz allein.

Carmen Rubio war die älteste der drei Töchter des bedeutenden und viel gesuchten Advokaten Don Manuel Romero Rubio, eine echte Spanierin, mittelgroß, zierlich, mit hübschen Händen und Füßen und einem Schwanenhalse, aber sie hatte nicht die schmachtenden, schläfrigen Augen, die vielen spanischen Schönheiten eigen sind, sondern blickte frisch und offen in die Welt. Ihre dunkeln, lebhaften Augen verrieten den klaren Geist; sie war für eine Mexikanerin spanischer Abstammung außergewöhnlich gut erzogen; leider hat man erst in jüngster Zeit begonnen, die Erziehung der Frauen mit mehr Verständnis und Sorgfalt zu leiten.

Damals waren in Mexiko die sogenannten „Kotillonbälle" Mode, die wöchentlich einmal stattfanden, und auf einem dieser Bälle sahen Porfirio Diaz und Carmen Rubio sich zum ersten Male. Seine Freunde behaupteten, es war Liebe auf den ersten Blick, denn vom ersten Augenblicke an begann Diaz Carmen mit zarten Aufmerksamkeiten zu umgeben, und auf dem dritten oder vierten Balle waren alle darin einig, daß Carmen, die zierliche, vornehme, feingebildete und Diaz, der rauhe, einfach erzogene Soldat bescheidener



Frau Präsident Diaz

Herkunft, sich liebten und einen Bund für das Leben schließen würden. Es war natürlich, daß Carmen ihm als die Verkörperung von Anmut und Liebreiz erschien. Ihm schmeichelte ihre Begeisterung für den Helden des Tages, ihn bezauberten ihre schönen Augen, ihr vornehmes Wesen, sie schien alles zu besitzen, was ihm fehlte. Allein, so sehr er sich zu ihr hingezogen fühlte, meinte er, in ihr nichts anderes sehen zu dürfen, als ein hübsches Kind, — sie war kaum halb so alt, als er — und die Tochter eines politischen Gegners. Allein das Schicksal ist mächtiger als alle Weisheit; Carmen und Diaz waren für einander geschaffen, und gerade zu der Zeit, als Diaz sich oft recht einsam fühlte — um so einsamer, je größer die Menge war, die ihn umgab, — mußte er die heitere, kluge, liebliche Carmen Rubio kennen lernen. Ohne Zweifel erkannte er sofort, daß sie alle andern jungen Damen in den Schatten stellte, — durch ihre anmutige Erscheinung, durch ihre höhere Bildung und durch ihren liebenswürdigen Charakter. Und Liebe, innige, leidenschaftliche, verzweifelte Liebe ergriff ihn; es war ein echter Roman. Mit unwiderstehlicher Gewalt überkam es ihn, der Boden schwand ihm unter den Füßen, die Leidenschaft riß ihn mit sich fort. Die seltsamsten Widersprüche rief die Liebe wach, Liebe und Haß sind Licht und Schatten im Menschenleben, und beide hat Diaz zu jener Zeit empfunden. Carmen Rubio hatte sich in dem Netze ihrer kindlichen Heldenverehrung gefangen; lange ehe sie ihn gesehen, lebte er als ein mit einem romantischen Schimmer umgebenes Idol in ihrem Herzen.

Während seiner vierjährigen Amtsperiode hatte er sich oft nach Liebe, nach einer heiteren, klugen Gefährtin, aber nach einer feiner gebildeten, aus vornehmeren gesellschaftlichen Kreisen gesehnt. Keine Frau hat je eines Mannes Leben nachhaltiger und stärker beeinflußt, als Carmen Rubio es später tat; Diaz fand bei ihr die ersehnte Liebe und Sympathie, die treue Zuverlässigkeit, den feinen Takt, die Vornehmheit im Denken und Wesen, — alles was er in dem rauhen Lagerleben, das er bisher geführt, oft vermißt hatte. Ihre Verbindung brachte beiden Teilen das höchste Glück; indem sie sich ergänzten, gelangten beide durch ihre Liebe zu höherer Vervollkommnung. Ohne Carmens Einfluß wäre Porfirio Diaz heute nicht der feine, höfliche Mann mit dem sympathischen, menschenfreundlichen Wesen, das ihn auszeichnet, und niemand erkennt das williger an, als er selbst. Sie sind jetzt fast ein Vierteljahrhundert verheiratet. Man erwartet von der Ehe oft zu viel und erlangt zu wenig, aber Carmen und Porfirio leben zusammen wie treue Kameraden und gute Freunde und stehen sich einander in wirklich

herzerfreuender Weise bei. Bei ihnen herrscht Übereinstimmung in Gedanken und Neigungen, aber die Frau bringt den Sonnenschein in ihres Mannes Leben. Sie hält ganz vortrefflich Haus, mit feinstem Geschmack und strengster Sparsamkeit. Von Staatsangelegenheiten versteht sie so viel, um dafür Interesse zu haben, doch quält sie ihren Mann nicht mit Fragen. „Ich frage ihn nie nach Politik oder dergleichen," sagte sie einmal zu mir, „wenn mein Mann will, daß ich etwas erfahre, erzählt er es mir auch ungebeten, und tut er es nicht, oder scheint er müde und angegriffen zu sein, wenn er aus dem Palaste kommt, so fühle ich instinktiv, daß etwas nicht nach Wunsch gegangen ist; das beste Heilmittel ist dann den Geist abzulenken, und ich suche ihn für andere Dinge zu interessieren." Das beweist Klugheit und Takt, und daher gewinnt sie Zeit, ihm manchen Bericht über Not und Elend an das Herz zu legen; sie heilt jährlich ebensoviele Wunden in Familien, als er Geschäfte im Staate erledigt. Zahlreiche romantische Legenden umgeben den Namen Porfirio Diaz, leider ist die hübsche kleine Geschichte, daß er sich in früher Jugend „durch Stellvertretung" verheiratete, erfunden. Ehe die Eisenbahnen weitere Reisen erleichterten, kamen solche Heiraten oft in Mexiko vor, auch heute noch sind sie nichts Ungewöhnliches. So heiratete einst auch ein bekannter Advokat in Mexiko seine liebliche Braut Agustina Castallo, die weit fort an der Küste des Golfes von Mexiko in der durch ihren Hafen und die Tarponfischerei berühmten Stadt Tampico lebte; Eisenbahnverbindung gab es damals nicht, und der Bräutigam bevollmächtigte einen Freund in Tampico ihn bei der Zivil- und kirchlichen Trauung zu vertreten. Als viele Tage später die Braut nach Mexiko kam, wurde auf dem Standesamte die bürgerliche Trauung und auch die priesterliche Einsegnung mit dem richtigen Bräutigam nochmals wiederholt.

Das waren die Eltern von Carmen Rubio. General Diaz' Hochzeit fand im Frühling 1883 statt, während er kein Amt bekleidete; die schöne Carmen wird vom Volke vergöttert, sie nennen sie „Carmelita" oder „die liebe kleine Carmen".

An den Palast stößt die Dienstwohnung des Präsidenten, die Lerdo, Diaz und auch Gonzalez benutzt hatten. Als Diaz aber wieder Präsident wurde, hatte das junge Paar sich im eigenen Hause in der Cadenastraße so behaglich eingerichtet, daß sie beschlossen, dort wohnen zu bleiben. Die Amtsperiode sollte ja nur vier Jahre dauern, sie ahnten nicht, daß sie immer länger ausgedehnt werden sollte; General Diaz wurde jetzt zum siebenten Male gewählt und zwar für die Dauer von sechs Jahren.

Bald nach der Heirat ging Diaz mit seiner jungen Frau nach seiner Heimatsstadt Oaxaca als Gouverneur des Staates. Dort verlebten sie neun glückliche Monate. Sie waren nicht reich und hatten ihr Haus bescheiden eingerichtet. In seinen Mußestunden durchstreifte Diaz gern die Gegend zu Pferde, oder er jagte in den Bergen. Dabei begleitete Carmelita ihn nicht; es war nicht Sitte, daß spanische Frauen sich am Sport beteiligten, und obgleich Carmen vorurteilsfreier und besser erzogen war, als die meisten ihrer Mitschwestern, wohl bewandert in Sprachen und in der Literatur, fehlten ihr die Kenntnisse und auch jede Neigung für alles, was Sport heißt; sie konnte weder reiten noch ein Gewehr handhaben. Auch heute noch führen die Frauen in Mexiko ein mehr zurückgezogenes Leben. Mangel an Bewegung ist jedoch der Gesundheit schädlich, gerade so, wie ein Übermaß davon manchen Haushalt in England zugrunde richtet.

Diaz fühlte sich natürlich in Oaxaca unter den Freunden aus seiner Jugendzeit glücklich; er kannte jeden Stein, jedes Haus und freute sich, alles seiner jungen Frau zu zeigen. Da sie sich auch nicht dazu entschließen wollte, wie die Eingeborenen es tun, im Frauensattel zu reiten, fuhr er viel mit ihr aus. Sie besuchten Freunde in den Haziendas (Landgüter, auf denen Zuckerrohr, Kaffee, Mais, Tabak, Reis oder Kautschuk gebaut oder gewonnen wurde), pflegten den Verkehr mit Carmens Verwandten aus Mexiko und standen dauernd in Berührung mit dem Präsidenten Gonzalez und den leitenden Staatsmännern. Zu ihren Lieblingsausflügen gehörte die Fahrt nach den großen Tempelruinen von Mitla — einem wundervollen Orte, den ich auch als Gast des Generals Diaz und des Staates unter ganz besonders angenehmen Umständen besuchte. Diese Tempel und begrabenen Städte sind Kapitel aus der Geschichte Mexikos; niemand kann ersetzen, was daran zerstört wird; Mexiko muß die alten Ruinen als stolzeste Besitztümer hüten, sie sind einzig in ihrer Art, kein Stein dürfte durch die Hand eines jetzt Lebenden verdorben werden. Was einmal entstellt oder zerstört wurde — leider ist das bei den meisten Wandmalereien in Mitla der Fall — ist für immer dahin, und Mexiko verliert einen Reiz, der es für alle Welt anziehend macht. In schwerer Zeit hat die Regierung ihre Schätze nicht sorgsam genug behütet, jetzt, unter Diaz' weisem Regiment, ist alles anders geworden.

Die alten mexikanischen Handschriften wurden auf Baumwollstoffen, präparierten Häuten, Aloeblättern oder auf einer Zusammensetzung aus Seide und Gummi gemalt. Lord Kingsborough brachte in seinem wundervollen Werke über Mexiko Reproduktionen solcher alten Handschriften. Durch die

Bilder bekommen wir einen Begriff von dem prachtvollen Kolorit, das sie in jenen Tagen ihren Malereien gaben, von der phantastischen Kleidung der Indianer, von dem Reichtum und der Prachtentfaltung, in der Mexiko dem alten Rom nicht nachstand. Und als der Abendhimmel in Purpurglut erstrahlte, erstanden die Bilder vor unseren Augen. In dem einsamen stillen Tale zwischen den Tempelruinen und Palästen sahen wir im Geiste die alten Zapotecindianer ihren Siegestanz um die unglücklichen Kriegsgefangenen aufführen, die zum Opfertode bestimmt waren. Wir sahen sie mit dem Federschmucke, den Juwelen, den goldenen Brustschildern und alten Waffen, wie sie uns die wenigen Überreste der Wandmalereien lebhaft vor Augen führen, wir glaubten fast das Wehgeschrei der Opfer zu hören, deren Blut über den Opferstein mitten in Mitla strömte, wir sehen, wie die entseelten Körper zu den großen Banketthallen hinter den Tempeln zum Mahle geschleppt, wie sie verschlungen wurden, und — wie auch Frauen sich daran ergötzten; sie wurden zu jener Zeit gut behandelt und teilten alle Genüsse (?) der Männer, in keiner Weise schloß man sie aus, im Gegenteil, sie lebten frei und unabhängig, wie es noch heute die Zapotecfrauen auf dem Isthmus von Tehuantepec tun. Vielweiberei war wohl gestattet, aber nur bei den Herrschern gebräuchlich. Es berührt seltsam, wenn man bedenkt, daß unsere Vorfahren im Norden Europas noch mehr oder weniger Barbaren waren, als Confucius die Chinesen lehrte, ihre schon alten Gebräuche und Sitten zu achten, als Tolteken, Azteken und Zapoteken schon eine hohe Kultur aufzuweisen hatten. In jenem Tale in Oaxaca gibt es seltsame Höhlen, in denen noch jetzt Leute wohnen; sie erinnern an die im Innern Siziliens liegende, alte griechische Stadt Castrogiovanni, das Henna oder Enna der Alten. Frau Diaz besuchte oft diese Höhlenbewohner, sie lernte in jener Zeit viel und machte sich mit dem Charakter und dem inneren Leben des Volkes vertraut.

Das Dorf Mitla ist fast ebenso interessant wie die Ruinen; dort wohnen die Nachkommen der Erbauer jener mächtigen Tempel. Sie haben sich in Sitten und Gewohnheiten viel von der Ursprünglichkeit bewahrt, hauptsächlich beschäftigen sie sich damit, ihr Land zu bebauen und für ihr Vieh und ihre Schafe zu sorgen; sie wohnen in kleinen Bambushütten, die gewöhnlich nur einen acht zu zwölf Fuß im Geviert großen Raum enthalten. Die wohlhabenderen Zapotecindianer bauen sich noch eine Küche an, einen ganz kleinen, zeltähnlichen Raum, in dem die Hausfrau die Tortillas bereitet und auch große Wäsche hält. Eine Familie erregte be-

sonders unser Interesse. Die etwa 30jährige Mutter war für ihr Alter eine hübsche Frau, und die älteste 17jährige Tochter besonders lieblich; sie war zierlich, höchstens fünf Fuß groß — das gewöhnliche Maß der Indianer — und hatte eine schöne nußbraune Hautfarbe. Ihr hemdartiges Gewand ließ Hals und Arme frei und zeigte ihre schön entwickelten Formen. Als Talisman trug sie um den Hals eine rote Korallenkette und seltsam gefärbte Perlen. Das lange, schwarze Haar hing in zwei mit rotem Band durchflochtenen Zöpfen herab. Die Mutter trug die Flechten um den Kopf gewunden, sie sahen, da grüne Wolle sie durchzog, wie ein Lorbeerkranz aus. Eine andere Tochter hatte so lange Zöpfe, daß sie ihr nachschleppten — durchaus nichts Ungewöhnliches bei den Indianern. Mutter und Tochter trugen als Untergewand den üblichen langen Stoffstreifen, und da sie gerade einen fertig gewebt hatten, zeigten sie ihn mit großem Stolz. Drei aus grobem, schwarzem Garn gewebte Streifen wurden mit bunter Wolle zusammengenäht und ergaben dann einen fast eine englische Elle breiten, acht Fuß langen Schal; ein Ende wurde zwischen den Knien festgehalten, das andere um den Körper geschlungen und in der Taille durch eine Schärpe befestigt; er muß diese Länge für den richtigen Faltenwurf haben und auch, um den Körper genügend zu verhüllen. Die Füße bleiben unbekleidet. Das jüngste der fünf Kinder hatte, wie es von altersher in jener Gegend Brauch war, genau denselben Anzug wie sein Vater an, lange weiße Leinenhosen und einen Leinenrock, was sehr possierlich aussah. Der Junge mußte mich begrüßen und küßte mir die Hand, aber ich fuhr ordentlich erschreckt zurück, so kalt waren sein kleiner Mund und die Hände; ich glaube, die Indianer müssen so geringe Blutwärme haben, denn bei jedem Händedruck fühlte ich, wie eisig und feuchtkalt die Hände waren. Trotz ihrer schönen Gestalt und guten Haltung haben sie etwas Unheimliches — Schlangen- oder Fischähnliches — an sich. Sie mögen gar nicht das Bedürfnis nach wärmerer Kleidung haben, sonst könnten sie sich solche besorgen, aber ich hätte sie gern mehr einhüllen mögen, um ihr kaltes Blut zu wärmen und ihnen größeres Behagen zn schaffen. Wie schon erwähnt, gehörten Juarez und viele der Generale, die gegen Maximilian fochten, zu den Zapotecindianern, die gerade aus diesem Tale stammten.

Von Oaxaca aus unternahm General Diaz eine Reise nach den Vereinigten Staaten; nur zweimal hat er bis jetzt in seinem langen Leben die Landesgrenze überschritten; das erstemal war es bei jener Reise während des Feldzuges gegen Präsident Lerdo, wo er zwischen New Orleans und Vera Cruz fast das Leben einbüßte. Dieses Mal fuhr er nach St. Louis,

um dort die durch Kapitän Eades gebaute Brücke zu besichtigen. Eades stand in Unterhandlung mit General Diaz wegen der Ausführung eines neuen Planes; er wollte ganze Schiffe auf Eisenbahnzüge heben und sie so über den Isthmus von Tehuantepec vom atlantischen nach dem stillen Ozean transportieren. Eades starb, und sein Plan blieb unausgeführt. Daher hat jetzt eine englische Firma, Messrs. S. Pearson und Sons, die Bahn von Coatzacoalcos nach Tehuantepec und Selina Cruz neu gebaut. Obgleich General Diaz nicht mehr Präsident war, hatte er in der Zwischenzeit so viel zu tun und die Wahrscheinlichkeit seiner Wiederwahl war so groß, daß man ihn in den Vereinigten Staaten fast wie den Vertreter der obersten Staatsgewalt ehrte. Er reiste mit seiner Frau zu Wagen bis Tehuacan, dann mit der Maultierbahn etwa 20—30 engl. Meilen bis Esperanza, mit der Eisenbahn bis Vera Cruz und zu Schiff bis New Orleans. Dort empfing sie im Namen des Präsidenten Arthur der Hon. John W. Foster; ich hatte später mehrmals das Vergnügen ihn in Mexiko zu treffen, wo er eine Zeitlang Vertreter der Vereinigten Staaten gewesen war. Als einer der geschicktesten Diplomaten hatte er seinerzeit hervorragenden Anteil an den Friedensverhandlungen zwischen China und Japan; er gehört zu den beliebtesten und bekanntesten Männern in den Vereinigten Staaten. Als eine Aufmerksamkeit des Präsidenten erwartete Diaz und seine junge Frau in New Orleans ein schön ausgestatteter Sonderzug. General Diaz spricht noch ganz begeistert von der Reise:

„In Chicago wurde uns ein herrlicher Empfang bereitet — wärmste Begrüßung, schöne Blumen, Flaggenschmuck in mexikanischen Landesfarben. Drei Tage hielten wir uns in Washington auf, waren zum Diner in das Weiße Haus eingeladen und hatten unsere Freude an der sehr schönen Stadt. Dann besuchten wir New York, Niagara und Boston, leider alles so eilig, daß ich nicht so viel von Amerika sah, als ich mir wünschte."

Diaz hofft das Versäumte nachzuholen, da er nicht in zu ferner Zeit eine Reise nach den Vereinigten Staaten und nach Europa unternehmen will. Wie verschieden mutet uns diese zweite Reise von Diaz mit allem Glanz und Prunk und den festlichen Empfängen an, gegen die erste, zehn Jahre frühere, als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war.

Carmen Diaz hat ihrem Gemahl bei der Schöpfung des heutigen Mexiko treulich geholfen. Durch ihren Takt, ihre feine Bildung — denn sie steht darin allen Frauen Mexikos voran, — ihr liebreizendes Wesen, ihre Liebenswürdigkeit und Herzensgüte hat sie sich die Liebe und Sympathie des Volkes

errungen und dadurch die Kette, die Mexiko zusammenhält, noch fester geschmiedet. Ihr Gemahl nennt sie gern seine rechte Hand. Ihre weibliche Sanftmut beeinflußte ihn günstig zu der Zeit, als eiserne Strenge nicht mehr nötig war, zu milderem, mehr diplomatischem Vorgehen. Nichts ist herzerfreuender, als das Paar zusammen zu sehen. Der strenge Herrscher entäußert sich dann aller Regierungssorgen und wird zum aufmerksamen Liebhaber. Die Höflichkeit, mit der er sie begrüßt, das glückliche Lächeln, wenn er sie ansieht, die liebenswürdige Art, mit der er zu ihr spricht und ihre Herzlichkeit, der Zauber ihres Wesens im Umgange mit ihm, die freundlichen Bemühungen um sein Behagen beweisen immer wieder, daß sie eine ideale Ehe führen, im wahren Sinne des Wortes.

Mit großer Freude denke ich an meinen ersten Besuch bei dem Präsidenten. Es ist Regel, daß er ausnahmslos jeden während der Dienststunden im Palaste empfängt, aber auf meine Empfehlungen hin erhielt ich durch einen seiner besten Freunde eine Einladung in seine Privatwohnung in Cadena. Das war eine große Ehre, er empfing mich auf Treu und Glauben nicht offiziell, sondern als Gast. Ich sah dem Empfange bei dem Herrscher des Landes, der, wie man mir sagte, nur spanisch spräche und kein großer Freund der Frauen wäre, mit Bangen entgegen; ich wünschte mir ein Mann zu sein. Als Standquartier hatte ich mir in einem Hotel Zimmer genommen, da ich während meines langen Aufenthaltes in Mexiko mein erstes Buch zu schreiben gedachte; von dort holten meine neuen Freunde, Señor Don Guillermo de Landa y Escandon, Gouverneur des Bundesdistriktes Mexiko, und seine liebenswürdige Gemahlin mich in ihrem schönen Wagen mit edlen englischen Pferden und einem englischen Kutscher ab. Als wir uns dem einfachen Hause in Cadena nahten, flogen die Torflügel auf und wir fuhren auf den Hof. In Mexiko bewohnt niemand das untere Stockwerk; die Räume dort nimmt teils die Dienerschaft ein, teils benutzt man sie als Wagenremise, zu Ställen und dgl. Eine Marmortreppe führte zu dem ersten Stockwerke, das alle Wohnräume enthielt. Die Galerie mit den Blumen und Pflanzen war ohne Schutz den Elementen preisgegeben, das ist eine Eigentümlichkeit bei den mexikanischen Häusern. Im Sommer ist es glühend heiß, im Winter, obgleich die Sonnenstrahlen kräftig wirken, oft grimmig kalt, aber die an Hitze gewöhnten Mexikaner haben in den Häusern keinerlei Heizvorrichtung, weder Kamine, noch Zentralheizung, und dazu sind die Vorhallen offen. Daher herrscht in den Wohnungen mit den blanken Fußböden, den zierlichen Möbeln und leichten Vorhängen gewöhnlich eine

empfindliche Kälte; wenn man abends in das Schlafzimmer tritt, durchschauert es einen förmlich. Die natürliche Folge davon ist, daß Lungenentzündungen, die oft tödlich enden, häufig vorkommen.

Die Galerietür war geöffnet, und einige Diener in englischer Livree führten uns hinein. Am Ende der Galerie lag ein reizendes kleines Empfangszimmer, aus dem man in des Präsidenten Privatheiligtum gelangen konnte; wir wurden aber in den anstoßenden großen Salon geführt, ein langes schmales Zimmer mit mehreren Fenstern nach der Straße; dieses hatte wirklich einen Kamin mit der üblichen Ausstattung, aber später sah ich, wie selten ein wärmendes Feuer angezündet wurde. Frau Diaz empfing uns, und man fühlte sich sofort zu ihr hingezogen, als sie nicht nur ihre Freunde, sondern auch mich, die Fremde, mit herzgewinnender Freundlichkeit begrüßte. Sobald sie merkte, daß sie besser englisch als ich spanisch sprach, unterhielt sie sich mit mir in meiner Muttersprache. Nach einigen Minuten erschien der Präsident; mit höflicher Verneigung sprach er sein Bedauern aus, nicht englisch zu können, es hätte ihm immer an Zeit gefehlt, die Sprache zu lernen, obgleich er sie für so wichtig hielt, daß er sie jetzt in allen Schulen lehren ließ. Er legte außerordentliches Gewicht auf die Volksbildung, sagte er, aber sie müßte allmählich fortschreiten. „Laßt die Leute erst ordentlich lesen lernen, so werden sie von selbst danach streben, sich mehr Kenntnisse anzueignen.“ Um ihre Bildung zu fördern, ermutigte er die Leute zum Zeitunglesen. Zu dem Zwecke ließ er in Mexiko eine Tageszeitung drucken, die für einen halben Cent verkauft wurde. Die Landleute lesen sie so gern, daß täglich über 100000 Exemplare abgesetzt werden; es ist gewiß das billigste Blatt der Welt. Vor zwei bis drei Jahren hätte man in Mexiko keinen lesenden Bauern finden können, heute ist das keine Seltenheit, und in der Hauptstadt wird das Blatt mit Gier verschlungen. General Diaz hat vortreffliche Einrichtungen getroffen, nach denen jeder Indianer gezwungen wird, lesen, schreiben und rechnen zu lernen; eine Weiterbildung steht in seinem Belieben. „Ich hoffe, diese Bildung wird den Wissenstrieb erwecken und unendlich viel Gutes stiften“, sagte er. Beim ersten Besuche begegneten wir uns förmlich wie Fremde, aber als ich abreiste, verkehrten wir ganz anders mit einander, und bei meiner Wiederkehr nach dreieinhalb Jahren wurde ich aufs herzlichste wie eine alte Freundin begrüßt.

Es kommt jedenfalls nicht häufig vor, daß ein so hervorragend bedeutender Mann eine ihm in ihrer Art ebenbürtige Gemahlin findet. Ihre umfassenden Kenntnisse sind erstaunlich, wenn man bedenkt, daß sie in einem Lande ge-



Schloss Chapultepec
General Diaz' Sommerresidenz

boren und erzogen ist, wo die Frauen dem Herkommen gemäß im Hintergrunde gehalten werden, wo selbst in den vornehmen Familien ihre Bildung mangelhaft ist, und die Töchter aus dem Volke oft eine bessere Erziehung erhalten. Frau Diaz ist aber nicht nur in Sprachen gewandt, sie ist wohl bewandert in der Literatur und Kunst aller Völker; sie hat Geschick zu allen Frauenarbeiten, das lebhafteste Interesse für alles, was in der Welt vorgeht, und sie bewegt sich mit der liebenswürdigen Anmut einer Königin. Überall würde sie als bedeutende Frau Anerkennung finden, wie viel mehr ist das in einem Lande der Fall, in dem die Frauen dem Manne so tief untergeordnet sind. Ganz besonders vorteilhaft zeigt sie sich als sorgliche, liebevolle Stiefmutter. Als sie heiratete, waren die drei Kinder des Präsidenten, zwei Töchter und ein Sohn, wenig jünger als sie, aber vom ersten Augenblicke an widmete sie ihnen mütterliche Fürsorge. Die älteste Tochter Luz ist an Francisco Rincón Gallardo verheiratet, einen sehr vermögenden Mann und Mitglied des Kongresses; sie haben vier Kinder. Die zweite Tochter, Amada, heiratete Ignacio de la Torre; er stammt aus einer der ältesten spanischen Familien und gehört zu den bedeutendsten Kapitalisten der Hauptstadt. Diaz' einziger Sohn, Hauptmann Porfirio Diaz, wurde 1872 geboren; er sieht noch auffallend jung aus. Seiner Ehe mit Señora Luisa Raigosa sind drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, entsprossen, so hat der Präsident also zwei Enkel, die seinen Namen führen. Porfirio Diaz ist Hauptmann, aber so sehr er seinen Vater verehrt, hat er keine Neigung, als Militär seinem großen Vorbilde nachzueifern; seine Begabung führt ihn auf ein anderes Feld. Zwei Jahre hat er in England das Ingenieurfach studiert und ist bedeutend als Ingenieur und Architekt. Wie sein Vater ist er unablässig tätig, auch sein einnehmendes Wesen, das Liebenswürdige, Höfliche hat er von ihm geerbt. Hauptmann Diaz ist Chefingenieur der „mexikanischen Gesellschaft für Bau- und Ingenieurwesen“ G. m. b. H., die schon Hervorragendes geleistet hat. Männer wie Napoleon pflegen zu erstreben, daß ein Wahlamt erblich gemacht wird, damit ihre Söhne, so unfähig sie dazu auch sein mögen, ihnen in der Regierung folgen können. Diaz aber hat nie gewünscht, Gründer einer erblichen Dynastie zu werden.

Seit zwanzig Jahren, seitdem er zum zweitenmal den Präsidentenstuhl einnahm, haben Porfirio Diaz und Carmelita ruhig und glücklich in Cadena gelebt. Für die Sommermonate verlegten sie den Haushalt nach Schloß Chapultepec, der historischen Residenz aller Diktatoren, aller Herrscher Mexikos, die Montezuma einst auf hohem Felsen erbaute. Eine Erinnerung an

Maximilian sind die Malereien in pompejanischem Stile, mit denen er die offenen Hallen rings um den Garten auf dem Dache schmücken ließ; die wenig schönen Malereien verdecken zum Glück herrliche Palmen, Bougainvillea, Geißblatt, Dattelpalmen und Bananen, die acht bis zehn Fuß hohe scharlachrote und goldgelbe Kresse; Passionsblumen, Veilchen und Heliotrop erfüllen die Luft mit balsamischem Wohlgeruch, und Schlingpflanzen bilden ein üppiges, dichtes Gewirr. Bei Sonnenuntergang ist es herrlich, die schöne Aussicht von Schloß Chapultepec zu genießen und auf dem Balkon den Tee, — richtigen englischen Tee, und Kuchen einzunehmen, den die Schloßherrin kredenzt. Frau Diaz hat viel Ähnlichkeit mit der Königin Alexandra, nicht nur in der ruhig vornehmen Haltung, in der schönen Gestalt, sondern auch in der geschmackvollen Art sich zu kleiden; sie ist natürlich viel jünger und als Spanierin brünetter.

Chapultepec hat weder den Umfang, das Machtvolle eines Schlosses, noch das Gemütliche, Behagliche eines Landhauses, aber seine Lage auf einem hohen Felsen inmitten einer weiten Ebene gewährt ihm den Vorzug einer selten schönen Aussicht über ein Panorama, wie man es so großartig nicht oft in der Welt findet. Zu unsern Füßen breitet sich die 1428 von den Azteken unter dem Namen Tenochtitlan gegründete Stadt Mexiko aus, umgeben von Seen, die einst — vor Millionen von Jahren — wohl das ganze Tal mit Wasser füllten. In einer Entfernung von zehn englischen Meilen beginnt, fast senkrecht aus dem Talgrunde aufsteigend, eine mächtige Bergkette. Zur Rechten erhebt sich der Vulkan Popocatepetl, ein etwa 17782 Fuß hoher Bergkegel und neben ihm der schneebedeckte, fast 16062 Fuß hohe Bergriese Ixtaccihuatl. Sie machen einen noch majestätischeren Eindruck als die Alpen, weil sie einzeln mit ihren Schneegipfeln zum Himmel emporragen und das weite Tal vor ihnen noch ihre Macht und Größe erhöht. Beim Schauen ergreift uns das Gefühl des Unermeßlichen, Unbegrenzten, das keine Schranken einengt. Als ich den Anblick zum ersten Male genoß, hatten wir einen herrlichen Sonnenuntergang, auf den schneeigen Gipfeln lag ein rosiger Schein, die Wolken jagten in wilder Flucht am Himmel — das ist eine Eigentümlichkeit in Mexiko — in einem Augenblick erschien das ganze Bild in rote Glut getaucht, im nächsten hüllte es tiefes Dunkel ein, als wäre ein Vorhang vom Himmel aus herabgelassen. Nirgends auf meinen weiten Reisen habe ich eine so überwältigende schöne Aussicht genossen, wie jene großartige von Schloß Chapultepec in der schnell wechselnden Abendbeleuchtung. Die Mexikaner können mit Recht stolz sein auf ihr

schönes Land. Dem Publikum ist der Park unten freigegeben, wo unter wundervollen Cypressen die Musik spielt und Belustigungen aller Art stattfinden. Aber niemand darf ohne Erlaubnis den Berg ersteigen, eine Ausnahme machen die Studenten der Militärakademie, sie genießen mit dem Präsidenten das Vorrecht, auf der Höhe leben zu dürfen. Nach Sonnenuntergang macht die vornehme Welt ihre Spazierfahrten. Auf und nieder, auf dem schönen Boulevard von und nach Chapultepec rollen die geschlossenen Equipagen im Dunkel der Nacht, ein Zwielicht gibt es nicht — das nennen sie Genuß und Erholung. Vornehme Damen sieht man selten bei Tageslicht, höchstens bei der Frühmesse; wie Fledermäuse kommen sie nur im Dunkeln zum Vorschein, und doch dürfen sie das helle Licht nicht scheuen, denn viele sind außergewöhnlich schön; sie zeichnen sich durch prachtvolles Haar, herrliche dunkle Augen und wundervolle Zähne aus. An einem Winternachmittage gegen 4 Uhr fuhren Frau Diaz und ich zum Tee nach Chapultepec und meine Vorliebe für frische Luft kennend, hatte sie eine offene Viktoria bestellt; wir waren vielleicht die einzigen, die sich bei dem schönen Wetter nicht in einem geschlossenen Brougham verbargen.

Wie schon erwähnt, ist Mexiko voll Poesie und Romantik, auf Weg und Steg begegnet man schönen Sagen aus alter Zeit. So erzählt man auch, in dem von einer Quelle gespeisten Teiche am Fuße des Chapultepecberges, unter den wunderbar schönen alten Bäumen, hause die Wassernixe Malinche, die Göttin der Liebe und Güte; voll Huld und Freundlichkeit locke sie den Vorübergehenden durch süßen Gesang in ihr Reich. Aber zur Nachtzeit fliehe sie Meilen und Meilen weit fort, sie jammere und klage und richte oft großes Unheil an. — Der Weg den Berg hinauf ist beschwerlich; zur Benutzung für den Präsidenten führt jetzt durch Montezumas alten Felsen ein Fahrstuhl zur Höhe. Wir besahen das Schloß, den berühmten pompejanischen Hof Maximilians, den General Diaz unverändert erhält, den Dachgarten mit den herrlichen Rosen, Geranien und Blattpflanzen, die zur Weihnachtszeit im Freien gedeihen. In den Innenräumen enttäuschten mich die modernen französischen Polstermöbel, ich hätte mir spanische in altem Stil gewünscht. Große Verandas, Palmen und Bananen erinnerten an die Nähe der Tropen, und doch lag in der Luft ein winterlich kalter Hauch. Entweder wird es in Mexiko kälter, oder das Blut der Bewohner hat jetzt geringere Wärme. Die alten offenen Häuser mit den luftigen Vorhallen, die riesigen Zimmer ohne Kamine sind im Winter kalt und unwohnlich, daher baut man die modernen Häuser jetzt mehr dem Klima entsprechend.

Der Tee wurde uns auf der Terrasse durch Diener in Livree gereicht; dazu gab es köstliche Kuchen und Erdbeeren — ja, Erdbeeren sind zur Weihnachtszeit und dazu das ganze Jahr hindurch in Mexiko zu haben. Zum Tee hatte sich noch eine kleine vergnügte Gesellschaft, Frau Diaz' Schwestern und einige gute Bekannte eingefunden. Von Frau Diaz' beiden Schwestern war die eine, Luisa Romero Rubio an Don José de Teresa verheiratet, den mexikanischen Gesandten in Wien, der kürzlich gestorben ist. Die andere ist die Gemahlin des Advokaten Señor Elieza, Mitglied des Kongresses. Der Abend war fast zu schön, um zu plaudern. Beim Anschauen des herrlichen, im Abendsonnenscheine prangenden Panoramas wandern unsere Gedanken in die Vergangenheit, in jene ferne Zeit, als die Azteken auf dem Felsen von Chapultepec den Zorn der Götter durch die den Opfern entrissenen, noch zuckenden Herzen zu besänftigen suchten. Wir sehen die Priester an einem so schönen Abende, wie es der heutige war, in feierlicher Prozession unter rhythmischen Gesängen zum Opfersteine emporsteigen — ein solcher befindet sich noch im Museum in Mexiko —, sie zünden das Feuer an, ein betäubender Kopalgeruch verbreitet sich, — man spürt den gleichen Weihrauchduft noch heute in den Kirchen —, und das barbarische Opferfest beginnt. Noch 1519, als Cortez Montezumas Feste eroberte, bestand der grausige Brauch.

Wie viele Schreckenstaten wurden hier jahrhundertelang verübt! Die früheren Bewohner des Landes, die friedlicheren Tolteken, mußten den grausamen Azteken weichen. Ihre seltsamen Götzenbilder setzten sie in Nischen, die sie in dem Felsen von Chapultepec aushöhlten; in Vasen und eigenartigen Pfannen zündeten sie ihnen Opferfeuer an und brachten ihnen Blumen und Früchte als Gaben dar. Wie viele Millionen von Jahren schon — denn bei der Schöpfung der Welt hört jede Zeitrechnung auf — mag der alte Fels, der „Grashüpfer" (Chapultepec), sein trotziges Haupt aus dem marschähnlichen Seegebiete des Tales erheben! Sein Sinnbild, ein über einen Fuß langer roter Grashüpfer aus Porphyr ist im mexikanischen Museum zu sehen. Die Azteken sind aber nicht ausgestorben, wie viele annehmen; in Mexiko leben noch heute eine halbe Million Leute, die ihre Sprache reden und in Körperbau und Gesichtsausdruck genau den viele tausend Jahre alten Steinbildern gleichen, wie man sie in der Feste Nochicalco findet. Die Altäre, Gräber, Götzenbilder, Goldarbeiten, Töpferwaren aus jener Zeit sprechen von hoher Kultur und hervorragend entwickelter Kunst; der von den Azteken angebrachte Schmuck zeugt von seltenem Geschmack.

Gewöhnlich ist die ganze Steinwand ausgemeißelt, man sieht menschliche Gestalten, große Adler oder Schlangen — ganz anders wie bei den Zapoteken, deren Arbeiten mehr geometrisch gehalten sind und an griechische Zeichnungen erinnern.

Die Sonne war untergegangen, Dunkelheit deckte das schöne Bild vor uns, und wir rüsteten uns zum Aufbruche. Am Eingang zum Fahrstuhle erwartete uns der Kastellan mit vier schönen Sträußen, je einen aus Heliotrop, Kresse, Rosen und Vergißmeinnicht, frisch auf der Terrasse gepflückt. Liebenswürdig, wie immer, bat Frau Diaz, daß ich, als seltener Gast, zuerst einen Strauß wählen sollte. Mit der duftenden Gabe vor uns fuhren wir durch die herrliche Zypressenallee nach Mexiko zurück. Diese Zypressen sind in der ganzen Welt berühmt; das an die Tropennähe mahnende, wirre, graue Hängemoos an den Zweigen gibt den alten Bäumen ein noch ehrwürdigeres Ansehen. In ihrem Schatten ging und ritt schon Montezuma, später Cortez, und heute, nach Jahrhunderten, sehen wir Porfirio Diaz, den Präsidenten von Mexiko, dort wandeln.

Achtzehntes Kapitel.

Leben in der Gesellschaft und auf der Straße.

Nicht von Krieg und Politik, Minen und Landwirtschaft soll in diesem Kapitel die Rede sein, sondern von Sitten, Gebräuchen und Vergnügungen, von dem Leben auf der Straße und in der Gesellschaft, in der Carmen Diaz als unbestrittene Königin herrscht.

Man vergleicht Mexiko mit Paris, und in vieler Hinsicht trifft das zu. Mexiko ist keine Geschäftsstadt wie New York, nicht so konservativ wie London. In Mexiko herrschen Frohsinn, heitere Geselligkeit, Luxus in Toiletten, Sinn und Begabung für Kunst, schöne Frauen; nur die Restaurants lassen viel zu wünschen übrig, und die Hotels sind ganz unzureichend. Im Innern des Landes findet man noch teilweise barbarische Zustände, in der Hauptstadt dagegen vorgeschrittene Zivilisation, schöne Anlagen, großartige Bauten, reiche Prachtentfaltung. In den palastähnlichen Häusern kennt man nicht das Gefühl, etwas entbehren zu müssen. Die Gesellschaft ist äußerst exklusiv, untereinander leben die Familien wunderbar einig, aber für einen Fremden ist es fast unmöglich Zutritt zu erlangen, selbst wenn er gute Empfehlungen hat; die Mexikaner sind sich selbst genug. Es leben 6000 Engländer in Mexiko, aber kaum einem Dutzend der Familien begegnet man auf den Gesellschaften der Mexikaner; diese könnten sich ein Beispiel an ihrem Präsidenten nehmen, der gut empfohlene Ausländer auf das liebenswürdigste empfängt.

Über die Zurückhaltung und mangelnde Gastfreundschaft der Spanier Ausländern gegenüber erzählte mir manches ein Herr, der vier Jahre lang Gesandter in Madrid gewesen ist. „Ich erließ Einladungen zu Bällen, Diners und Gesellschaften,“ sagte er, „sie waren alle gern meine Gäste, baten auch um Einladungen für Tanten und Kusinen, aber niemals luden sie mich zu einer Gesellschaft ein; sie sagten wohl: „Wollen Sie nicht einmal mit uns zu Mittag speisen?“ „Mit Vergnügen!“ antwortete ich, aber eine

direkte Einladung mit Angabe des Tages und der Stunde erhielt ich in der ganzen Zeit nur einmal."

Die Frauen pflegen regen Verkehr untereinander, die Männer zogen sich bis zum vorigen Jahre gern in den Jockey-Klub zurück, um Bakkarat zu spielen, oft begann die Sitzung um 5 Uhr nachmittags und wurde vor 5 Uhr morgens nicht geschlossen. Jetzt ist das Bakkaratspiel verboten, und andere Spiele scheinen nicht so große Anziehungskraft auszuüben.

Der Morgenkaffee wird im Schlafzimmer eingenommen, eine Sitte, die, wie in Frankreich, für den halben Vormittag den Morgenanzug gestattet. Zum Gange in die Frühmesse werfen die Damen wohl ein schwarzes Kleid und den üblichen schwarzen Kopfschleier, die Mantilla, über, aber nach der Rückkehr schlüpfen sie wieder in Morgengewand und Pantoffeln und bleiben bis zu der meistens um ein Uhr angerichteten Mahlzeit unsichtbar; sie besteht aus Suppe, Fisch, Mittelgericht, Braten und Pudding; als Nachtisch werden die verschiedensten Süßigkeiten aufgetragen. Dieses Mahl ist das Ereignis des Tages; meistens sind Gäste dazu eingeladen. Früher war eine Siesta allgemein üblich, jetzt ist sie nicht mehr Mode, nur Dienstleute und die ärmeren Klassen haben sie noch beibehalten; die Geschäfte werden sämtlich von eins bis drei geschlossen. Nach beendetem Lunch führt jeder Herr seine Dame in den Salon, und die Zigaretten werden angezündet; die vornehmen Mexikanerinnen rauchen allerdings selten, aber die Indianerinnen fast ausnahmslos. Im Norden sind Zigaretten beliebter, in den südlichen Distrikten, wo Tabak gebaut wird, die Zigarren. — Eigentümlich ist, daß in einem Lande, in dem in reicher Fülle Gewächse mit den herrlichsten, farbenprächtigsten Blüten gedeihen, die sich vorzüglich zur Dekoration eignen, in Häusern und Zimmern selten Blumenschmuck zu finden ist; vielleicht meiden sie ihn, weil die Blüten bei der hohen Temperatur zu schnell verwelken würden, — jedenfalls sieht man, wenn Blumen überhaupt verwendet werden, ebenso oft künstliche wie frische. Nach dem meistens sehr guten Kaffee — es wird jetzt in Mexiko vorzüglicher Kaffee gewonnen — verabschieden sich die Gäste. Wirt und Wirtin geleiten sie bis zur Treppe, hier sagt die Hausfrau ihnen Lebewohl, während ihr Mann die Damen bis zum "patio", dem Hofraume, führt, wo der Wagen sie erwartet. Da ich keinen eigenen Wagen hatte, schickte der Gastgeber mich oft in dem seinen nach Hause. Die Damen kleiden sich vorzüglich — alle Toiletten kommen aus Paris — sie haben sehr angenehme Umgangsformen und sind ungemein liebenswürdig zu den bei ihnen eingeführten Fremden; die mexikanische Höflichkeit übersteigt alle

Grenzen. So reicht bei der Tafel der Herr der Dame sein Glas mit den Worten: „Endulcemela“ „Versüßen Sie es mir,“ und sie tut es, indem sie daran nippt. — Beim ersten Besuch überrascht uns der Gruß: „Y tomó ud. posesion de su casa,“ „Sie haben jetzt von Ihrem Hause Besitz ergriffen.“ Man bewundert eine Uhr, einen Schrank. „Sie gehören Ihnen!“ sagt der Mexikaner sofort. „Wo wohnen Sie?“ „Ihr Haus, in dem Sie willkommen sind, liegt N. 10 usw.“ wird geantwortet. Auf Briefaufschriften liest man oft „C de V“ (Casa de V); es bedeutet „mein Haus steht zu Ihrer Verfügung.“ Natürlich verleihen diese liebenswürdigen Versprechungen uns nicht in Wirklichkeit das Eigentumsrecht. Trotz des ungeheuern Reichtums sieht man nirgends die prahlerische Prunkentfaltung des Emporkömmlings. Ein Beweis für die Innigkeit des Familienlebens ist auch die Freigebigkeit und Liebenswürdigkeit Verwandten gegenüber. In einem der Paläste waren nicht nur die verwitwete Mutter und die Schwester der Hausfrau, sondern auch Mutter und Bruder des Hausherrn in den Familienkreis mit aufgenommen, und alle schienen sich dabei sehr wohl zu fühlen; das ist durchaus keine Ausnahme, ähnliche Verhältnisse findet man oft. Es fiel mir aber auf, daß niemand den Versuch macht offenes Haus zu halten. Die Geselligkeit beschränkt sich auf große Feste, Diners und Bälle, bei denen alles auf das kostbarste hergerichtet ist. Dabei geht es aber steif und förmlich zu. Gemütliche Besuche ohne Einladungen scheinen nicht Sitte zu sein; sie haben es wohl nie empfunden, wieviel Reiz in zwanglosem Zusammensein mit guten Freunden liegt und wie köstlich dann ein einfaches Mahl, mit Liebe geboten, mundet. Die leicht erregbaren Mexikaner begeistern sich in auflodernder Leidenschaft bald für dieses oder jenes, aber das schnell aufgeflackerte Feuer erlischt oft nach kurzer Zeit, sie werden des neuen Spielzeugs müde. Bei der Unterhaltung gestikulieren sie meistens lebhaft, um der Rede Nachdruck zu verleihen, das heiße Blut des Südländers pulsiert in ihren Adern. — Manches Stück alten schönen Hausrats — seltene spanische Möbel, kostbare Kunstgegenstände, herrliche Bilder — haben sich durch Generationen in den alten Palästen erhalten, aber leider hatten die Besitzer in früherer Zeit wenig Verständnis für den großen Wert dieser Sachen und brachten sie in Kinderzimmern und Dienerstuben unter, während die Wohnungen nach modernem französischen Geschmack ausgestattet wurden. Der Winter ist die Jahreszeit der Feste, Bälle und Diners, die Einladungen dazu werden nur kurz vorher ausgegeben, denn alle in der Gesellschaft sind mehr oder weniger nahe untereinander verwandt und kennen genau das Datum der Familienfesttage.



Lieblingspromenade



des Präsidenten Diaz

Als Präsident der Republik speist General Diaz nur bei offiziellen Gelegenheiten auswärts, aber als Porfirio Diaz nimmt er gern an manchem frohen Mahle mit guten Freunden teil. Obgleich er zu rechter Zeit die hoheitsvolle Würde zu wahren versteht, umgibt er sich nicht mit den Schranken höfischer Etikette, seine Freunde haben nicht nötig in seiner Gegenwart zu stehen oder zu warten, bis er das erste Wort spricht. Ich habe Diaz „den Unnahbaren" außerordentlich würdevoll und majestätisch und auch Diaz „den Großpapa" im blauen Sergeanzuge in fröhlichem Spiele mit seinen kleinen Enkeln gesehen. Er vereinigt zwei Naturen in sich und ist ebenso bewundernswert als großer Herrscher und Autokrat, wie als liebevoller Familienvater, als bedeutendster Staatsmann und als romantisch veranlagter Freund seines Volkes. Auch bei seiner Wiederwahl zum Präsidenten vermied General Diaz allen Prunk. Das Volk sollte nicht denken, daß er sich anmaßend überheben und königliche Ehren beanspruchen wollte. Seinen Kutscher ließ er nicht einmal Livree tragen, er mußte die prächtigen Pferde in der üblichen mexikanischen Tracht mit dem großen schwarzen Filzsombrero auf dem Kopfe lenken. Erst 1887 schaffte der Präsident seinen Dienern eine in dunkeln, feinen Farben gehaltene Livree an; am Hute tragen sie die dreifarbige Kokarde der Republik; seitdem sitzt bei Ausfahrten auch ein Diener neben dem Kutscher auf dem Bocke. Um zu zeigen, was der Präsident in 24 Stunden zu leisten vermag, will ich einen mit ihm verlebten Tag beschreiben; ich bin kaum halb so alt wie er und war schließlich todmüde, Diaz blieb so frisch als hätte er nichts Anstrengendes durchgemacht. Sonnabend, den 19. November 1904 begann eine Reihe von Festlichkeiten zu Ehren seiner zum siebenten Male erfolgten Wiederwahl zum Präsidenten. Das erste Fest gab seine Tochter Amada de la Torre. Die Einladungen lauteten:

Ignacio de la Torre y Mier y Señora,
tienen el gusto de invitar á Vd.
á tomar una taza de Thé,
en esta su casa,
el próximo Sábado 19 del corriente,
á las 9 p. m.

Mexico, Noviembre de 1904.

Eigentümlich war, daß nach den mit dem schönen Wappen der de la Torre geschmückten Einladungen die Gäste gebeten wurden, um 9 Uhr abends

zu „einer Tasse Tee“ zu erscheinen; unter der „Tasse Tee“ sollte man natürlich das Abendessen verstehen. Als ich mich mit Hauptmann Diaz hin begab, stand schon eine lange Reihe von Wagen vor dem stolzen Palaste der de la Torre; er ist einer der schönsten in Mexiko und liegt an der nach Chapultepec führenden Straße. Der zum „patio“ führende Weg war mit Palmen geschmückt und mit roten Teppichen ausgelegt und der ganze Hofraum bedeckt und in ein Theater umgewandelt. Der Präsident und seine Tochter, Señora de la Torre, die ihm auffallend gleicht, empfingen die Gäste. Frau Diaz hatte schon ihren Platz eingenommen und überließ mit feinem Takt ihrer Stieftochter die Ehre, an der Seite des Gefeierten die Gäste zu begrüßen. Jeder erhielt einige freundliche Worte und wurde dann aufgefordert, einen der Plätze vor der Bühne zu wählen. Die schönen Frauen in Pariser Toiletten, die Pracht der Juwelen, die ordengeschmückten Diplomaten, die reichen Uniformen verliehen der Feier den Charakter einer Hoffestlichkeit. Die geräumige Bühne war geschmackvoll mit Plüsch dekoriert, in moosgrün und rosa, mit Goldstickerei, und durch elektrisches Licht in Form von Fackeln erleuchtet. Militärmusik spielte zum Empfange der Gäste, und als um 9½ Uhr die Versammlung vollzählig war, begannen die Aufführungen nach folgendem Programm:

I

Sinfonia.

II

Diálogo.	Monólogo.
Escribidma una carta Señor Cura	Le solo de flûte
Senorita Paz García Dn. Luis Torres Riva .	Viconte de Latour.

III

El sueño de artista

(cuadro vivo)

(Senora) Da. Leonor Torres de Sanz
(Srta) Da. Maria Rimón Gallardo
(Srta) Da. Mercedes Berriozabal
(Srta) Da. Luz Cortina
(Srta) Da. Luisa y Da. Teresa de Iturbide
(Srta) Da. Maria Rivas Fontecha
(Srta) Da. Concepción de Suinága
(Srta) Da. Paz García
Dn. Luis Subervielle.

IV

La comedia en un acte y en verso original de Don Tomás Rodriguez Rubí, titulada:

„De Potencia á Potencia.“

Carlota	Da. Leonor Torres de Sanz
Don Valentin	Dn. Luis Torres Rivas
Don Leon	Dn. Nicolás Dominguez Cottilla
Dn. Gabino	Dn. Francisco de Suinága
Dn. Enrique	Dn. Alfonso Rincon Gallardo

V

Minue (Epoca Luis XVI)

Musica del maestro Rafael Gascón

Parejas:

(Srta) de Rincón Gallardo . .	Teniente: Sommerhoff
(Srta) de Suinága	Sr. Búlnes
(Srta) Luz Garcia	Sr. Berriozábal
(Srta) Teresa de Iturbide . . .	Sr. D. Enrique F. dez Castelló
(Srta) de Berriozábal	Sr. Barros
(Srta) Ma. Rivas Fontecha . .	Sr. D. Alfredo F. dez Castelló
(Srta) Da. Luz Cortina. . . .	Sr. D. Alfonso Rincon Gallardo.

Dirigido por la Profesora Amalia Lepri.

Alle Mitwirkenden waren Damen und Herren aus der Gesellschaft, aber ich habe Dilettantenvorstellungen nie in so künstlerisch schöner Ausführung gesehen. General Diaz saß mit General Clayton, dem amerikanischen Botschafter, mit dem Kriegsminister General Mena und anderen Ministern und Diplomaten in der vordersten Reihe und verfolgte die Vorstellung mit größtem Interesse. Nach dem Schlusse derselben, um 12½ Uhr, führte jeder Herr seine Dame in die Speisesäle nach oben zum Abendessen. Es waren Büfetts aufgestellt, und ich konnte viele Bekannte begrüßen, Staatsgouverneure, mit denen ich vor 3½ Jahren durch die Berge geritten war, Minister, mit denen ich in einem Sonderzuge den Isthmus von Tehuantepec durchquerte und zahlreiche andere mexikanische Freunde, die ich seit meinem ersten Besuche in Mexiko nicht wiedergesehen hatte. Indessen war der Zuschauerraum unten ausgeräumt worden und zum Tanze vorbereitet, der die Gesellschaft bis gegen 5 Uhr morgens zusammenhielt. Das Fest war herrlich gelungen, etwa 200 Gäste aus der vornehmsten Gesellschaft hatten ihm beigewohnt, von Ausländern waren aber nur die Vertreter der fremden

Mächte anwesend. Leider war ich stark erkältet, sehr heiser und mußte mich früher zurückziehen. Vorher fragte mich der Präsident, der lebhaft angeregt an allem teilgenommen hatte, ob es mir Vergnügen machen würde, am nächsten Morgen um 9 Uhr einer Inspektion der Kunstakademie mit Preisverteilung beizuwohnen. „Natürlich — mit Freuden!“ „Gut —“ erwiderte er, „mein Sohn wird Sie jetzt nach Hause fahren und morgen früh 20 Minuten vor 9 Uhr wieder abholen, um Sie zur Kunstakademie zu geleiten. Werden Sie schon zu der Zeit bereit sein?“ „Gewiß!“ Gegen $3\frac{1}{2}$ Uhr hatte der Präsident das Fest verlassen, vor 7 Uhr war er schon wieder auf, telephonierte seinem Sohne, pünktlich zur Stelle zu sein und erledigte noch vor der Fahrt einige Regierungsgeschäfte. „Mein Vater vergißt nie etwas,“ sagte Hauptmann Diaz, als er mich in Uniform abholte. Kurz vor uns waren General Diaz mit Major Escandon gerade angekommen; Soldaten bildeten auf der Straße und im „patio“ Spalier, die Musik spielte einen Marsch und der kleine Zug, der aus dem Präsidenten, vier höheren Offizieren, einigen Ministern und den Kuratoren und Professoren der Akademie bestand, setzte sich in Bewegung. Unter der vorzüglichen Leitung des Señor Antonio Fabres leisten die Studenten der Kunstakademie Vortreffliches. Wie ernst der Präsident alles nimmt, wie gründlich er vorgeht, bewies auch diese jährlich einmal stattfindende Inspektion, nichts schien ihm zu entgehen. $1\frac{1}{2}$ Stunden wanderten wir von einer Klasse zur andern, über alles machte Diaz Bemerkungen, ihm fiel sofort auf, daß das Portierzimmer besser war als das Garderobenzimmer der weiblichen Studenten; er ordnete sofort an, das zu ändern. Eingehend unterhielt er sich mit den Professoren, besprach Änderungen mit den Ministern und plauderte heiter mit den Studenten, — alles, ohne sich einmal zu setzen. Und er war 74 Jahre alt, hatte die Nacht hindurch einem Feste beigewohnt, morgens Briefe erledigt und $1\frac{1}{2}$ Stunden in den weit ausgedehnten Räumen — die Akademie war ein ehemaliges Kloster — sorgsame Inspektion gehalten.

Unter Trompetengeschmetter, Hüteschwenken und begeisterten Hochrufen fuhr er nach dem ein paar englische Meilen entfernten Tivoligarten, wo ein Fest für die Schüler der Normalschulen stattfand. Wieder Militär, vaterländische Gesänge, Spitzen der Behörden, Minister — vor jeder mexikanischen Flagge hob General Diaz den Hut, die Nationalhymne hörten alle mit entblößtem Haupte an. Die Nationalhymne erinnert etwas an die Marseillaise, Señor Nuno komponierte sie 1850 und 55 Jahre später kehrte der greise, neunzigjährige Künstler nach Mexiko zurück, um zur Feier der siebenten Wiederwahl des

Präsidenten den heroischen Marsch „Porfirio Diaz" zu schreiben; er wurde zum ersten Male am 1. Dezember 1904, als Diaz den Eid leistete, gespielt. Zwei Stunden lang wanderten wir in Tivoli von einem Festplatze zum andern, um den verschiedenen Klassen der Schüler — Knaben und Mädchen von 4—18 Jahren — zuzuschauen, wie sie exerzierten, marschierten, deklamierten, tanzten und alle möglichen gymnastischen Übungen machten. Etwa 3000 Schüler und vielleicht 20000 Zuschauer waren anwesend. Während wir von einem Pavillon zum andern gingen, begleitete uns die begeisterte Volksmenge; es war oft schwierig, die Ordnung aufrecht zu erhalten, sie erdrückten den Präsidenten fast, aber er schien sich darüber zu freuen, er lächelte und grüßte freundlich nach allen Seiten. Wie schwer muß es sein, die leicht erregten Spanier und Indianer zu zügeln! Die Krone der Darbietungen bestand in einem kleinen Festspiele der Schüler, das Cortez' Ankunft und seine Begegnung mit Montezuma und Maria behandelte. Zum Glück fand es im Hause statt, denn an dem heißen Novembermorgen war der Aufenthalt in den Zelten draußen fast unerträglich. Um 1 Uhr erhob sich der Präsident und sagte, er bedauerte fortgehen zu müssen, aber um 3 Uhr hätte er seinen Besuch in der Arena zugesagt. Auf den mit Blumengirlanden, Hängemoos und Fahnen geschmückten Straßen, zwischen einem Spalier von geputzten Kindern, Soldaten, Polizeibeamten und der jubelnden Volksmenge fuhren wir davon. Einer der Hauptfaktoren von Mexikos wachsender Größe ist die Hebung der Volksbildung, Diaz widmet sich geradezu mit Leidenschaft dieser Aufgabe. Die öffentlichen Schulen jedes mexikanischen Staates stehen unter der Aufsicht der Zentralregierung; außerdem hat der Staat noch Normalschulen zur Ausbildung von Lehrern gegründet und zahlreiche Kunst-, Industrie- und technische Schulen aller Art; in jeder größeren Stadt finden auch Abendkurse statt. General Diaz sagt: „Dem Staate liegt es ob, für den wissenschaftlichen und gewerblichen Unterricht, sowie für die Weckung der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls zu sorgen; die Unterweisung in der Religion ist Sache der Familie, sie muß vom Hause ausgehen." In den Schulen kann jeder Mexikaner in dem von ihm erwählten Fache Ausbildung erlangen — in der Stenographie, im Maschinenschreiben, im Telegraphendienste, im Schneidern, Kochen, in der Buchführung — kurz in allem, was zu irgendeinem Berufe nötig ist. In allen höheren Schulen ist der Unterricht in der englischen Sprache obligatorisch, denn der Präsident sagt: „Englisch ist die Sprache für Handel und Verkehr, daher ist es Weltsprache".

Diaz besucht grundsätzlich keine Stierkämpfe und möchte sie gern abschaffen, aber er sagt, sie sind zu sehr „Nationalsport, ein strenges Verbot wäre unangebracht.“ Er machte dieses Mal eine Ausnahme, weil ein alter berühmter Toreador, Mazzantini, ihn persönlich gebeten hatte, durch seine, Diaz', Anwesenheit sein letztes öffentliches Auftreten zu ehren. Als der Präsident nach jahrelanger Pause in der Arena erschien, erhoben sich 12000 Zuschauer von ihren Sitzen, die Musik spielte die Nationalhymne — Tücherwehen, Hüteschwenken, Jubel ohne Ende! Das blutige Schauspiel begann. —

Wir wollen uns einen kleinen Rückblick gestatten. Der Präsident hatte am Tage vorher bei sich ein Familiendiner, dann folgte der Ball bei seiner Tochter, nach vierstündiger Ruhe begannen die Anstrengungen des heutigen Tages — die Preisverteilung in der San Carlos-Akademie, das Fest der Normalschulen, ein eiliges Mahl, der Besuch der Arena, und als wir sie um 5 Uhr verließen, arbeitete er bis zum Diner und unterhielt sich bis zum Schlafengehen mit Billardspielen.

Für einen Mann hoch in den Siebzigen, der ein so an Anstrengung, Mühen und Sorgen reiches Leben hinter sich hatte, wahrlich keine geringe Leistung! Nur wer selbst mit dabei gewesen ist, weiß, wie das immerwährende Lächeln zuletzt zur Pein, die beständige Anspannung, die stete Liebenswürdigkeit eine Qual werden, aber dem alten Soldaten merkte man keine Müdigkeit an, und wenn er sie auch gespürt hätte, würde er sie nicht verraten haben, denn er liebt sein Volk und ist glücklich, wenn er ihm eine Freude machen kann. Und seine Gemahlin eifert ihm darin voll treuer Sorge nach.

Es mag voreingenommen klingen, wenn ich sage, daß Mexiko in der Vereinigung alter und moderner Bauten eine der schönsten Städte der Welt ist; der Lage nach ist es das gewiß. Ich wenigstens habe keine Stadt kennen gelernt, die Mexiko darin gleichzustellen wäre, und jetzt, da man so viel für Reinlichkeit und äußeren Schmuck getan hat, unterscheidet es sich entschieden auf das vorteilhafteste von anderen großen Städten. Das alte Madrid ist verschwunden und auf rauhem Hochlande steht statt dessen eine häßliche, uninteressante Stadt, die Schätze alter Kunst und kostbarer Waffen birgt; das alte Mexiko aber hat sich in dem weiten von Bergketten und Vulkanen begrenzten Tale erhalten. Die Straßen sind sauber, gut gepflastert und hell beleuchtet, tüchtige Polizei sorgt für die Sicherheit, und vortreffliche Straßenbahnen für den Verkehr; letztere, wie noch viele andere

Einrichtungen in Mexiko, sind mittels englischen Kapitals durch Amerikaner ins Leben gerufen. Viel verdankt die Stadt dem Bürgermeister des Bundesdistriktes Don Guillermo de Landa y Escandon, der unermüdlich in seinen Bestrebungen für das Wohl der Stadt ist. Als er zur Krönung des Königs Eduard VII. nach England entsandt wurde, nahm er alle städtischen Einrichtungen in London, Paris, Berlin und Rom genau in Augenschein, er unterrichtete sich in jeder Weise über alles Wissenswerte und traf dann in Mexiko auf Grund seiner Forschungen viele Verbesserungen. Man hat jetzt dort große schöne Läden und Klubs, einen herrlichen Park mit Blumenanlagen und schattigen Wegen, gute Marktplätze — kurz, Mexiko ist nicht nur praktisch eingerichtet, sondern auch eine der malerischsten Städte Amerikas. Was für wunderbare Bilder bieten sich unsern erstaunten Augen, wenn wir vom Hause des Präsidenten auf die Straße schauen — wie viel Reichtum — wie viel Armut! Man wird beständig an den Orient erinnert. Dieselben Riesenstrohhüte sieht man in Tanger; wie die Indianerfrauen hier tragen auch ihre arabischen Schwestern dort die kleinen Kinder auf dem Rücken und schwere Lasten auf dem Kopfe. Wie hier, gehen sie auch dort barfuß oder auf Sandalen. Dieselbe olivenfarbene Haut, dasselbe dunkle Haar sieht man hier wie dort, nur der arabische Menschenschlag ist edler, schöner als im Durchschnitt der Indianer. In beiden Ländern sieht man an den Straßenecken Briefschreiber zu jedermanns Diensten, hier wie dort Wunderdoktoren und mißgestaltete Bettler. Man hat nicht nötig, auf Märkte außerhalb zu gehen, um die echten Eingeborenen in ihrer Glorie inmitten der riesigen Blumen, der Tropenfrüchte und herrlichen Gemüse zu beobachten; sie kommen auf Booten mit ihren Waren von den schwebenden Gärten hierher und in echt orientalischer Art hocken und kauern Männer, Frauen, Kinder und Hunde zusammen und schreien, heulen und feilschen nach Gefallen.

Kirchliche Prozessionen werden nicht gestattet, die Klöster sind aufgehoben, die Priester dürfen auf der Straße nicht in geistlichem Gewande erscheinen, man sieht oft, wie sie durch Mäntel und große Hüte ihre Amtstracht verbergen. — Den ganzen Tag, von 4 Uhr morgens bis 10 Uhr abends hört man in den Straßen Waren ausrufen. „Gorditas del Horno“ — Kornkuchen, frisch aus dem Ofen —, „Toman nuezes“ — wer kauft Nüsse? — „Carbosin?“ — sind Holzkohlen gefällig? — Einige Stücke — soviel man mit der Hand fassen kann — genügen, um für einen Tag die Mahlzeiten im Hause zu kochen; die Indianerin legt sie auf eine Pfanne und facht die Flamme mit ihrem Grasfächer an.

Ungeheuern Reichtum findet man in Mexiko; die jüngeren Söhne aus den vornehmsten spanischen Familien, die mit Cortez 1519 herübergekommen waren, hatten kleine Landgebiete gekauft oder in Besitz genommen und jetzt sind aus dem unfruchtbaren Ackerlande Minen geworden, die unermeßliche Reichtümer enthalten; die Nachkommen der spanischen Granden können sich wohl schöne Paläste in Mexiko bauen. Den Mittelstand bilden zum großen Teile ausländische Kaufleute. Außer Englisch-Amerikanern sind viele Deutsche und Franzosen dort; aber auch Russen, Italiener, Chinesen, Japaner und andere Nationen sind vertreten, wenn auch in geringerer Anzahl. Die Reichen sind weniger interessant, da sie sich von ihresgleichen in anderen Ländern nicht unterscheiden; sie beziehen die Toiletten aus Paris und London, halten sich französische Küchenchefs, englische Kinderfrauen und Erzieherinnen. Sie sind Kosmopoliten, es ist gleich, in welchem Lande sie leben. — Kontraste sieht man in dem interessanten mexikanischen Staate überall, auch in der Hauptstadt; die neuesten Moden und ältesten Gebräuche berühren sich. Der feine Herr entsteigt dem Wagen im Frack und Zylinder, und daneben sprengt der Indianer die Straße mit Wasser aus einer Kanne, obgleich das den Staub kaum für einen Augenblick niederhält. Eine Abteilung Soldaten reitet vorüber, schöne Gestalten mit dunkler Hautfarbe in blauen, mit rot verzierten Uniformen. Ihnen folgen ein Dutzend Kuhhirten, die direkt aus der Ansiedlung kommen. Einige tragen den als charro bekannten Lederanzug mit weißer Stickerei und vielen Silberknöpfen längs der Hose. Die Beinkleider sehen so eng aus, daß man sich wundert, wie die Leute hineingekommen sind. Im Gürtel steckt die Pistole und am Sattel hängt ein aus Ixtlefasern gedrehtes, etwa zwölf englische Ellen langes Seil, — der Lasso, um Vieh auf der Prärie zu fangen. Den großen Sombrero schmückt gewöhnlich ein rotes Band. Neben der modernen Straße mit den Palästen der Reichen ist oft eine alte mit Überresten der früher üblichen Bilderschrift, wie man sie auch in Holland findet. Ehe sie in alten Zeiten den Namen des Kaufmanns über den Ladeneingang schreiben konnten, malten sie als Abzeichen passende Bilder auf das Haus. In den alten Stadtteilen findet man noch heute Mauern, die wie wunderliche Bildertafeln aussehen; auch in besseren Stadtteilen haben die Läden oft noch allerlei häufig äußerst ungeeignete Benennungen. Zum Beispiel:

Zur Erinnerung an die Zukunft . Pulqueladen, wo das aus der Aloe gewonnene Nationalgetränk zu haben ist, — ein stark berauschendes, denn die Milch ist gegoren.

Der Rächer	Pulqueladen.
Die letzten Tage von Pompeji .	„
Der Stern von Bethlehem . .	„
Der Frieden von Cuba . . .	„
Die Sorge	„
Die Künste	„
Der wahnsinnige König . . .	„
Der kleine Berg	„
Dianas Salon	„
Der Tempel der Liebe . . .	„
Die weiße Rose	„
Die Kröte im Loch	Metzgerladen (eine hinausgehängte rote Fahne bedeutet, heute frisch geschlachtet).
Die Tochter des Schnees . .	Obst- und Gemüseladen.
Die drei Grazien	„ „ „
Der goldene Stern	Materialwarenhandlung.
Adam und Eva	„
Der Senator	Barbierladen.
Das blaue Pferd	„
Die Goldquelle	„
Der Wolf im Käfig	„
Das hl. Herz Jesu	Bäckerei.
Die Perle der hl. Katharina .	Leihhaus.
Das Kunstideal	„
Die Seerose	„
Goldregen	„

Vor zehn Jahren, etwa 1895 war es noch gefährlich, nach einbrechender Dunkelheit außerhalb der Stadt zu sein; wer in das Innere des Landes ging, bewaffne sich bis an die Zähne, nahm Begleitung mit und traute sich in die Landstädte nur bei Tageslicht. Allmählich ist das anders geworden. 20 Meilen von der Hauptstadt entfernt tragen zwar manche noch Waffen, aber mehr aus Vorsicht und alter Gewohnheit, als weil es notwendig ist. In Minenbezirken kommen wohl Morde und Totschläge vor, aber die sind auch anderswo nicht selten, im ganzen ist in Mexiko die Sicherheit ebenso groß wie in den Vereinigten Staaten, wenn auch nicht ganz so groß wie in England oder Skandinavien.

Nicht zu vergessen sind die „cargadors", die Gepäckträger, die jede Last befördern, vom schweren Flügel bis zur Rattenfalle, vom Kleiderspinde

bis zum Toastroste. Der Kargador ist gewöhnlich klein, aber er hat breite Schultern, kräftige Arme und Beine und vermag ganz außerordentlich schwere Lasten zu tragen, bis 500 Pfund nimmt er auf die Schultern. Oft tun mehrere sich zusammen und besorgen dann ganze Umzüge, sie haben dazu eine Art Tragbahre. Schon die Azteken schätzten die Menschenkraft hoch und vermittelten Nachrichten nicht durch Reiter, sondern durch Läufer. Einen Tag nach Cortez' Ankunft in Vera Cruz war seine Landung schon in der 300 englische Meilen entfernten Hauptstadt bekannt; Eingeborene als Kargadors hatten die Nachricht überbracht. Diese Schnelläufer wurden schon von klein auf berufsmäßig geschult und in Kaiser Montezumas Dienst zu den verschiedensten Leistungen verwandt. Zwischen dem Heere und der Hauptstadt mußten sie beständig die Verbindung erhalten, gleichviel wie weit die Entfernung und wie anstrengend und schwierig der Weg war.

Man sagt, daß in Vera Cruz in der Abendkühle gefangene Fische Montezuma am nächsten Morgen in der Hauptstadt zum Frühstück vorgesetzt wurden. Dazu war eine große Anzahl Schnelläufer nötig, die in einer Meile Entfernung voneinander auf der Straße von Vera Cruz bis Mexiko aufgestellt wurden. Der erste überbrachte seine Last in schnellstem Laufe dem zweiten, dieser beförderte sie ebenso zum dritten, und so brauchten die Boten kaum mehr Zeit, wie heute der Bahnzug. Nach der Eroberung des Landes ließen die Spanier den Postdienst zwischen Vera Cruz und Mexiko oft durch indianische Schnelläufer verrichten; sie besorgten in einem Tage, was die Postkutsche erst in drei bis sechs Tagen fertig brachte. Auch als Spione oder — höflicher ausgedrückt — als Kundschafter benutzte man die Schnelläufer. — Eigentümlich ist, daß die Eingeborenen als Gepäckträger so daran gewöhnt sind Lasten zu tragen, daß sie ihren Sack lieber mit Steinen füllen, als daß sie ihn nach erledigtem Auftrage leer über Berg und Tal nach Hause bringen; sie sagen, die Last hält besser das Gleichgewicht, wenn sie bergauf und bergab steigen. Natürlich tun die Läufer barfuß Dienst, aber oft tragen sie die Sandalen oben auf der Last, und legen sie an, sobald sie in eine Stadt kommen.

Vom Standpunkt der Ethnologie, Anthropologie, Poesie und Romantik aus gibt es auf dem amerikanischen Kontinente keine anziehendere Stadt als Mexiko. Die feinsten Equipagen, die edelsten Pferde, die reichsten Toiletten und kostbarsten Juwelen, Hausierer, Ausrufer, Bettler in Fetzen und Lumpen, — modernste Kultur und alte Barbarei vereinen sich zu malerischen Bildern. Zahllose Stämme, die ihre eigenen Dialekte reden, zahllose

altheidnische Gebräuche und Religionsformen, Künstler in der Bildhauerarbeit, im Modellieren in Ton, Höhlenbewohner, Millionäre in Palästen, — die entgegengesetztesten Elemente bilden das Volk, das General Diaz mit Weisheit regiert. Vor seinem Hause steht keine Schildwache — jedes entbehrliche äußere Zeichen der Macht meidet er, auch unbewacht fühlt er sich sicher. Wie viele Monarchen können das gleich ihm sagen? Bei Tage sitzt ein Polizeibeamter an der Tür seines Hauses und bei Nacht ein alter Wächter.

Aufklärung, Bildung und alle Errungenschaften der Neuzeit, elektrisches Licht, Telegraphie, Eisenbahnen, vorzügliche Häfen und viele andere gute Einrichtungen und Erfindungen verdrängen immer mehr Unsitte, Roheit, schädlichen Aberglauben. Man sieht nicht mehr oft den ungebildeten, an Pulque oder Meskal sinnlos berauschten Indianer, allmählich lernen die Leute die Wohltaten guter Krankenhäuser und ärztlicher Behandlung schätzen; der allgemeine Gesundheitszustand hat sich gebessert, in den Schulen werden die Grundregeln der Hygiene gelehrt. Der Glaube an Zaubermittel beginnt zu schwinden, obgleich er so eingewurzelt ist, daß der alte Wunderdoktor mit seinen Kräutern und Heilmitteln aller Art noch immer eine gesuchte Persönlichkeit auf dem Markte in Mexiko bleibt. Ich sah an seinem Stande ganze Reihen abgehäuteter Maulwürfe und Fledermäuse hängen und wagte die Frage, wozu sie gut sind. „Sie werden geschmort und gegessen, das Stück kostet zwei Cents, — sie reinigen das Blut.“ „Und wozu dient die lange, braune, bohnenähnliche Frucht?“ „Sie heilt Kopfschmerzen; der Samen wird in Wein geweicht und dann auf die schmerzende Stelle gelegt.“ Neuralgie und Kopfschmerzen sollen durch Auflegen von Zitronenschalen, Zigarrenblättern, Schlangenhaut geheilt werden. Gegen Herzleiden oder gegen den Biß der Klapperschlange empfehlen sie einen Trank aus in Wasser abgekochten Alligatorzähnen, Ochsengalle fein verrieben wird auf kranke Stellen gelegt, gekochte Ameisennester sind gut gegen Schlucken und andere Übel; in Finnland tut man sie als Zusatz in das Bad. Es ist nicht ungewöhnlich, daß wie zu Julias Zeit — in Apotheken ein Liebestrank gekauft wird; ein schöner, bunter Vogel, Chupa-mirto genannt, soll, wenn man ihn auf bloßer Haut trägt, die Treue des Geliebten bewahren. Wir sahen einmal auf der Landstraße, wie ein Indianer einen kleinen toten Vogel zärtlich liebkoste und ihn dann unter das Hemd an das Herz legte; an dieser Stelle getragen, erwirkt er die Gegenliebe der Angebeteten. Liebeskranke Mädchen machen oft mit Hilfe einer Zauberin ein Bildnis des treulosen Geliebten, — nicht aus Wachs oder Ton, sondern aus alten

Flicken, sie bemalen das Gesicht und stecken Nadeln in den Kopf und an Stellen, wo sie sich Herz, Lungen und Magen denken (zu erkennen wäre das schwer, nichts auf Erden glich dem Bildnisse, das ich sah). Wenn ihre unter Zauberformeln hergesagten Gebete erhört werden, erkrankt der treulose Liebhaber an einem dieser Organe, siecht dahin und stirbt. Alle Indianer fürchten den bösen Blick, sie malen aber nicht, wie die Marokkaner eine Hand an ihr Haus, um es vor Unglück zu schützen. Auch der Schrei der Eule ist unheilbringend, er verkündet den Tod; „die Eule ist des Indianers Feind," sagt ein Sprichwort. Das Wild wird nicht mehr wie zur Zeit der spanischen Invasion heilig gehalten, niemand wagte es die schönen Tiere zu schießen; jetzt tut man es um der Felle wegen. Hochinteressant ist es zu beobachten, wie die Religion des Landes, die römisch-katholische Kirche sich auf dem Untergrunde des alten Heidenglaubens voll Furcht und Schrecken und Grausamkeit allmählich aufbaute und Macht über das Volk gewann. —

Das Leben ist teuer in Mexiko, und die Hotelwirte nehmen das als Vorwand, ihre Rechnungen noch zu erhöhen. Die Zimmerpreise sind ganz maßlos; wenn man für ein Schlafzimmer mit Baderaum 15 Dollar (30 englische Schilling) täglich zahlt, könnte man wohl einige Ansprüche an Komfort stellen, aber das Bad war regelmäßig kalt und die Bedienung so unzureichend, daß beim ersten Frühstück stets etwas fehlte, Teller, Butter oder Brot, einmal sogar der Kaffee. —

Mexiko wird von Amerikanern überschwemmt. Im Jahre 1900 empfing General Diaz einmal eine Gesellschaft amerikanischer Touristen auf Schloß Chapultepec, zeigte ihnen das Schloß und die anstoßende Militärakademie und dabei kamen sie auch zu einem Platze, wo Kadetten Turnübungen machten. Der Präsident unterhielt sich in bester Laune mit seinen Gästen und überraschte sie plötzlich, indem er auf ein Kletterseil zeigte, durch die Bemerkung: „Ich möchte wissen, ob ich da noch hinaufkäme!" Er zog den Rock aus und kletterte, indem er regelrecht einen Griff nach dem anderen machte, am Seile empor; als er wieder unten war, sagte er zu den Amerikanern: „Sie können erzählen, daß Sie einen Mann von siebzig Jahren ein Turnseil erklettern sahen." Wie viele seines Alters, besonders Südländer in den heißen Klimastrichen, würden ihm das nachmachen? Mit Maß genossenes Vergnügen ist der Gesundheit förderlich und Übung der Körperkräfte trägt zum Wohlbefinden bei, sagt Diaz. Gesunder Menschenverstand ist eine seltene Ware, aber er war sein Steuer auf stürmischer See. Mangel an Taktgefühl wird oft schwer empfunden, bei Diaz war er nie zu merken.

Feiner Takt war sein treuester Begleiter bei seinem Umgange mit Menschen aller Art, mit hoch und niedrig; Takt bewies er bei allen Reformen als strenger Richter und als Vater der Armen. Und weil das Volk erkannte, daß er nicht aus eigennützigen Gründen Strafen verhängte, sondern nur um das Gemeinwohl zu fördern, erwarb er sich die Achtung und Liebe von arm und reich; Söhne von einst erbitterten Gegnern sind jetzt seine treuesten Freunde und Anhänger.

Ein großer Redner ist Diaz nicht; er hat ein kräftiges, wohltönendes Organ und spricht einfach, klar, zur Sache, mit nachdrücklicher Betonung — er fesselt seine Zuhörer; zuweilen erhebt er sich fast zu dramatischem Schwunge, aber das geschieht selten. Er spricht nur, wenn er wirklich etwas zu sagen hat, niemals, um sich selbst zu verherrlichen, daher entwaffnet er die Kritik der Leute, die nur zuhören, um zu kritteln. Diaz schätzt Witz bei andern, aber er braucht in seinen Reden nie witzige Schlagwörter oder scherzhafte Wendungen. Die an Redefiguren reiche spanische Sprache beherrscht Diaz jetzt meisterlich. „Lebendige Tat ist besser als toter Glaube", war stets sein Wahlspruch, nach dem er handelt. Gewissenhaft arbeitet er an seiner Weiterbildung und hilft durch Rat und Tat, ohne selbstgerecht Moral zu predigen. Man kann sagen, seine Bibel war die Menschheit, sein Leben ein fortgesetztes Studium derselben, ein stetes Bemühen, mit rechtem Verständnis in ihre Tiefen zu dringen, und nur ein großer Geist kann das bewältigen. Die Geschichte einer Gemeinde, eines Volkes ist nur in vervielfachtem Maße die Geschichte des Individuums.

An manchem schönen Sonntage sieht man um 8 Uhr morgens auf dem Nationalbahnhofe in Mexiko eine Gruppe von Herren in Jagdanzügen — Mexikaner und Ausländer — in fröhlicher Unterhaltung einen Herrn mit grauem Schnurrbarte und militärischer Haltung umringen. Es ist Porfirio Diaz, der auch in englischem Jagdkostüme zur „ganga", der Feldhühnerjagd, gerüstet, seine Gäste begrüßt. Ein Sonderzug führt ihn mit seinen Freunden nach der Hazienda Jalpa des Don Guillermo de Landa y Escandon, die etwa 25 englische Meilen von der Stadt entfernt liegt. Die Bahnlinie geht einige Meilen weit durch zur Hazienda gehörendes Terrain, und wenn die Jagdgesellschaft gegen 9 Uhr dem Zuge entstiegen ist, läßt man ihn in Zwischenräumen auf diesem Terrain hin- und herfahren, damit er immer in leicht erreichbarer Nähe bleibt. Sobald alles bereit ist, ordnet Diaz die Gesellschaft in je sechs Yards Entfernung in eine Reihe, er selbst bleibt in der Mitte, zur Rechten und Linken wählt er die am meisten bevorzugten Gäste

— und die fröhliche Jagd beginnt über Felder, auf denen die Maisstoppeln noch stehen, über Maqueypflanzungen und Wiesenland. Sie gebrauchen nur Vorstehhunde zum Aufspüren des Wildes.

Die aus Florida herübergekommenen Hühner sind meistens sehr fett, man sagt, wenn sie durch den Schuß getroffen aus der Höhe niederfallen, bersten sie oft durch die Schwere des eigenen Gewichts. An Begeisterung und Jagdeifer übertrifft keiner der jungen Leute den Präsidenten. Die Jagd wird ohne Unterbrechung bis 1 Uhr fortgesetzt, dann vereint die heitere Gesellschaft sich auf einem bestimmten Sammelplatze, wo in einem Zelte das Frühstück aufgetragen ist; dazu wird eine Ruhepause von einer Stunde gestattet. Der Präsident liebt dieses zwanglose Mahl und die appetitlich angerichteten Nationalspeisen „mole-de-guajolote“ — gedämpfter Truthahn mit einer köstlichen heißen, braunen Sauce, und „asado-de-pastor“, zartestes Hammelfleisch am Spieße gebraten.

General Diaz ist dann in bester Laune, lebhaft angeregt nimmt er an der fröhlichen Unterhaltung teil, freut sich über jeden guten Scherz und erzählt interessante und heitere Episoden aus seinem Leben. An diesen Jagdtagen sind die Regierungsgeschäfte beiseite gelegt und glücklich, wie ein aller Fesseln lediger Schuljunge, genießt er die freie Zeit. Nach dem Frühstück beginnt die Jagd von neuem und um 5 Uhr gewöhnlich steigt die Gesellschaft, meistens mit reicher Beute beladen, in den Zug, der sie wieder nach Mexiko führt. Mit herzlichem Gruße „Adios, amigos“ verabschiedet der Präsident sich von seinen Gästen. — General Diaz pflegte sich oft auf der Jagd in den Handschuh der linken Hand noch eine Ersatzpatrone zu stecken, und Don Alberto Terreros erzählt, Diaz hatte einmal die Doppelläufe seines Gewehrs abgeschossen und mit der Ersatzpatrone so schnell den rechten Lauf wieder geladen, daß es ihm gelang, aus einem Fluge drei Vögel zu treffen. Die Kunst, vortrefflich zu schießen, hat sein Sohn von ihm geerbt. Er ist ein ausgezeichneter Schütze und trifft mit einer kleinen Ballardbüchse viele Male hintereinander einen in die Höhe geworfenen Dollar.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Mexiko seine Schulden bezahlte.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren wurde Diaz 1884 von neuem zum Präsidenten gewählt. Als am Abende des Wahltages einer seiner vertrautesten Freunde in den Palast kam und ihm zur wiedererlangten hohen Würde Glück wünschte, sagte Diaz: „Glückwünsche sind kaum angebracht, lieber Freund, ich übernehme eine schwere Bürde. Wenn die Liebe zu meinem Vaterlande mich nicht aufrecht erhielte, würde ich unter der Last der Verantwortlichkeit zusammenbrechen. Die Staatskasse ist leer, — mehr als das, sie ist durch Schulden schwer belastet; der Himmel weiß, wie alles enden wird. Aber," er zündete sich eine Zigarre an und ging erregt im Zimmer auf und nieder, „ich will den Versuch wagen — beglückwünschen Sie mich nicht heute, aber kommen Sie nach vier Jahren wieder, dann sollen Sie beurteilen, ob das Werk gelungen ist und ob ich Ihre Glückwünsche verdiente." Die Zeit verging, der Freund bekleidete indessen als Bevollmächtigter des mexikanischen Staates in Europa angesehene Stellungen; die Freundschaft, die auf dem Schlachtfelde zur Zeit Maximilians die Weihe erhalten hatte, bestand in gleicher Herzlichkeit weiter. Und der Gesandte sagte mir: „Diaz hat das große Werk nicht nur auszuführen versucht, er hat es auch vollendet; es ist ihm gelungen, weit über seine eigenen Erwartungen hinaus, zum Staunen aller, die genau die beinahe unbesiegbaren Schwierigkeiten kannten, deren er Herr geworden ist."

Während Gonzalez' kurzer Regierung hatten die Fäden sich wieder zu einem fast unlösbaren Knoten geschlungen. Wie wir gesehen haben, waren seit einem halben Jahrhundert alle an dem Versuche ihn zu entwirren gescheitert. Mit jeder Regierungsform hatte man eine Probe gemacht — mit dem Republikanismus, mit der Autokratie, der Tyrannei und dem Kaisertume, — aber man kann nur sagen, daß kaum eine davon etwas mehr Erfolg hatte, als die andere. Diaz allein wies dann den Weg, wie man in Mexiko

zu fortschreitender friedlicher Entwicklung unter einer gefestigten Regierung gelangen konnte, bis der Schluß der Amtsperiode ihn zwang, die Präsidentschaft einem anderen zu übergeben. Unglücklicherweise war der Nachfolger der Aufgabe nicht gewachsen. Während des kurzen Zeitraumes von vier Jahren war Mexiko von neuem in den früheren unhaltbaren Zustand zurückgekommen und die zunehmenden Verlegenheiten ließen einen Bürgerkrieg in Kürze befürchten.

General Manuel Gonzalez war ein tapferer Soldat und ein Freund seines Vorgängers, — auch etwas Ungewöhnliches in der mexikanischen Geschichte. Selten wurde in der Republik die höchste Würde von dem Präsidenten in Frieden und Freundschaft an den gesetzmäßig gewählten Nachfolger abgetreten. Die Abneigung gegen die Politik des Vorgängers war einer der Hauptfaktoren für die ewige Unruhe im Lande. Gonzalez aber brachte bei seinem Regierungsantritte allen von Diaz getroffenen Einrichtungen die wärmste Sympathie entgegen; ja, Diaz blieb ihm sogar noch eine kurze Zeit als Minister und Berater zur Seite. Als treuer Patriot gebrauchte er in jeder Stellung, — mochte sie eine höhere oder untergeordnete sein, — seinen Einfluß nur zum Wohle des Vaterlandes. Gonzalez fehlte leider die Befähigung zu einem tüchtigen, scharfsinnigen Verwaltungsbeamten. Im Ministerium gewannen reaktionäre Elemente die Oberhand und die Finanzen des Landes gerieten in hoffnungslose Verwirrung. Der Versuch, an Stelle von Silber- und Kupfergeld kleine Nickelmünzen einzuführen, — was für die ärmeren Klassen, die diese kleine Münze vorwiegend gebrauchen, einen bedeutenden Verlust zur Folge gehabt hätte, erschütterte den Kurs. Das Volk weigerte sich, die neuen Münzen anzunehmen, und 1883 brach die „Nickelrevolution“ aus, das bemerkenswerteste Ereignis aus Gonzalez' Regierungszeit. Noch bedenklicher, ja geradezu bedrohlich waren die Verhandlungen über die Liquidation der Staatsschuld mit England. Diese große Staatsanleihe von 30000000 Dollar war von der Republik in der ersten Zeit ihres Bestehens gemacht worden. Die Zinsen wurden nicht bezahlt, so daß die Summe mit Zins und Zinseszins bis zum Jahre 1850 auf 50000000 Dollar angewachsen war. Die Aussicht, etwas von dieser Schuldforderung einziehen zu können, hatte England dazu bewogen, 1863 an der „Intervention der drei Mächte“ teilzunehmen, an die sich die Gründung des Kaiserreiches schloß. Mexiko war bei dem Handel nicht gut fortgekommen. Als Schuldner mit erschüttertem Kredit, der keine genügende Sicherheit geben konnte, mußte es auf ziemlich wucherische

Bedingungen eingehen; von der anerkannten Schuld von 30000000 Dollar, die es verpflichtet war abzuzahlen, hat es in Wirklichkeit nur 14407500 Dollar erhalten.

In einem in London am 18. September 1884 geschlossenen Vertrage willigten die mexikanischen Regierungskommissare in die Anerkennung einer Staatsschuld von 85000000 Dollars als Gesamtsumme der ursprünglichen Schuld und der seit vielen Jahren dazu geschlagenen Zinsen. Dieser Vertrag und noch mehr die Art, wie er zustande kam, rief einen Sturm der Entrüstung unter der Fortschrittspartei hervor. Seine Ratifikation durch den Kongreß wurde sehr energisch bekämpft, und ein Volksaufstand, an dem zum ersten Male Studenten einen hervorragenden Anteil hatten, führte zu blutigen Zusammenstößen in den Straßen und drohte in eine Revolution auszuarten. Glücklicherweise gab es in der Hauptstadt noch Männer, die den Kopf oben behielten. Porfirio Diaz' Wiederwahl zum Präsidenten war indessen erfolgt, und seine feierliche Einführung sollte im nächsten Monate stattfinden, so konnte mit dem ausscheidenden Ministerium Gonzalez ein Kompromiß geschlossen werden, nach dem die Entscheidung dem neuen Präsidenten zustehen sollte. Mit überwältigender Stimmenmehrheit wurde die Wiederherstellung von Diaz' strengem Regimente verlangt, als einziges Mittel den Staat aus den neuen Wirren zu retten, in die er verstrickt war. Von 16462 Stimmen erhielt er bei der Wahl nicht weniger als 15969. Langsam, aber stetig hatte das Nationalgefühl im Lande sich gehoben, die Liebe zum Vaterlande festere Wurzeln geschlagen; der alte Parteihader wurde begraben, als die Zukunft des Landes auf dem Spiele stand und die Frage brennend wurde, sich für oder gegen den einen Mann zu entscheiden, der nach aller Meinung allein der Situation gewachsen war. Es gab 1884 noch „Anti-Porfiristas", die des Präsidenten autokratische Regierung mit tiefer Bitterkeit gegen ihn erfüllt hatte, aber Diaz' große Erfolge in der Verwaltung und die bald nach seinem Ausscheiden im Lande eingetretenen unhaltbaren Zustände hatten viel dazu beigetragen, seinen Wert erkennen zu lassen und sein Ansehen zu erhöhen.

Am 1. Dezember 1884 wurde Diaz in sein Amt eingeführt, auf seinen Wunsch sollte dabei alles irgend entbehrliche Gepränge vermieden werden. Er hat seitdem den Präsidentenstuhl ununterbrochen 21 Jahre inne gehabt — im ganzen war er 26 Jahre Präsident — und seine Landsleute würden sich schwerlich dazu bewegen lassen, einen anderen zu wählen, so lange er lebt; es gibt heutzutage keine „Anti-Porfiristas" mehr. Seine lange Präsident-

schaft wird hier als eine fortlaufende Regierung behandelt werden, denn die jedesmalige Wiederwahl bezeichnet wohl Zeitabschnitte, aber durchaus nicht Stufen in der fortschreitenden Entwicklung seines Lebenswerkes.

Diaz schreckte vor Hindernissen nie zurück, aber die schwierigen Verhältnisse, unter denen er zum zweiten Male die Regierung übernahm, drückten sogar seinen Mut nieder. Milde und nachsichtiges Abwarten waren nicht an der Zeit, nur durch despotische Strenge und schnelles Handeln konnte er etwas erreichen. Warnende Beispiele mußten aufgestellt, scharfes Gericht gehalten werden. Der Staatsschatz war leer, der Kredit des Landes, schon immer ein zartes Pflänzchen, fast ganz erloschen. Bei der Vorlage der Abrechnung ergab sich ein großes Defizit; der Kongreß wollte den früheren Minister des Inneren und den Finanzminister gerichtlich zur Rechenschaft ziehen, aber eine Bloßstellung der Finanzangelegenheiten hätte nicht viel Gutes eingebracht; der neue Präsident hatte andere, praktischere Pläne im Sinn. Wenn er durch Entwicklung der Industrie Mexiko die glänzende Zukunft schaffen wollte, die er für das Land wünschte, und zu dem es seiner Beschaffenheit nach berechtigt war, mußte seine erste unerläßliche Aufgabe sein, den Kredit des Staates wiederherzustellen — ohne Rücksicht darauf, wer und wie schwer jeder durch seine darauf bezüglichen Verordnungen leiden sollte. Das waren Opfer, die die Nation zu bringen hatte, um das Vertrauen ihrer Gläubiger wieder zu gewinnen. Die Ausgaben des Staatshaushaltes mußten eingeschränkt werden. Diaz ordnete einen Gehaltsabzug von 15—20 Prozent bei allen Staatsbeamten an, die mehr als 500 Dollar jährlich bezogen. Er ging mit gutem Beispiele voran, indem er sein Gehalt von 30000 Dollar auf 15000 Dollar, also gerade auf die Hälfte herabsetzte. Baugelder für neue Eisenbahnstrecken — auf deren schnelle Fertigstellung er so große Hoffnungen gesetzt hatte — und andere Subsidien wurden wieder eingezogen, und zur Abhilfe gegen die dringendste Not für 25000000 Dollar Kassenscheine ausgegeben. Ein Gesetz, das die Konsolidation der Staatsschulden und die Anerkennung der Ansprüche Englands verlangte, wurde erlassen und eine Vereinbarung getroffen, die für beide Teile befriedigend die Zinsenzahlung regelte.

So gelang es, den auswärtigen Kredit allmählich wieder zu heben, und ein neues Mexiko entstand, ein Staat, in dem Frieden, Gedeihen, lebhafter Handel, blühende Industrie herrschten. Daß Diaz keine Opfer gescheut hatte, um sein hohes Ziel zu erreichen, ist um so bemerkenswerter, als die kurzsichtige Politik seiner Vorgänger stets die gerechten Forderungen der aus-

wärtigen Gläubiger außer acht gelassen hatte. Die Zukunft war der Gegenwart aufgeopfert worden. Staatsanleihen wurden beim Auslande gemacht und die fremden Kapitalien gut angelegt, aber erst 1894—1895 glichen sich im heimischen Budget Einnahmen und Ausgaben aus. Bis zu der Zeit hatten Jahre hindurch Defizits angezeigt, daß immer noch der dauernde Fortbestand des Staates bedroht war.

Zum Glück stand während des letzten Vierteljahrhunderts an seiner Spitze ein Mann mit eisernem Willen. Vielleicht hat sich der Vorteil einer starken Regierung für Hebung der finanziellen Lage nirgends schlagender bewiesen, als hier. Zu den inneren Unruhen trat eine schwere wirtschaftliche Gefahr: der Sturz der Silber-Valuta. Dieses Fallen des Silberwertes oder richtiger gesagt, dieses Steigen des Goldwertes begann 1873, nachdem Frankreich seine Münzen dem Silber verschlossen, und Deutschland und andere Staaten die Goldwährung angenommen hatten. Mexiko produzierte Gold nur in geringer Menge, Silber war die Basis seines Münzsystems und bis zu jener Zeit die Quelle seines Reichtums gewesen. Auf der Erde werden jährlich etwa 150 Millionen Unzen Silber gewonnen, davon kommen beinahe 55 Millionen auf Mexiko. Wenn die Entwertung des Silbers für jede Unze etwa 24 beträgt, beläuft sich der Verlust für die ganze jährliche Silberproduktion Mexikos auf 5500000 Pfund Sterling.

Noch lange Jahre wurden alle Waren in Silber bezahlt — nur nicht das Gold; und so hatte die Silberentwertung im Inlande keine große praktische Bedeutung. Schwierigkeiten bereitete nur die Zahlung der auswärtigen Zinsen, die in Gold geleistet werden mußten, und die Aufnahme neuer Anleihen, da die fallende Tendenz des Silbers Unsicherheit erzeugte.

Was war nun zu tun? Aus politischen Gründen war es durchaus notwendig den Staat zu heben, die unruhevolle Bevölkerung durch nutzbringende Beschäftigung zur Ordnung zu führen, denn in dem Wirrwarr des Staates hielt sich „jeder Faulpelz zum Polizisten berufen". An Arbeit war kein Mangel, — Häfen sollten vertieft, neue Bahnstrecken gebaut, Landstraßen angelegt und andere große Unternehmungen ausgeführt werden. Aber dazu bedurfte man fremden Kapitals; und Präsident Diaz hat nichts unversucht gelassen, ausländische Kapitalisten zum Anlegen von Kapitalien in Mexiko zu bewegen, indem er ihr Interesse für die industrielle Entwicklung im Lande weckte und ihr Vertrauen auf gedeihlichen Fortschritt, der ihnen Sicherheit gewährte, festigte. Aber eine Anleihe im Auslande schloß Zinszahlung in Gold ein und zugleich die Gefahr, daß der Goldwert noch höher

16*

steigen und dadurch auch die Zinszahlung erschwert werden könnte. Diaz beschloß, daß unter diesen Umständen zuerst um jeden Preis die Obligationen des Staates vollständig konsolidiert werden sollten. Und sein mit strenger Rechtlichkeit gepaartes, entschlossenes, festes Vorgehen wirkte Wunder. Die mexikanische Zentralbahn von der Grenze der Vereinigten Staaten nach der Hauptstadt wurde 1884 vollendet, die mexikanische Nationalbahn 1888 und die mexikanische Südbahn 1892 — das mag als Beispiele für den Erfolg genügen. Hinsichtlich der Zweckmäßigkeit, Goldkapital in einem Lande mit Silberwährung anzulegen, ist noch nötig sich klar zu machen, daß ein Fallen des Silberwertes nicht ein entsprechendes Steigen des Dollarwertes mit sich bringt, denn selbst bei bedeutenden Schwankungen im Wechselkurse behält das Silber als Einkaufspreis für heimische Produkte gleichen Wert. Die Kosten für einen Bahnbau oder ein anderes von heimischen Kräften ausgeführtes Unternehmen werden also geringer mit dem Fallen des Silberwertes, und nur bei der Auszahlung von Gewinnanteilen entsteht Verlust. Dieser Verlust wird dadurch ausgeglichen, daß die Industrie im allgemeinen bei niedrigem Kursstande gedeiht, und dadurch der Bahnverkehr sich reger entwickelt.

Das Sinken des Silberwertes wirkt wie ein Schutzzoll. Als die Mexikaner sahen, daß die Rechnungen für Artikel aus dem Auslande höher wurden, sagten sie sich, daß sie viele der Waren entbehren und viele im eignen Lande herstellen konnten. Neue Industriezweige aller Art wurden geschaffen, und das Gleichgewicht wurde durch Einschränkung der Lieferungen vom Auslande hergestellt. Mexiko, das bis dahin im wesentlichen seinen Wohlstand nur den Minen verdankte, hat jetzt Fabriken verschiedenster Art, die den Bedarf im Lande decken, und es erzeugt landwirtschaftliche Produkte für den Export. In jeder Stadt hat es gutgehende Fabriken. Früher verwandten die Indianer fast ausschließlich zu ihrer Bekleidung Baumwollwaren aus Manchester, jetzt werden diese im Lande selbst angefertigt. Decken und andere Wollwaren, von der gröbsten bis zur feinsten Sorte, liefern heimische Webstühle. Mit Lederarbeiten beschäftigen sich Tausende; Tolucabier übertrifft die berühmtesten britischen und deutschen Bräus, das Brauen wird zu einem Hauptindustriezweige werden. Sogar Ziegel und Flaschen, Eisen- und Kurzwaren sind heute Erzeugnisse heimischer Industrie. Der Import von Maschinen dauert noch fort, aber der Export von Bodenerzeugnissen nimmt immer mehr zu, so daß Mexiko in jedem Jahre mehr und mehr dahin gelangen wird, sich selbst zu erhalten. Der Bauer bleibt zwar ein fauler Arbeiter, obwohl er mit fast hündischer Ergebenheit an seinem Herrn

hängt. Lange Zeit hat er unter dem Drucke gelebt, bei schlechtem Lohn, ohne jede Fürsorge, und erst jetzt, da er besser gestellt ist und etwas für seine Bildung geschieht, erwacht er zu neuem Leben und allmählich wird auch seine Tatkraft sich steigern.

Wie auf die fremden Regierungen, so wirkte der unbedingt zuverlässige Charakter des Präsidenten Diaz auch anregend auf die privaten Kapitalisten. Von dem Jahre 1888 ab kann man die Wiederherstellung des mexikanischen Kredits in Europa für gesichert ansehen. Die Herren Bleichröder in Berlin und Antony Gibbs & Sons in London unternahmen die Konsolidation der mexikanischen Schuld und emittierten eine 6prozentige Anleihe zu 78½ Pfd. Sterling für 100 Pfd. Die Vertreter letzterer Firma waren Pioniere für mexikanische Eisenbahnen, sie haben die Linie Mexiko—Vera Cruz während aller Unruhen zur Zeit des Kaiserreiches durch ihre Unterstützung weitergeführt und sie 1873 vollendet. Im Vertrauen auf Mexikos aussichtsreiche Zukunft und auf die Zuverlässigkeit des Präsidenten forderten sie englische Kapitalisten auf, sie bei der Wiederherstellung des mexikanischen Kredits zu unterstützen. Für die neue Anleihe wurde eifrig gezeichnet, der Ertrag diente zur Ausführung staatlicher Unternehmungen und zur Rückzahlung schwebender und anderer Staatsschulden, — das bedeutete jährlich eine große Ersparnis. Im Jahre 1899 wurden diese und andere ihr folgende Anleihen durch Messrs. J. S. Morgan & Co. in eine 5%ige Anleihe konvertiert, und 1904 errang der mexikanische Kredit den höchsten Triumph durch den Erfolg einer 4%igen Staatsanleihe von 8000000 Pfd., emittiert durch die Herren Speyer Brothers und zwar zu 94%. Für einen Finanzmann sind diese Zahlen über das Steigen des mexikanischen Kredits beredter als Worte.

Unmittelbar nach der Emission dieser 4%igen Anleihe wurde durch ein Gesetz, dem das Gesetz von Indien vorangegangen war, der Goldwert des Dollars auf etwa 24½ pence festgestellt. Näheres darüber folgt im Anhang.

Diaz überreichte dem Kongresse einen Bericht über seine zwölfjährige Verwaltung von 1884—1896. Die seit einem halben Jahrhundert währenden Kämpfe gegen innere und äußere Feinde und die zu den verderblichsten Bedingungen aufgenommene Staatsanleihen hatten aus den Finanzen des Landes ein Chaos gemacht. „Diese vollständige Zerrüttung der Finanzen," schreibt er, „war schlimmer als sonst etwas in der Verfassung unseres Staates; sie erzeugte Unzufriedenheit und hinderte jeden oder fast jeden

Fortschritt. Nach der erstarkten Einigung unserer Republik war die Krisis weniger gefährlich, die fiskalische Bilanz näherte sich mehr dem Gleichgewicht, die Zahlungen erfolgten weniger unregelmäßig. Das Übel war kleiner geworden, aber noch vorhanden, die vollständige, radikale Heilung datiert erst seit gestern. Als ich im Dezember 1884 durch Volksabstimmung wieder dazu erwählt wurde, die oberste Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, machten sich in der finanziellen Lage höchst beunruhigende Anzeichen einer Krisis bemerkbar. — Man war so weit, daß eine vollständige Stockung in der Ausführung schon begonnener großer Verbesserungen eintrat, und es war nahe daran, daß die allgemeine Unzufriedenheit sich in einem Aufstande Bahn brach. Sofortige und gründliche Lösung der ernsten Frage war geboten."

Diese Lösung wurde gesucht und gefunden durch eine Reduktion der auswärtigen Schuld vermittelst eines in London vereinbarten Vertrages und durch andere finanzielle Maßnahmen, so daß eine neue zur Zeichnung aufgelegte Anleihe den größten Erfolg hatte. „Die Anleihe von 1888" (schreibt Diaz dem Kongreß) „hat bewiesen, welchen Kredit unser Vaterland jetzt auf den ersten Märkten Europas hat. Das ist für uns unschätzbar, es flößt fremdem Kapital Vertrauen ein, das uns zur weiteren Hebung unseres Wohlstandes so notwendig ist. Man kann die durch die beiden großen finanziellen Errungenschaften, — die Gesetze vom 22. Juni*) und die Erfolge der Anleihen — erlangten Vorteile nicht hoch genug schätzen. Sie bewirkten, daß Mexikos Kredit im Auslande gefestigt ist, daß der früher vollständig erschöpfte Staatsschatz jetzt annähernd imstande sein wird den Forderungen gerecht zu werden, welche bei der größeren Ausdehnung des Verwaltungsdienstes in ansehnlicher Höhe gestellt sind, und daß er auch größtenteils die ungeheuren Verbindlichkeiten wird decken können, die schwer auf unserem Volke lasteten."

Im Jahre 1890 war Diaz imstande, die Eisenbahnanleihen mit kurzer Kündigungsfrist in solche mit einem späteren Zahlungstermine umzuwandeln und dadurch die ungeheuren Kosten dieser Unternehmungen gleichmäßiger unter die jetzigen und späteren Generationen zu verteilen, die ja auch den Nutzen aus ihnen ziehen werden. Zehn Jahre später war der mexikanische Kredit so solide gefestigt, daß Diaz' stolze Worte gerechtfertigt waren, in denen er dem Kongreß Mitteilung machte über die Konversion der mexi-

*) Über die inländischen und ausländischen Anleihen Mexikos.

kanischen Nationalschuld, die unter Mitwirkung einer Anzahl Bankhäuser in Berlin, London und New York und der Nationalbank in Mexiko 1899 erfolgreich ausgeführt wurde. „Diese kürzlich zum Abschlusse gelangte Finanzoperation ist wert, neben den vorteilhaftesten Abschlüssen genannt zu werden, die je Nationen mit dem vollsten Kredit durchzuführen vermochten. Unser Kredit ist so fest gekittet, daß wenige Monate später die Anteilscheine einer neuen Anleihe schon über pari standen, trotz der ungünstigen Verhältnisse auf den europäischen Geldmärkten.“

Was für ein beredtes Zeugnis für den Fortschritt im Lande geben diese beiden einfachen, seiner Rede im Kongresse entnommenen Sätze! Nicht lange vorher waren fremde Geschwader in Vera Cruz gelandet, um mit Gewalt die ihnen vorenthaltenen Schuldforderungen einzutreiben. Mexiko war ein in sich zerfallener, bankerotter Staat, ohne Vertrauen, ohne Ansehen gewesen, es stand tiefer als die unruhevollsten Republiken Mittel-Amerikas. Der auswärtige Kredit ist das empfindlichste Barometer für die Leistungsfähigkeit einer Nation, jeder widrige Windstoß kann es aus der Richtung bringen. Wenn Diaz von jener erfolgreich durchgeführten Finanzoperation sagen konnte, „sie ist wert, neben den vorteilhaftesten Abschlüssen genannt zu werden, die je Nationen mit dem vollsten Kredit durchzuführen vermochten“, so legte er dadurch das glänzendste Zeugnis für die vollständige Wiedergeburt seines Vaterlandes ab.

Man könnte Diaz der Inkonsequenz zeihen. Daß er 22 Jahre ununterbrochen regierte, steht im Widerspruch mit seinen früheren Ansichten. In Krieg und Frieden hat er als Hauptpunkt seines politischen Glaubensbekenntnisses stets vorangestellt, daß die Wiederwahl eines Präsidenten unstatthaft sein solle; trotzdem blieb er im Amte — das ist wahr. Indessen war für Mexiko die Zeit eine gute Lehrmeisterin gewesen, und eine ihrer Lehren sagte auch: das Verbot der Wiederwahl war in den Jahren nationaler Kämpfe zur Verhütung verderblicher Usurpationen höchst wichtig, aber es hat keinen Zweck in einer Periode friedlichster Entwicklung, es hat seine Bedeutung überlebt. Als Bollwerk gegen Tyrannenmacht war es in Zeiten der Not geschaffen, jetzt bei veränderten Verhältnissen diente es eher als Hemmnis in der fortschreitenden Entwicklung. Der Zwang alle vier Jahre einen neuen Präsidenten wählen zu müssen, enthielt eine Gefahr für die sichere Führung des Staatssteuers. Das mexikanische Volk stimmte daher vor Ablauf der zweiten Amtsperiode 1888 für eine Abänderung des Verfassungsgesetzes, wonach dem Präsideuten zwei aufeinanderfolgende Zeit-

abschnitte gestattet sein sollten. Vier Jahre später rief es wieder große Erregung im Lande hervor, daß Porfirio Diaz mitten aus seinen umfangreichen, noch nicht vollendeten Arbeiten für das Wohl des Staates aus dem Amte scheiden sollte, und der Bundeskongreß löste die Frage, indem er für alle Zeit jede Beschränkung aufhob. Und 1892, 1896, 1900 und 1904 meldete sich kein Gegenkandidat für die Präsidentschaft. Porfirio Diaz blieb es vergönnt, unbehindert durch störende Nebenbuhler, allein nach selbstgeschaffenen Grundregeln den Ausbau des Staates, wie er heute ist, zu vollführen, und sich dadurch ein unvergängliches Ruhmesdenkmal zu schaffen.

Seine Regierung ist fortdauernd friedlich gewesen, der Geschichtsschreiber wird einmal über Mexikos Beziehungen zum Auslande während Diaz' Herrschaft wenig Nennenswertes zu sagen haben. Er hat danach gestrebt mit allen Staaten in gutem Einvernehmen zu bleiben, besonders mit seinem mächtigen Nachbarn im Norden. Durch Errichtung von Gesandtschaften in allen Hauptstädten beider Hemisphären und durch Handelsverträge hat er dafür gesorgt, Mexiko günstig einzuführen, ihm Ansehen zu verschaffen und den Handel zu fördern. Aber die großen Taten, die seinen Ruhm als bedeutenden Staatsmann begründet haben und der Nachwelt erhalten werden, hat er in seinem Heimatlande vollbracht. Dort geben Schulen und Bibliotheken, Krankenhäuser und nutzbringende Einrichtungen aller Art überall Zeugnis von seiner nie rastenden Fürsorge. Auch das Geringste hält er der Beachtung wert, überall späht sein wachsames Auge, um etwas zu entdecken, das er zum Vorteil für das Ganze ausbeuten könnte. Und er lehrt andere, ihm in der Erreichung der hohen Ziele mit demselben Eifer nachzustreben, mit dem er ihnen als leuchtendes Beispiel vorangegangen ist. Die Hebung der Volksbildung war und ist, wie schon erwähnt, für ihn eine Sorge, an der vor allem sein Herz hängt. Er sagte im Kongreß:

„Für eine Republik ist Hebung der Volksbildung eine Hauptsorge; wenn monarchische Regierungen das zunehmende Fortschreiten der Volksbildung als eine Wohltat erkennen, müssen wir ihre Förderung als unsere höchste Pflicht ansehen.“ Dieser Ausspruch ist charakteristisch für den großen Republikaner.

Mexiko verdankt seine wunderbare Entwicklung, die dem Lande Reichtum und dem Volke Zufriedenheit schaffte, großenteils den vorzüglichen Eisenbahnverbindungen, die den Handel mit den Vereinigten Staaten und von der Küste aus mit überseeischen Ländern erleichtern. Sie gehören ihrer Anlage nach zu den interessantesten Bahnlinien der Welt, hinsichtlich der über

10000 Fuß hohen Steigungen und der Überwindung natürlicher Hindernisse, die ganz unbesiegbar erschienen. Die kühnen Ingenieure verdanken es wiederum der Energie und Initiative des Präsidenten, seinem kräftigsten Beistande, daß sie ihre Pläne so gut durchführen konnten. Noch ehe Diaz zur Regierung kam, waren Entwürfe gemacht, Gesellschaften hatten sich gebildet, Konzessionen waren erteilt, die Vermessungen wurden vervollständigt und an einigen Stellen das Werk begonnen. Juarez hatte den Versuch gemacht, eine Bahnbaupolizei einzusetzen, aber, ohnehin wenig lebenskräftig, schlief sie in den unruhevollen Zeiten unter seinem nächsten Nachfolger ganz ein, und erst Diaz erweckte sie zum Leben, brachte Ordnung in die Verhältnisse und schaffte so dem ausländischen Kapitalisten das Gefühl der Sicherheit. Am stolzesten sind die Mexikaner auf ihre „Mexikanische Zentralbahn"; sie geht durch das Herz des Landes und bewältigt einen großen Teil des Handelsverkehrs. Der erste Anfang, die Strecke Mexiko—Leon, wurde schon 1874 gebaut, aber es fehlte an den nötigen Mitteln, und der Weiterbau mußte unterbleiben. Präsident Diaz erweiterte die erteilte Vollmacht und ermächtigte die Gesellschaft, den Bau bis zur Grenze von Texas weiterzuführen. Kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Amte 1880 hatte er der „Mexikanischen Zentral-Eisenbahngesellschaft" G. m. b. H., die im Staate Massachusetts zu dem Zwecke eingetragen worden war, die Konzession bewilligt und zwar in entgegenkommendster Art. Gegen einen Zuschuß von 15200 Dollar für die englische Meile gewannen sie das Recht, das Material zum Bau, zur Ausbesserung und zum Betriebe für 15 Jahre frei einzuführen, ferner blieben sie 50 Jahre lang — von der Vollendung der Linie an gerechnet — von jeder Steuer befreit. Endlich gab die Konzession ihnen für 99 Jahre die Ermächtigung zum Bau und Betrieb einer Eisenbahn mit normaler Spurweite und zur Anlage von Telegraphenlinien von der Hauptstadt ausgehend, durch alle Hauptorte von Zentral-Mexiko nach Paso del Norte hin, mit Zweiglinien nach dem Golfe und nach der Küste des Stillen Meeres. Im Oktober 1880 wurde das Werk in der Hauptstadt begonnen und bald darauf der Bau der internationalen Brücke über den Rio Grande bei El Paso in Angriff genommen. Die Strecke wurde in zwei Linien gebaut, die eine führte von der Hauptstadt nach Norden, die andere von El Paso nach Süden; sie vereinten sich 1884 bei der Stadt Fresnillo im Staate Zacatecas; die Länge der Strecke im ganzen betrug 1224 englische Meilen. Seitdem sind nach allen Richtungen Zweiglinien entstanden, Bahnstrecken von kleineren Gesellschaften wurden abgelöst, so daß

jetzt die Mexikanische Zentral-Eisenbahngesellschaft Bahnlinien in einer Ausdehnung von 3300 englischen Meilen unter ihrer Kontrolle hat.

Der Bruttogewinn betrug im Jahre 1884 — dem ersten nach Vollendung der Hauptlinie — 3 742 221,21 Dollar.

Im Jahre 1902 betrug der Bruttogewinn 21 132 226,87 Dollar. Im Jahre 1884 betrug der Bruttogewinn pro Meile 2648,33 Dollar; 1902 betrug er 8062,47 Dollar, zeigte also eine Zunahme des Gewinns von mehr als 300 Prozent für die englische Meile. Über 70 Prozent der mexikanischen Bevölkerung wohnt in Staaten, durch die die Mexikanische Zentralbahn führt. Von den größeren Städten der Republik werden nur fünf mit über 35 000 Einwohnern nicht von dieser Bahn berührt. Der große Minengürtel Mexikos, aus dem fast die Hälfte alles jetzt in der Welt vorhandenen Silbers hervorgegangen ist, erstreckt sich von Südosten nach Nordwesten, gleichlaufend mit der Hauptbahnlinie, und hat direkt oder indirekt mehr als 50 Prozent zu den Einnahmen der Gesellschaft beigetragen. Der Einfluß verbesserter Transportmittel hat sich in solchem Umfange geltend gemacht, daß viele von den Spaniern infolge der schwierigen Verhältnisse aufgegebenen Minen jetzt Bonanzaminen geworden sind.

Andere Hauptbahnen sind: Die mexikanische Südbahn, die Tehuantepecbahn und die drei Staatsbahnen: die Nationalbahn, die mexikanische internationale Bahn und die Interozeanbahn. Ein vollständiges Bahnnetz bedeckt das Land. Wenn alle jetzt im Bau begriffenen Zweigstrecken und neuen Linien vollendet sind, werden Mexiko, das in der Mitte zwischen den östlichen und westlichen Kontinenten liegt, sieben große Bahnlinien durchkreuzen und die Verbindung zwischen den Häfen am Atlantischen und Stillen Ozean herstellen. Andere sieben Linien werden an sieben verschiedenen Stellen die Grenze nach den Vereinigten Staaten überschreiten — wahrlich ein glänzender Erfolg im Eisenbahnbau während eines Zeitraumes von dreißig Jahren.

Ein anderes hochwichtiges Werk, das Präsident Diaz besonders am Herzen lag, war die Drainage des Hochtales, in dem die Hauptstadt liegt; das weite Tal befindet sich in einer Höhe von 7349 Fuß über dem Meeresspiegel und ist rings von Bergen eingeschlossen, unter denen sich drohend zwei der höchsten Vulkane der Erde erheben. Wahrscheinlich bildete in fernen Zeiten der Vergangenheit das ganze Tal einen riesengroßen See, noch heute sind mehrere kleinere Seen und sumpfige Teiche vorhanden. Über die Gründung der Stadt durch die Azteken erzählt die Legende: Vor vielen, vielen Jahren gab es ein mächtiges, großes Volk, das Volk der Azteken;

ungeheurer Reichtum, gepaart mit Begabung und Sinn für Kunst und Schönheit befähigten sie zu einem Leben voll Pracht und Luxus; und sie hatten genug Sklaven, die ihnen alle Last schwerer Arbeit abnehmen mußten. An einem schönen Tage, vor etwa 2000 bis 3000 Jahren, stiegen sie zu den Ufern des Sees Texcoco nieder, der ihnen so groß wie ein Meer erschien. Sie fanden Gefallen an der Gegend und auf einem hohen, mächtigen Felsenvorsprunge nahe dem Ufer schlugen sie ihr Lager auf. Da fesselte plötzlich ihre erstaunten Blicke ein seltsames Bild. Auf einem stachligen Nopalbaume oder Feigenkaktus stand ein goldener Adler von außergewöhnlicher Größe und Schönheit. Die machtvollen Schwingen des stolzen Vogels breiteten sich der aufgehenden Sonne entgegen, in den Fängen hielt er eine sich windende Schlange. Die Azteken nahmen die Erscheinung für ein gutes Omen und beschlossen sofort auf dieser Stelle eine Stadt zu bauen. Die Tradition hat das Bild des Adlers durch alle Zeiten bewahrt, und noch heute prangt es auf dem Banner Mexikos. Die neue Stadt aber nannten die Azteken „Tenochtitlan" von tuna (Kaktus), weil der Adler auf dem stachlichen Gewächse geruht hatte; in späterer Zeit wurde der Name geändert zu Ehren des mächtigen Kriegsgottes der Azteken „Mexitli". Natürlich waren die ersten Häuser noch sehr einfach; auf Pfählen, die aus den nahen Wäldern geholt wurden, ruhte ein mit Schilf, Kaktus- oder Palmenzweigen bedecktes Dach; — gerade so sieht man noch heute Hütten in den Tropengegenden Mexikos. Aber bald wurden diese Wohnstätten durch fester gebaute ersetzt, und der große teocali, der Tempel der Aztekengötter, errichtet, eine über 100 Fuß hohe Pyramide, zu der man auf 140 Stufen emporsteigt. Von dieser Pyramide hielt Cortez einst Umschau, und das wunderschöne Landschaftsbild reizte ihn, hier die Hauptstadt zu bauen. Am Ende des Jahrhunderts, in dem die Spanier das Land eroberten, lebten von dem einst mächtigen Volke nur noch 10000 Indianer in dem Tale ihrer Vorfahren, und etwa ebensoviele Ausländer waren dazu gekommen. Aber die Bevölkerung nahm bald zu, und 250 Jahre lang hatte Mexiko die Ehre, die größte Stadt auf dem mächtigen westlichen Kontinente zu sein. Mexiko liegt nicht in der Mitte der Republik, obgleich es wahrscheinlich fast in der Mitte des Aztekenreiches erbaut war. Es ist 1500 englische Meilen von der Nordwestgrenze Mexikos, 200 englische Meilen vom Golfe, 400 Meilen von der Küste des Stillen Meeres und 600 Meilen von der Grenze von Guatemala entfernt; diese Zahlen geben zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des von Diaz beherrschten Landes.

Das Ufer des sumpfiges Sees war freilich ein höchst ungeeigneter Platz für die Anlage einer großen Stadt. Der eingeschlossene See hatte nirgends Abzugskanäle für das Wasser, das reichlich von allen Seiten von den Bergen zuströmte und sich in dem weiten Talkessel staute. So lange der Wasserstand die gewöhnliche Höhe nicht überschritt, war es erträglich, aber sobald im Sommer die Wasserfluten in furchtbarer Menge zuströmten, fehlte der Abfluß, und die Stadt war beständig Überschwemmungen ausgesetzt, die mehr oder weniger Schaden verursachten. Die verheerendsten Überschwemmungen fanden in den Jahren 1552 und 1629 statt. Schon im Jahre 1607 begannen spanische Vizekönige Abflußkanäle anzulegen, um die Stadt vor der Zerstörung durch diese verderblichen Wasserfluten zu bewahren. Die mexikanische Zentralbahn fährt noch heute längs eines riesigen, etwa zwölf englische Meilen langen Durchstiches durch einen Bergrücken — den Tajo de Nochistongo —, den Enrico Martinez (oder richtiger Maartens), ein berühmter holländischer Ingenieur, 1607 begann, um den Fluten Abfluß zu schaffen; 15000 Indianer arbeiteten an der Ausführung dieses Durchstiches, bei dem Tausende von Menschenleben zugrunde gingen, teils durch Unvorsichtigkeit bei mangelnder Aufsicht, teils durch Krankheiten. Reiche Mittel wurden freigebig dem großen Unternehmen gewährt. Wie ursprünglich beabsichtigt, war es teilweise ein Tunnel, eine Zeitlang floß das Wasser auch ab, aber da man das technische Problem nicht voll erfaßt hatte, erfüllte die Anlage nie recht ihren Zweck.

General Diaz hatte lange genug mit Ernst über die Lösung dieser Aufgabe nachgedacht. Den größten Teil seiner Jugend hatte er zwar im Süden zugebracht, aber für jeden Mexikaner sind die verheerenden Überschwemmungen in der Hauptstadt eine genügend bekannte Tatsache, und die dringende Notwendigkeit, daß hier Abhilfe geschafft werden mußte, erkannte Diaz besonders klar, als er die Kaiserlichen in Mexiko belagerte. Sobald er 1884 Präsident wurde, widmete er der Angelegenheit die regste Aufmerksamkeit. Schließlich entschied er sich für einen Plan, der das Resultat langer diesbezüglicher Studien des mexikanischen Indianers Don Luis Espinoza, eines glänzend begabten, bedeutenden Ingenieurs, war; die Ausführung dieses Planes begann 1885; schon sechs Jahre vorher waren kleine Vorarbeiten gemacht, auch jetzt behinderte, besonders anfangs, Mangel an genügenden Mitteln das schnelle Fortschreiten der Arbeit, aber trotzdem wurde das große Werk 1900 vollendet. Espinoza hat die Entwässerung bewirkt, indem er einen großen Teil der Wassermassen schon aus den höher

gelegenen Talflächen durch Kanäle und Abflußrohre auffing, von Mexiko ablenkte und einem großen Tunnel zuführte. Aus der Stadt selbst wurden alle Abflußkanäle auch zu demselben Tunnel geleitet, der in einer Längenausdehnung von sechs englischen Meilen durch die Berge gelegt war und alle Wassermassen in den Tulafluß strömen lassen sollte. Dieses kühne, großartige Werk, das mit vorzüglichstem Erfolge gelungen ist, kostete dem Staate 16000000 Dollar. Der Tunnel durch den Tajo de Nochistongo konnte nicht verwandt werden, da die mexikanischen Ingenieure den Abfluß nach einer anderen Richtung leiten wollten. Anfangs führte Espinoza das Werk im Auftrage der Regierung aus, später ging es in die Hände von Unternehmern über, aber Espinoza behielt als von der Regierung angestellter Chefingenieur die Oberleitung. Jetzt nimmt er die bedeutende Stellung eines Staatsingenieurs und -architekten im Ministerium für öffentliche Arbeiten ein.

Diaz verfolgte das Unternehmen mit lebhaftestem Interesse und unterstützte es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln; er setzte eine „Junta Directiva“ oder einen Aufsichtsrat ein, dessen Mitglieder Don Pedro Rincón Gallardo, (der jetzige Gesandte in London), Don Casimiro Collado, Don Augustin Cordon, Don Francisco Rivas Gongora und Don José Yves Limantour (mehrere Jahre Vorsitzender des Aufsichtsrates) bestanden. Wie eifrig diese Herren in der Erfüllung ihrer Pflichten waren, erhellt daraus, daß von den 1708 Versammlungen während der fünfzehnjährigen Dauer der Kanalisationsarbeiten, Don Pedro Rincón Gallardo 946 Versammlungen, Don Casimiro Collado 1477, Don Augustin Cordon 584, Don Francisco Rivas Gongora 1257, und Don José Yves Limantour 1052 besuchten. Von diesen treuen Dienern des Staates leben nur noch General Gallardo und Señor Limantour, deren Namen hier schon häufig erwähnt wurden. Da wahrscheinlich diese Entwässerungsanlagen die großartigsten der Welt sind und der Tunnel zur Zeit seiner Anlage wohl der längste aller bestehenden war, werden einige nähere Angaben über das große Werk von Interesse sein. Ich verdanke sie dem, von den Herren Reid und Campbell, den Unternehmern des großen Werkes, angestellten Chefingenieur und Generaldirektor, Herrn J. Fletcher Toomer. In sechseinhalb Jahren wurde der in einer Länge von fast $6^1/_4$ englischen Meilen durch den Berg gebaute Tunnel fertig gestellt. Nach dem angeführten Verzeichnisse steht er seiner Länge nach als fünfter in der Reihe folgender Tunnels:

Simplon	12	engl. Meilen	444	Yards.
St. Gotthard	9	„ „	564	„

Mont Cenis	7	engl. Meilen	1730	Yards.
Arlberg	6	„ „	404	„
Tequixquiac (Desaque, Mexiko) .	6	„ „	288	„
Hoosac (Vereinigte Staaten N.-A.)	4	„ „	685	„
Severn (Great Western) . . .	4	„ „	624	„

Ein gegen 35 Kilometer langer Kanal führt vom Nordende der Stadt bis zum Fuße der Berge. Am Ende des Kanals beginnt der Tunnel, er geht genau in nördlicher Richtung durch die Berge und mündet im Tale Tequixquiac; seine Länge beträgt 10,014 Kilometer, er ist nach den Zeichnungen mexikanischer Ingenieure gebaut, die auch das verwandte Material wählten. Das Gefälle beträgt: 1 zu 1388.88 Fuß. Der Durchmesser des Gewölbes ist fast 14 Fuß lang, dasselbe Maß hat die Höhe des Tunnels. Das Gewölbe besteht aus vier konzentrischen Ringen von Backsteinen, Zementblöcke decken es und mit vulkanischem Gestein wird beides abgesteift. Wasser fand sich in großen Mengen beim Bau fast auf der ganzen Strecke; wo der Boden durchlässiger war, strömte es immerfort zu, an härteren Stellen brach es sich mit Gewalt Bahn, wenn nicht dagegen gesteuert wurde. Der Tunnel hat 25, in 400 Metern Abstand voneinander liegende Schächte; ihre lichte Weite beträgt 7 : 10 Fuß (von den Ecken gemessen, denn die Seitenwände sind gerundet); sie sind von einer achtzehnzölligen Ziegelmauer umgeben. Die Tiefe des kürzesten Schachtes beträgt 66 Fuß, die des längsten 301 Fuß. Im Norden und Süden zugleich wurde von diesen Schächten aus der Tunnelbau begonnen, und als der Durchstich des Berges vollendet war, konnte man das Tageslicht von einem Ende zum andern sehen. Der Wasserabfluß aus den Schächten betrug wechselnd 350 bis 1000 Gallonen in der Minute, die ganze Wassermenge aber, die an der Mündung dem Tunnel entströmte, belief sich auf 6000 Gallonen in der Minute, das ganze Terrain ringsum war allmählich entwässert, während der Bau des Tunnels vorschritt. Folgende Angaben werden einen Begriff von dem Umfange des Riesenwerkes geben: 108 Maschinen waren in Tätigkeit, um das Pumpen, Ventilieren und Sägen zu besorgen, wie die Herstellung von Mörtel und Ziegeln, 5 Lokomotiven wurden gebraucht, um das Baumaterial herbeizuschaffen. Zu diesem Material gehörten: 22 000 000 Ziegel, alle an Ort und Stelle fertig gebrannt, täglich 30 000 Stück; 1 000 000 Kunststeinblöcke, täglich je 1000 Stück angefertigt; 20 000 Kubikmeter vulkanisches Gestein; 25 000 Kubikmeter Mörtel, 5 000 000 B. M. Stabholz; 20 000 Tons Kohlen zum Heizen der Maschinen und Schmiedeöfen; 10 000 Klafter Eichenholz zum Kalk-

brennen. 3000 Arbeiter waren in der Zeit von $6^1/_2$ Jahren beschäftigt, und zwar dient es den Mexikanern zum Ruhm, daß mit wenigen Ausnahmen in den letzten vier Jahren nur mexikanische Arbeiter und Bauern die Arbeit schafften. Die der Mündung des Tunnels entströmenden Wassermassen ergießen sich in den Tulafluß und werden mit diesem viele Meilen weiter geführt, bis sie sich bei der Hafenstadt Tampico mit dem Wasser des Golfes mischen.

Es war ein großer Augenblick, als die letzte Scheidewand durchbrochen werden sollte, die den so weit im Bau vorgeschrittenen Tunnel an der Mündung noch vom Kanale trennte. General Diaz, einige seiner Minister und alle Mitglieder der Drainagebehörde waren zugegen; viele stiegen durch den Schacht I in den Tunnel und begaben sich zu der Stelle, wo noch die letzte 6 Fuß breite Erdschicht durchbrochen werden sollte. Präsident Diaz war in freudigster Erregung, er selbst wollte bei der Herstellung der Verbindung Hand anlegen; dazu überreichte ihm Ingenieur Toomer eine schon bereit gehaltene Spitzhacke; auf einer an dem polierten Stiele angebrachten Silberplatte war die passende Inschrift graviert. Der Präsident entledigte sich sofort seines Rockes und machte sich rüstig ans Werk; als die Öffnung hergestellt war, ging er durch und rief jubelnd: „Endlich ist der Tunnel eine Wirklichkeit geworden!"

Was für ein Gegensatz ist das Meisterwerk heutiger Ingenieurkunst im Vergleiche zu dem früheren Notbehelfe! Zum Schutz gegen die Wasserfluten war eine Steinmauer um die Stadt gebaut, und wenn die Regenströme niederrauschten und die Stadt überschwemmten, mußten die Einwohner das Wasser durch Pumpen über die Mauer fortschaffen. In der Hauptverbindungsstraße — San Francisco Street — ist an den Eckhäusern noch ein Zeichen zu sehen, das die Wasserhöhe bei der letzten Überschwemmung auf 10 Fuß über dem Straßenpflaster angibt. Tunnel und Kanal haben bewiesen, daß sie vollständig dem Zwecke entsprechen, zu dem sie gebaut sind. Das große sumpfige Tal ist in fruchtbares, gut entwässertes Ackerland umgewandelt; die auf Sumpfland erbaute, von Fieberepidemien stetig heimgesuchte Stadt hat jetzt trocknen Untergrund und die Bewohner erfreuen sich eines vortrefflichen Gesundheitszustandes. Nicht nur die Gefahr der Überschwemmung wurde durch die Entwässerung beseitigt, sie hat noch viel mehr Segen gebracht; das seit Jahrhunderten unbewohnbare Tal hat sich bevölkert, und eine Wasserleitung für die Hauptstadt ist nach ganz vorzüglichem System mit einem Kostenaufwande von 6 Millionen Dollar an-

gelegt. Wenn das Höhenklima in dem Hochtale nicht so gesund wäre, hätte die Stadt unter den alten Bedingungen gar nicht so lange bestehen können; sie boten allen sanitären Regeln Trotz und hatten natürlich furchtbare Epidemien im Gefolge. Bei meinem ersten Besuche in Mexiko im Jahre 1900 war die alte Leitung in Unordnung, und den Abflußrohren entströmten furchtbare Gerüche, es durfte nicht wundernehmen, daß die Sterblichkeit sich auf sechzig von tausend bezifferte. Durch die neuen Leitungsrohre konnte man vier Fuß unter der Oberfläche ganz schwarzes, übelriechendes Wasser sehen, die Mexikaner schienen weder den üblen Geruch zu merken, noch das Gesundheitsgefährliche zu fürchten, sonst hätte man manches untersagt, was für unsere Verhältnisse unbegreiflich erschien. So hörte ich tatsächlich einmal eine Militärkapelle dicht neben einem geöffneten Abflußrohr ein Konzert geben; sie spielten an jedem Donnerstag nachmittag an dieser Stelle und ließen sich nicht dadurch stören, daß die ganze Straße aufgerissen war und schwarzer Schlamm und Leitungsrohre den Weg sperrten. Und die Indianer erfreuten sich trotz des entsetzlichen Geruchs ganz unbefangen an der Musik.

Mexiko ist mehr oder weniger auf Pfählen erbaut, die aber nicht, wie zu Zeiten der alten Azteken, über den Boden hervorragen aber sie sind die Veranlassung, daß viele Häuser und Kirchen nicht gerade stehen, auf dem sumpfigen Grunde haben Erderschütterungen die Lotlinie verändert. Mexiko ist also eine Stadt mit geneigter Perpendikulärlinie. Bei Ausgrabungen hinter der Kathedrale, da, wo einst der Aztekentempel stand, wurden wunderbare Überreste aus alter Zeit zutage gefördert. Ich sah, wie ein Altar aus dem schwarzen Schlammgrunde gehoben wurde; er wog mehrere Tons und war fast vollständig gut erhalten. Jetzt gehört er zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten in dem nahebei liegenden Museum. Die Vorderseite mißt in der Breite 1,92 Meter, die Seitenwände sind 1,65 Meter lang. Ihn umgibt ein etwa ein Yard breiter Fries, auf dem man Totenschädel, gekreuzte Knochen und verschiedene eingegrabene Sinnbilder sieht. Die Schädel stehen im Profil in vier Reihen, jede Reihe hat sieben Schädel und sechs Paar kurze, dicke Kreuzknochen; letztere liegen nicht, wie man es gewöhnlich sieht, unter dem Schädel, sondern abwechselnd bald unter, bald über demselben.

Diese Ausgrabung erinnerte uns lebhaft an die alte Aztekenstadt, über der sich nun das heutige Mexiko erhebt, die blühende Hauptstadt des neuerstandenen Staates.



Kathedrale von Mexiko

Zwanzigstes Kapitel.

Das Leben im Hause des Präsidenten.

Helle Kinderstimmen, Jubel und Lachen erklingen in dem freundlich ausgestatteten Wohngemache des Präsidenten, mit den hübschen französischen Möbeln, den zierlichen Tischen, auf denen Photographien des deutschen Kaisers, des Königs Alfons von Spanien und anderer gekrönter Häupter stehen. Die Enkelkinder des Präsidenten, muntere Knaben in Matrosenanzügen und zierliche kleine Mädchen sind zum Besuche bei den Großeltern und lassen es sich wohl sein. Die strenge Herrschermiene ist verbannt, der Präsident ist ganz Großpapa mit glückstrahlendem Gesicht. Ein kleines Mädchen will ihn durchaus dazu bewegen, ihre Puppe zu küssen, er weigert sich neckend, aber die kleine Despotin beharrt auf ihrem Willen, und der Großpapa muß schließlich nachgeben. Frau Carmen, die das jüngste der Kleinen auf ihrem Schoße liebkost, lacht belustigt über des Gemahls Niederlage. Das Herz geht einem auf, wenn man den Präsidenten im Kreise seiner Familie sehen, einen Blick in seine ideale Häuslichkeit werfen darf. General Diaz zeigt sich als der liebevollste Gatte und Vater; seinen Kindern, besonders auch seinem Sohne, der es nie versäumt den hochverehrten Vater mit ehrfurchtsvollem Handkusse zu begrüßen, ist er nicht nur ein treuer Berater, sondern auch ein Freund, der gern ohne alle Förmlichkeit, wie ein guter Kamerad, mit ihnen plaudert, lacht und scherzt. Seinen Enkeln ist er der Vertraute, der reges Interesse für alle kleinen Leiden und Freuden hat und so schön mit ihnen zu spielen weiß. Daß die ganze Familie mit inniger Liebe und Verehrung an ihm hängt, ist selbstverständlich. Er vereint das unschuldsvolle, weiche Gemüt eines Kindes mit der Weisheit und dem gefestigten Charakter reifen Alters. Wer das Glück hat, ihn im Hause kennen zu lernen und im Umgange mit seiner Familie zu beobachten, kann es manchmal kaum glauben, daß er derselbe Mann ist, der ein Volk von zwanzig Millionen mit fester Hand regiert, der an der Spitze

des mächtigen Staates steht, den seine weise Regierung allein so groß gemacht hat. Und nur wer in nähere Berührung mit ihm kommt, kann ganz den Zauber seines Wesens ermessen, durch den er Bekannte in Freunde, und Freunde in treueste Verbündete umwandelt. Diese magnetische Anziehungskraft ist eine seltene Gabe, die Diaz in hohem Grade besitzt. Alle großen Männer haben Freunde und Feinde, aber bei Diaz nehmen die Feinde mit den Jahren ab, der Freunde erwirbt er sich immer mehr, immer machtvoller tritt seine Größe hervor.

Ohne Zweifel hat seine Gemahlin unschätzbaren Einfluß auf ihn geübt. Sie ist gern in Gesellschaft, liebt es mit Ausländern, besonders mit den Vertretern fremder Mächte zu verkehren und im Umgange mit ihnen ihre Kenntnisse in bezug auf Leben und Sitten in fremden Ländern und auf den Charakter der betreffenden Völker zu erweitern. Oft umgeben Fürsten sich mit einem Mantel der Unnahbarkeit, der sie hindert, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Sie sehen dann die Dinge nur, wie Höflinge oder schlechte Ratgeber sie ihnen darzustellen wünschen. Der Präsident und seine Gemahlin machen eine Ausnahme, sie lernen Volk und Land aus eigener Anschauung kennen. Auch mit den großen Hauptstädten der östlichen Hemisphäre, London, Berlin, Paris, sind sie trotz der weiten Entfernungen stets im Zusammenhange und vielleicht über vieles Neue besser unterrichtet, als mancher Herrscher Europas.

Zum Andenken an Hidalgos Unabhängigkeitserklärung am 16. September 1810 — im zweiten Kapitel wurde das Nähere mitgeteilt — wird der Jahrestag stets festlich begangen. Am Abend desselben begibt sich General Diaz mit seinen Ministern und Staatsbeamten in den großen Botschaftersaal im Palaste, — er führt diesen Namen, weil Diaz dort die Vertreter der fremden Mächte empfängt. Ein lebensgroßes Bild des deutschen Kaisers, das Seine Majestät persönlich als Zeichen seiner Hochschätzung dem Präsidenten sandte, schmückt als eines der in jüngster Zeit hinzugekommenen Gemälde den Saal.

Auf dem großen Zocalo vor dem Nationalpalaste hat sich dann eine vieltausendköpfige Menge versammelt, vornehm und gering, arm und reich, und harrt in erwartungsvoller Spannung der ernsten Feier. Es ist historischer Boden, auf dem die Massen des Volkes stehen; dort erhob sich einst, vor langer, langer Zeit der große Aztekentempel, unter ihren Füßen ruhen noch tief verborgen Altäre und Urnen, Opfersteine und Säulen und mancher Kopf der großen Schlange, — viel ist schon ans Tageslicht gefördert, aber

viel deckt noch verhüllend die Erde. Und jetzt feiert ein neues Geschlecht auf geweihtem Boden den Gedenktag der wiedergewonnenen Freiheit. Der Nationalpalast ist festlich geschmückt, die Kathedrale rechts und das Stadthaus gegenüber strahlen in heller Beleuchtung, an dem tiefdunkeln, wunderbar schönen Firmamente glänzt silbern der Mond mit mildem Schein, umgeben von unzähligen funkelnden Sternen. Unten aber leuchten in dem hellen elektrischen Lichte die weißen Hemden, die roten Decken der Männer, die vielfarbigen rebozos der Frauen; alle schauen gespannt nach der großen, hell beleuchteten Uhr, auf der der Zeiger sich der elften Stunde nähert. Jetzt fehlt noch eine Minute an der Zeit, die Balkontüren am Palaste werden weit geöffnet, aus dem Saale tritt der Präsident in festlichem Anzuge, das breite Präsidentenband über der Brust, in einer Hand die mexikanische Flagge; hinter ihm stehen die Minister. Und unter lautlosem Schweigen der harrenden Menge hebt er die Hand zu dem Strange der über ihm hängenden riesengroßen Glocke und läßt sie elfmal anschlagen; tief und voll verkünden die ernsten Klänge die Unabhängigkeit des Landes, wie sie es einst getan, als Hidalgo vor jetzt fast hundert Jahren die Glocke in der Kirche von Dolores läutete; von dort wurde sie 1896 nach Mexiko gebracht. Wenn der letzte Schlag verhallt ist, ruft der Präsident laut, mit weithin schallender Stimme: „Viva la Independencia, y viva Mexico!" Das Schweigen ist gebrochen, der feierliche Augenblick ist vorüber und vieltausendstimmiger Jubel ertönt auf dem weiten Platze in der Stille der Nacht.

Alle offiziellen Festlichkeiten finden im Nationalpalaste am Zocalo statt, wo die Räume sich vorzüglich dazu eignen. Der Präsident gibt in jedem Jahre mehrere Bälle und Festtafeln, drei finden regelmäßig an bestimmten Tagen statt, am Tage der Unabhängigkeitserklärung, am Neujahrstage und am 5. Februar zur Erinnerung an die Einsetzung der Verfassung. Bei diesen Festen sind auch Damen anwesend. Der Palast bildet ein großes Viereck, das im Innern einen von Säulenhallen umschlossenen Hofraum oder eigentlich zwei Höfe hat. Lange gerade Fensterreihen umgeben das Riesengebäude auf allen vier Seiten. Als General Diaz zum ersten Male Präsident wurde, befand der Palast sich in verwahrlostem Zustande, die Fetzen hingen sozusagen herab, und er war durch Schulden schwer belastet. Jetzt strahlt er in neuem Gewande, überall spürt man den feinen Geschmack und praktischen Sinn von Frau Carmen. Die Auffahrt für die Gäste ist durch das große Portal nach dem patio, von dem eine schön mit Blattpflanzen

und Palmen geschmückte Treppe in die oberen Räume führt; es ist nach mexikanischer Art eine Außentreppe. Oben liegen zuerst die Garderobenräume, dann führt ein langer, breiter Gang zum Empfangssaale; in diesem Gange, der in rot gehalten, mit weichen Teppichen belegt, bei heller Beleuchtung einen sehr festlichen Eindruck macht, stehen, wenn die Gäste durchgehen, zu beiden Seiten die Adjutanten, die Offiziere der Leibwache des Präsidenten und die Offiziere vom Stabe und in dem daranstoßenden Saale, von den Ministern umgeben, der Präsident und ihm zur Linken seine Gemahlin; hier empfangen sie die Gäste. Die Festtafel, an der ich teilnahm, war um 8 Uhr angesagt; der Präsident führte die Gemahlin des Vertreters der Vereinigten Staaten, des einzigen wirklichen Botschafters in Mexiko. Der Bankettsaal ist ein wundervoller Raum in schönen Verhältnissen mit einer kunstvollen Decke, im Stile Ludwigs XIV. in altrosa ausgestattet. Frau Diaz liebt Blumen zur Dekoration und in dem mit herrlichster Vegetation gesegneten Lande hat sie reiche Auswahl; die Tafel sah im Schmucke von Blumen, Silber und Kristall ungemein festlich aus. Wie bei Hofe nahmen der Präsident und seine Gemahlin die Plätze in der Mitte ein (seit 1905, seitdem ein Vizepräsident in Mexiko gewählt wurde, sitzt dieser bei der Tafel Frau Diaz zur Rechten); dann folgten die Gesandten mit ihren Gemahlinnen und die Minister; in Mexiko lassen die einheimischen den fremden Würdenträgern den Vorrang. Militärmusik spielte während des Mahles; die üblichen Gänge beschloß ein Nachtisch von Tropenfrüchten. Die Gesellschaft begab sich dann in einen der Nebensäle, um den Kaffee einzunehmen, und der Präsident und seine Gemahlin bewegten sich in zwangloser Unterhaltung zwischen ihren Gästen.

Diese offiziellen Feste sind zuweilen von langer Dauer, und General Diaz behält nicht viel Zeit zur Nachtruhe; um 6 Uhr früh ist er meistens angekleidet. Er nimmt dann eine Tasse Kaffee ein und erledigt seine Privatkorrespondenz. Darin ist er sehr genau, er liest alle Briefe selbst und macht auf jeden seine Bemerkungen für den Sekretär. Um 9 Uhr steht der Wagen vor der Tür, der ihn in den Palast führt. Seine Zimmer liegen dort nach dem großen Zocalo hinaus, den täglich Hunderte, fast Tausende von elektrischen Straßenbahnen kreuzen. Den Palast bewachen Soldaten. Wenn der General in den Hof fährt, empfangen ihn der Gouverneur des Palastes, der Generalstabschef Major Escandon und die beiden diensttuenden Adjutanten, die wöchentlich abgelöst werden. Der Präsident steigt trotz seiner 75 Jahre mit schnellem Schritte die Treppe in die Höhe, den Fahrstuhl benutzt er selten. Von

9 bis 1 Uhr ist er täglich mit Staatsangelegenheiten beschäftigt; der Finanzminister Señor Limantour und der Kriegsminister General Gonzalez Cosio müssen wöchentlich dreimal, alle übrigen Minister wöchentlich zweimal Vortrag halten. Zwischen den Ministeraudienzen empfängt Diaz oft Privatpersonen, die sich in wichtigen Staatsangelegenheiten an ihn wenden. Um 10 Uhr werden dem Präsidenten Erdbeeren oder anderes Obst gereicht, und er gestattet sich eine Erholungspause von einigen Minuten, die einzige Unterbrechung seiner angestrengten Arbeit bis 1 Uhr. Dann erwartet ihn im patio sein kleines Coupé, mit den mutigen Pferden und den Dienern in dunkelgrüner Livree, am Hute die rot-weiß-grüne Kokarde; eiligst steigt der Präsident ein und fährt nach Hause zum Mittagessen. Dieses Mahl nimmt er gewöhnlich nur im Kreise seiner Familie ein, oft speist er mit seiner Gemahlin ganz allein. An drei Tagen der Woche kehrt er gegen 3½ Uhr in den Palast zurück und verweilt dort bis 7 Uhr. In dieser Zeit steht er jedermann zur Verfügung, der ein Anliegen an ihn hat. Ganz allein empfängt er seine Untertanen und leiht ihren Klagen ein williges Ohr. Ihm wird eine Liste vorgelegt, auf der gewöhnlich 60 bis 70 Namen verzeichnet sind, von diesen wählt er aus, wen er der Reihe nach zu sehen wünscht, und oft folgt dem Millionär ein armer Bauer. Auf seinem Schreibtische liegen Blocks für jede besondere Abteilung in den Ministerien, auf diese macht er Notizen, die dann dem betreffenden Minister zur schleunigen Erledigung zugehen. Wenn eine sofortige Entscheidung nicht möglich ist, verspricht er in bestimmter Zeit die Antwort zu geben. Gegen das Gesetz handelt er nie; einer seiner Minister sagte mir einmal, „in zweifelhaften Fällen tut unser Präsident aber, was er will.“ Es mag nicht leicht sein, stundenlang Wünsche und Klagen so verschiedener Art anzuhören und Entscheidungen zu treffen, aber Diaz läßt Ermüdung, Ärger oder Zorn nie merken. Man sieht es seiner Haltung und Gesichtsbildung an, daß er ein hitziges Temperament hat, aber er versteht so meisterhaft, es zu zügeln, daß er, wie schon erwähnt, nie die Gewalt über sich verliert. So anstrengend diese drei bis vier Stunden öffentlicher Audienz, dreimal wöchentlich, jahraus, jahrein, auch sind, haben sie doch den großen Vorteil, daß der Präsident und seine Untertanen in unmittelbare persönliche Berührung kommen und sich verstehen lernen. Es ist eine bunte Gesellschaft, die im Vorzimmer der Audienz harrt; der Jude im Frack und seidenen Hut, der rohe amerikanische Minenarbeiter, der englische Gründer einer Aktiengesellschaft, der Kuhhirt aus der Hazienda in Nationaltracht, mit der Pistole im Gürtel, die arme

Indianerfrau mit ihrem Kinde auf dem Rücken, die als bescheidenen Wunsch die Bitte um ein Stücklein Ackerland vortragen will — alle nahen sich vertrauensvoll dem weisen Herrscher des Landes, dem gütigen Vater des Volkes, der mit ihnen „unter vier Augen" ihre persönlichen Angelegenheiten bespricht; keine Höflinge, keine politischen Intriganten, die Parteizwecke verfolgen, treten dazwischen. Bei diesen Privataudienzen, sagte man mir, zeigt der Präsident sich in vorteilhaftestem Lichte. Mit seinem klaren Verstande, seinem weiten Blick und praktischen Sinn beherrscht er alle an ihn herantretenden Fragen; er ist ein großer Menschenkenner. Da er den Frieden liebt, sucht er so viel als möglich jeden Streit gütlich zu schlichten. Oft müssen Bücher und Karten um Rat gefragt werden, dann ruft eine elektrische Glocke Adjutanten und Sekretäre herbei, die schnell hilfreich ans Werk gehen müssen, denn der General liebt es, was irgend angeht, ohne Zögern sofort zu erledigen. Einmal fragte ich Diaz lachend, ob er auch immer eine Pistole bei sich trüge, da er oft so verdächtig aussehenden Gestalten Audienz erteilte. Er lachte: „Eine Pistole? nein — seit Jahren habe ich keine mehr in der Hand gehabt. Sie wissen, daß ich ihnen traue."

Die Amerikaner werden sagen, auch unsern Präsidenten kann jeder sprechen, der es wünscht. Wirklich? ich bezweifle es. Versuchen Sie es in die Exekutive in Washington, einen Anbau des Weißen Hauses, zu gelangen. Polizeibeamte bewachen den Eingang und fragen eingehend nach der Art Ihres Anliegens, und nur wenn sie annehmen, daß ein Erfolg möglich wäre, wird Ihnen der Eintritt gütigst gestattet. Sie kommen dann in ein Wartezimmer, in dem sie ein halbes Dutzend auch Audienzsuchende und viele Beamte finden. Aus dieser schon einmal nach Gefallen gesichteten Anzahl wird zwei oder drei besonders Begünstigten der Zutritt gewährt; die andern warten und warten, bis ihnen schließlich der Bescheid wird, „es tut dem Präsidenten leid, aber es ist ihm unmöglich, sie heute noch zu sehen." Und so geht es Tag für Tag, eine Woche nach der andern. Unter Hunderten gelingt es in Washington einem, den Präsidenten zu sprechen, und von diesen wenigen erreicht nur ein kleiner Prozentsatz mehr als einen Händedruck und einige flüchtige Worte. Man wird einwenden, daß die Einwohnerzahl in den Vereinigten Staaten die von Mexiko um das Vierfache übersteigt. Gewiß! aber trotzdem werden im Verhältnis viel mehr Mexikaner von Diaz empfangen, als Amerikaner von ihrem Präsidenten. Außerdem ist in Amerika die Arbeitslast durch einen Vizepräsidenten erleichtert, zwei Männer teilen

sich dort in die Sorge für nahezu 80 Millionen Menschen. In Mexiko aber bewältigte 25 Jahre lang ein Mann es allein, über fast 20 Millionen, ein unruhiges, schwer zu zügelndes Volk, das Regiment zu führen; erst im Dezember 1904 wurde der Plan gefaßt, das Amt eines Vizepräsidenten einzurichten. Und während dieser 25 Jahre hat Diaz wöchentlich zehn bis zwölf Stunden dem persönlichen Verkehr mit seinen Untertanen geopfert; sie durften ihm die wunde Stelle zeigen, die sie drückte, er untersuchte sie bis auf den Grund, legte heilenden Balsam auf und half zu neuem Wohlsein und Gedeihen. Ohne Murren ertrug er manche Unzuträglichkeiten, die sich dabei herausstellten, vor allem hat er aber bewiesen, was ein Mann mit gutem Willen leisten kann.

Es war interessant, daß ich kurz nach meinem Besuche in Mexiko Gelegenheit hatte, auch den Präsidenten Roosevelt kennen zu lernen. Man kann sich keine größeren Gegensätze denken, als diese beiden Präsidenten. Diaz ist ruhig, zurückhaltend, energisch, entschieden, gründlich — er hat einen weiten Blick. Roosevelt ist feurig, leicht begeistert, offenherzig, furchtlos, schnell bereit zur Tat und schnell im Urteil. Beide sind bedeutend, hochbedeutend, aber innerlich und äußerlich vollständig verschieden; trotzdem bewundern beide einander aufrichtig. In Washington, der schönsten Stadt der Welt in modernem Geschmack, sah ich meinen alten Freund, den Staatssekretär Oberst John Hay wieder, der mir seine im Dezember 1904 aufgenommene Photographie schenkte, vielleicht die letzte Aufnahme, die wir von ihm besitzen. Er sah damals schon krank aus, zeigte aber lebhaftestes Interesse für die Zustände in Mexiko und sprach so begeistert von General Diaz, daß ich nach meiner Rückkehr nach England ihn zu bitten wagte, ob er wohl einige Zeilen für dieses Buch schreiben wollte. Als der Brief ankam, war er schon unterwegs auf einer Reise nach Europa, und nach seiner Heimkehr erhielt ich drei Monate später aus Washington folgende Zeilen:

„Staatsministerium, Washington, den 20. Juni 1905.

Sehr verehrte Mrs. Tweedie,

ich habe Ihren Brief vom 14. März erhalten, in dem Sie mich bitten, einen kleinen Beitrag zu Ihrem Buche „Porfirio Diaz“ zu liefern. Mit dem größten Vergnügen würde ich mich mit Ihnen vereint haben, um ein sicherlich sehr interessantes Werk zu schaffen, aber so angenehm und schmeichelhaft Ihre Bitte auch war, bin ich doch nicht in der Lage, ihr zu willfahren. Mit vielem Dank.

Ihr aufrichtig ergebener

(Unterschrift) John Hay.“

Eine Woche nach seiner Heimkehr von der letzten zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise hatte der Vielbeschäftigte diese flüchtigen Zeilen wohl in Eile geschrieben; sie trafen in London einen Tag nach seinem Tode ein. Amerika verlor in ihm seinen bedeutendsten Staatsmann und die Welt vielleicht den begabtesten Diplomaten der Jetztzeit. John Hay war in Amerika Staatsminister des Auswärtigen, dasselbe Amt bekleidet in Mexiko Señor Mariscal; er ist eine feste Stütze des Staates, und hat viel dazu getan, die guten Beziehungen zwischen Mexiko und dem Auslande herzustellen und zu erhalten. Viel hilft ihm dabei seine selten große Liebenswürdigkeit. Gleich dem Präsidenten hat er in der Stadt Oaxaca das Licht der Welt erblickt und zwar einige Monate früher als Diaz.

Wie viele Mexikaner, studierte Señor Mariscal die Rechte und machte ein juristisches Examen, aber als Anhänger der liberalen Partei widmete er sich mit besonderer Neigung der Politik. Unter Santa Annas Diktatur wurde er aus der Hauptstadt verbannt. Während des Reformkrieges stand er fest zu Juarez; er wurde zum Richter ernannt, vertrat Mexikos Interessen in Washington und wurde 1863 Staatssekretär des Auswärtigen; übrigens hatte er Anteil an dem Kampfe gegen die französischen Truppen Napoleons zur Zeit Maximilians. Benito Juarez machte ihn 1868 zum Justiz- und Kultusminister; für eine Zeitlang war er auch als Bevollmächtigter der Republik in England. Er ist nicht nur Jurist und Politiker, sondern auch Gelehrter und vorzüglicher Sprachkenner, er spricht englisch und französisch ebenso fließend wie spanisch. Jetzt ist er seit vielen Jahren Minister des Auswärtigen und verwaltet sein Amt mit so viel Geschick und Umsicht, daß Mexiko mit aller Welt in Frieden lebt. Um mehr Ruhe und Muße zu haben, hat er eine Wohnung in einem mehr abgelegenen Teile der Stadt gewählt, aber mit seiner Gemahlin, einer sehr liebenswürdigen Amerikanerin, lebt er dort äußerst behaglich in sehr angenehmer Häuslichkeit. Viele Frauen der Mexikaner von Bedeutung sind Amerikanerinnen, einige auch Engländerinnen. In bezug auf Amerika sagte Mariscal mir: „Wir stehen mit der Regierung der Vereinigten Staaten in bestem Einvernehmen, unsere Nachbarn im Norden schätzen General Diaz hoch und haben das größte Zutrauen zu der Erhaltung des Friedens und der gesetzmäßigen Regierung in Mexiko. Der beste Beweis dafür ist, daß sie in unserm Lande 500 Millionen amerikanische Dollars angelegt haben. Die Basis, auf der unsere diplomatischen Beziehungen ruhen, ist gegenseitige Hochschätzung und vollkommene Gerechtigkeit

in Behandlung aller Fragen. Wenn die beiden Regierungen einmal zu keinem Einverständnisse kommen können, werden sie die Entscheidung einem Schiedsgerichte unterwerfen. Das taten Mexiko und Amerika, als der internationale Kongreß im Haag zusammengetreten war, denn die erste internationale Streitfrage, die ihm unterbreitet wurde, betraf diese beiden Länder. Bei einer andern Gelegenheit wurde ein Oberschiedsrichter gewählt, um eine bestrittene Forderung nach Artikel XXI unseres alten Vertrages von 1848 zu prüfen, der für die meisten streitigen Fälle zwischen beiden Nationen schiedsrichterliches Verfahren festsetzte. Ganz kürzlich haben wir den Vorschlag der amerikanischen Regierung angenommen, einen Sondervertrag über schiedsrichterliche Entscheidungen zu schließen, ähnlich dem zwischen England und Frankreich 1903 getroffenen Abkommen."

Kehren wir zu Porfirio Diaz zurück. Der Sitzungssaal, in dem er täglich mit seinen Ministern arbeitet, ist ein schönes, großes Gemach in dunkelmoosgrün und Gold ausgestattet. Mit den das Licht dämpfenden grün und goldenen Vorhängen, auf denen das „R. M." (Republica Mexicana) prangt, und dem Goldbrokate an den Wänden macht es einen ungemein behaglichen Eindruck. Den langen Tisch in der Mitte umgeben die Ministersessel; der für General Diaz bestimmte, ist reicher verziert, ihn schmücken das Wappen und das Emblem Mexikos in Bronze.*)

---

*) Die Regierung der Republik ist repräsentativ, demokratisch und föderativ. Die oberste Staatsverwaltung wird vertreten durch: die legislative Macht, die exekutive Macht und die richterliche Gewalt. Die legislative Macht übt der Bundeskongreß aus. Diese Körperschaft besteht aus zwei Kammern — dem Senate und der Abgeordnetenkammer — teils haben sie verschiedene Machtbefugnisse, teils auch gemeinsame. Die Mitglieder der Deputiertenkammer werden alle zwei Jahre indirekt durch Volksabstimmung gewählt, für je 40000 Einwohner ein Deputierter oder auch ein Abgeordneter für jede Fraktion, zu der mehr als 20000 Mitglieder gehören. Zum Senate entsendet jeder Staat zwei Senatoren, die indirekt gewählt werden. Alle zwei Jahre wird die Hälfte der Körperschaft erneuert. In jedem Jahre finden zwei Sessionen des Kongresses statt. Die exekutive Gewalt ruht in den Händen des Präsidenten, dessen Wahl alle sechs Jahre durch Wähler erfolgt, die durch Volksabstimmung gewählt werden. Dem Präsidenten stehen bei Erfüllung seiner Pflichten ein Vizepräsident und ein aus sieben Ministern bestehendes Kabinett zur Seite. Die Minister sind: Ramón Corral, Vizepräsident und Minister des Innern; Lic. José Yves Limantour, Finanzminister; General Manuel Gonzalez Cosio, Kriegsminister; Lic. Ignacio Mariscal, Minister des Auswärtigen; Lic. Justino Fernandez, Justizminister; Ing. Blas Escontria, Minister für Verkehr und öffentliche Arbeiten; Ing. Leandro Fernandez Fomento, Minister für Kolonisation, Gewerbe und Landwirtschaft; Lic. Justo Sierra, Kultusminister. Die richterliche Gewalt vertreten der oberste Gerichtshof und die Distriktsgerichtshöfe; die dazu gehörigen Justizbeamten werden durch indirekte Volksabstimmung gewählt, sie bleiben sechs Jahre im Amte.

Wie schon erwähnt, haben der Finanzminister und der Kriegsminister wöchentlich drei Privataudienzen in diesem Saale, die anderen zwei, wenn nicht wichtige Ereignisse eine Änderung verlangen. Über alle Staatsgeschäfte wird dort verhandelt. Für alles, was in irgendeinem Widerspruche zur Verfassung steht, sind der Präsident und das Ministerium dem Kongresse verantwortlich, dem in gewissem Sinne die Entscheidung obliegt. Hinter dem Sitzungssaale liegt die hübsch eingerichtete Privatbibliothek des Präsidenten mit den zu seinen Arbeiten nötigen Büchern, Zeichnungen und Stichen; dann folgt eine lange Reihe von Gemächern, denn der Palast ist sehr groß, viel schöner und imposanter im Innern, als es von außen den Anschein hat. Nach vollbrachtem Tagewerke nimmt General Diaz zwischen 8 und 9 Uhr abends das Abendessen zu Hause ein, dann spielt er mit einem guten Freunde eine Partie Billard, oder er liest, bis er in der Regel gegen 11 zu Bett geht. Kein Herrscher der Welt führt wahrscheinlich ein so einfaches, regelmäßiges Leben in angenehmer, wohlgeordneter Häuslichkeit, wie der Präsident der Republik Mexiko; sein Glück findet er im Familienleben und beste Unterhaltung in guten Büchern.

Es ist in jeder Beziehung ein besonderer Genuß im Hause des Präsidenten ein Mittagessen einnehmen zu dürfen; ich möchte als Beispiel ein Festmahl beschreiben, an dem ich den Vorzug hatte teilzunehmen. Als ich in das Haus trat, war Diaz gerade angekommen, ich sah seinen Adjutanten noch fortfahren. Der Portier lächelte und lud mich durch eine Handbewegung ein, hinaufzugehen; ihm wird bestimmter Befehl erteilt, wem er den Zutritt zu gestatten hat. Ich schritt die mit blühenden Gewächsen geschmückte Marmortreppe hinauf, vorbei an den schönen Tiergestalten, auf denen das Geländer ruht; der Portier läutete, um meine Ankunft anzukündigen, und statt der gewöhnlichen zwei, kamen drei Diener in Livree, die mich empfingen und durch die Galerie am „patio“ nach dem Salon geleiteten. Die Türen waren geöffnet, und Frau Diaz begrüßte mich liebenswürdig und herzlich, wie immer. Es waren außer mir nur Mitglieder der Familie eingeladen, Frau Amada de la Torre, Hauptmann Diaz und seine hübsche, kleine Frau, Don Guillermo de Landa y Escandon und seine schöne Gemahlin Sophia und die verwitwete Schwester von Frau Diaz; mit dem Präsidenten und „Carmelita“ waren wir also im ganzen neun Personen. Nur zwei von ihnen sprachen nicht englisch, die anderen beherrschten die Sprache vollkommen, besonders Frau Diaz, Hauptmann Diaz, seine Frau und Don Guillermo. Ist das nicht auch ein Beweis dafür, daß die englische Sprache trotz aller ihrer Mängel die

allgemein herrschende ist? Französisch sprechen sie auch, aber nicht so gut. Zufällig hatte ich kurz vorher geäußert, daß ich einige mexikanische Gerichte sehr gern mochte und Frau Diaz hatte sie in freundlicher Rücksichtnahme bereiten lassen; es waren verschiedene tomales von jungen Hühnern, süße Pfefferschoten und chiles vellenos, daß heißt grüne Pfefferschoten mit Sahnenkäse gefüllt. Die Pfefferschoten sehen fast wie grüne Feigen aus und haben, obgleich sie furchtbar scharf sind, einen angenehmen Geschmack; dem mexikanischen Gaumen sind sie noch nicht würzig genug, man nimmt dort dazu die unvermeidliche Chilisauce. Schließlich gab es noch ein beliebtes Nationalessen, „frijoles", Bohnen mit dicker, brauner Sauce, Parmesankäse und knusprig gerösteten Tortillas, dem Maiskuchen, der das Brot ersetzt. Der Präsident führte mich zur Tafel, und wir gingen dem kleinen Zuge durch die Galerie mit den schönen Blumen voran zum Speisesaale; die Tafel war, wie man es bei Frau Diaz gewöhnt ist, auf das einladendste hergerichtet. Alles in ihrem Haushalte ist ausgezeichnet; das Tafeltuch war von feinstem gezogenen Leinen, wie die Indianerfrauen es so vorzüglich weben; englische Blumenschalen aus weißem Porzellan füllten Vergißmeinnicht und Rosen, dazu kamen das herrlichste Tiffanysilber aus Amerika, Salviatikristall aus Italien, die zierlichsten Kaffeetassen aus Frankreich, — und doch ist Frau Diaz nie in Europa gewesen, sie kennt kaum die Vereinigten Staaten, aber sie läßt sich von überall Proben und Muster schicken, und wählt von dem Guten das Beste. Wie unsere Königin, weiß sie auch in der Toilette immer das rechte Maß zu halten, sie kennt das Geheimnis der Toilettenkunst, daß gut gekleidet ist, wer sich passend kleidet. Der Präsident war in der besten Laune; im Palaste habe ich schon manchmal die strenge Miene gesehen, aber zu Hause ist er immer heiter, angeregt und liebenswürdig. Wenn von einem Bilde oder Buche die Rede ist, das er zeigen möchte, springt er sofort mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf, um es zu holen, sein Alter vergißt man immer wieder. Im Essen und Trinken ist er mäßig; seitdem er einmal an Kopfschmerzen litt, meidet er meistens den Wein, auch das Rauchen hat er aufgegeben; im allgemeinen sind die Mexikaner starke Raucher, man sieht sie selten ohne eine Zigarette. Nach aufgehobener Tafel führte der Präsident mich in das kleine chinesische Zimmer, in dem Frau Diaz uns allen den Kaffee bereitete. Dahinter liegt das Billardzimmer; über das französische Billard ist eine schön gestickte Decke gebreitet, die der Präsident gern mit Stolz als eine Arbeit seiner ältesten Tochter zeigt. Durch ein kleines Boudoir gelangt man dann in

das neue Haus, das in jüngster Zeit erstanden und mit dem alten verbunden ist. Hier befindet sich der interessanteste Raum, ein Waffensaal. General Diaz hat als echter Soldat sein Leben lang alle Arten von Waffen gesammelt, bis sein Vorrat so groß war, daß er ihn nicht mehr unterbringen konnte. Frau Diaz gefiel es nicht, daß ganze Reihen von Gewehren, Pistolen und Schwertern in Zimmern und Wandelgängen aufgehängt wurden, und so schlossen sie einen Kompromiß und wandten sich an den Direktor der Kunstakademie, Señor Fabres, mit der Frage, ob er einen Rat geben wollte, wie man alle Waffen in künstlerischer Anordnung in einem Zimmer unterbringen könnte. Señor Fabres hat die Aufgabe meisterhaft gelöst. Die Wände sind mit Metall, Kupfer, Bronze, Silber oder Eisen in matten, dunkeln Tönen verkleidet und auf diesem, künstlerisch nach Musterzeichnungen mit Nägeln verzierten Hintergrunde sind Schilde angebracht. Es ist eines der originellsten Zimmer, das ich je auf meinen Reisen sah und vielleicht das vollkommenste in seiner Art. Um die störende Einförmigkeit der drei Fenster in einer Reihe zu beseitigen, hat er matte Eisenplatten über den Fenstern angebracht, die durchlöchert sind und aussehen, als ob eine Bombe durchgeschlagen wäre; die Öffnungen lassen das gedämpfte gelbe Licht ein, das durch die Fenster dringt. Die Türen sind auch durch Eisenplatten verkleidet; um den Eindruck der Schwere zu mildern, ist hier aber goldiges Braun und oxydiertes Grün angewandt. Waffen bedecken die Wände in künstlerischer Anordnung. Felle von mexikanischen Löwen und Leoparden liegen auf dem Fußboden, auf alten Kanonen sind Ruhesitze eingerichtet; der Kopf eines Fabeltieres bildet die Vorderseite eines Schreibtisches; in seinem Riesenmaule liegen Kanonenkugeln. Der Erfindungsreichtum des Künstlers ist zu bewundern. Auf vier aus Waffen gebildeten Untergestellen ruhen große Tischplatten, auf denen unter Glas die vornehmsten Schätze aufbewahrt sind — Degen als Geschenke von regierenden Fürsten, Pistolen aus allen Zeiten, schöne Toledoklingen, alte und moderne Gewehre und Flinten. Der Präsident kennt die Geschichte jedes einzelnen Stückes. In der Mitte des Zimmers steht auch unter anderen Gewehren ein Maxim-Repetiergewehr, das der Erfinder, mein alter Freund, selbst gesandt hat. Ein wundervolles Stück ist ein reich mit Gold und Smaragden besetzter Degen, der dem General nach seinem siegreichen Einzuge in Mexiko 1876 überreicht wurde. Er hat vor 30 Jahren dieses Symbol seiner Würde angenommen nnd noch heute vertritt er diese Würde in ungeschwächter Kraft.

„Aber wo ist Ihr Schwert?“ fragte ich endlich. „Es ist nicht interessant genug, um hier Platz zu finden,“ erwiderte er bescheiden. „Und doch müßte es hier sein, es hat historischen Wert.“ „O nein — außerdem behalte ich meinen alten, treuen Freund gerne in meinem Zimmer.“ Hauptmann Diaz holte es aber — es war ein schwerer Kavalleriesäbel, eine einfache Waffe ohne jeden besonderen Schmuck, aber sie hatte ihn auf allen Feldzügen begleitet, und der General liebte seinen Degen mit der Begeisterung eines alten Kriegers. Er liebte seine Pistolen und Gewehre, seine Schwerter und Dolche oder vielmehr die Waffen, die einst andere geführt, denn er scheint es nicht zu verstehen, daß gerade die von ihm getragenen besonderen Wert haben könnten; mit Stolz erzählt er, wie er diesen oder jenen Schatz erwarb, welche Geschichte sich an ihn knüpft und jedes Stück handhabt er mit der zärtlichen Fürsorge eines Liebhabers.

Später fuhr Don Guillermo de Landa y Escandon mit mir zum Finanzminister, damit ich mit ihm über die schwierige Silberfrage sprechen konnte, die ihm gerade viel Not und Sorge machte. Señor Limantour hat sich über diese Angelegenheit in dem Anhange zu diesem Buche geäußert. Die Frage, ob Mexiko, das unter allen Ländern der Erde den größten Silberertrag liefert, auf eine Goldbasis zu stellen wäre, ist für den ganzen Welthandel von Wichtigkeit, und der Schöpfer dieses Planes hat mir freundlichst seine Ansichten über diese Angelegenheit mitgeteilt. Nächst dem Präsidenten ist Señor Don José Yves Limantour der bedeutendste Mann in Mexiko. Er ist französischer Abstammung, wurde aber am 26. Dezember 1854 in der Landeshauptstadt geboren und bestand dort auch 1875 seine juristische Prüfung. Señor Limantour ist nicht nur eine sehr einnehmende Erscheinung, in Sprachen und Literatur wohl bewandert, durch weite Reisen auf allen Gebieten reich erfahren, — sondern er zeichnet sich vor allem durch seine ganz hervorragenden Gaben als Finanzmann und Diplomat aus. Er ist groß und schlank, hat scharf geschnittene Gesichtszüge, weißes Haar, einen weißen Schnurrbart und schöne Zähne; besonders aber nehmen sein gewinnendes Wesen, seine liebenswürdige Freundlichkeit für ihn ein. Mit seiner anmutigen Gemahlin, der Tochter des Senators Eduardo Canas bewohnt er ein Haus gerade den Gärten der Alameda in Mexiko gegenüber. Señor Limantour erbte ein großes Vermögen und konnte sein Haus nach seinem Geschmack herrlich ausstatten. Er hat zwei Kinder am Leben, seine Tochter ist an Señor Miguel de Iturbe verheiratet und lebt in Paris, und sein Sohn Guillermo ist noch Schüler. Es wäre unmöglich in wenigen

Worten zu sagen, was Limantour für Mexiko geleistet hat. Es war sein Werk, während der letzten zehn Jahre die Finanzen des Landes zu reorganisieren. Ehe er Finanzminister wurde, wiesen die Abrechnungen der Etatsjahre oft ein Defizit auf. Diaz war so pünktlich in den notwendigen Zahlungen nach auswärts, daß es ihm oft Schwierigkeiten machte, seinen Verpflichtungen im Inlande nachzukommen. Der Staat kann es sich ebensowenig wie der einzelne ungestraft erlauben, daß die Ausgaben die Einnahmen überschreiten. Indem Limantour seine ganzen Kräfte dem Finanzwesen widmete, gelang es ihm durch weise Sparsamkeit, durch Ausrotten von Mißbräuchen, durch Neugestaltung des Fiskalsystems, durch dessen Befreiung von ihm noch aus der Zeit des spanischen Kolonialregimes anhaftenden Fesseln — und endlich durch unermüdlichen Fleiß, durch angestrengteste Arbeit, die mehrmals seine Gesundheit arg bedrohte — das zu erreichen, was von maßgebendster Seite ihm bei seiner Übernahme des Portefeuilles als eine Unmöglichkeit erklärt worden war, nämlich: es gelang ihm das Defizit in einen jährlichen Überschuß zu verwandeln. Diese jährlichen Überschüsse haben sich zu einem ansehnlichen Reservefonds angesammelt, der noch ganz reichliche Mittel enthält, obgleich die Gelder für große öffentliche Arbeiten, für die Verschönerung der Hauptstadt, für sanitäre Einrichtungen in derselben aus diesem Fonds genommen sind und noch genommen werden. Diese und andere Unternehmungen, die für die fortschreitende Entwicklung der Zivilisation im Lande von so großem Nutzen sind, wären unmöglich gewesen ohne den großen Umschwung in der Finanzlage, den Limantour durch seine Intelligenz und seine ungemein große Arbeitskraft bewirkte. Es ist nur noch hinzuzufügen, daß der Präsident durch unbegrenztes Vertrauen und kräftigste Unterstützung Limantour half, die große Aufgabe zu lösen.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, wird es von Interesse sein, Urteile über den Präsidenten Diaz von wohlbekannten Schriftstellern zu hören, die in keiner Weise durch persönliche Freundschaft beeinflußt sind. Der große englische Schriftsteller und Positivistenprediger Frederic Harrison, der in Oxford und Cambridge die ehrendsten Auszeichnungen erhalten hat, ist ein warmer Verehrer des Generals Diaz. Wir haben manche Stunde in angeregter Unterhaltung über Mexiko und seinen Herrscher verbracht, und auf mein Ersuchen hat Mr. Harrison kurz gefaßt seine Ansichten über Diaz zur Verwertung in diesem Buche niedergeschrieben. Anerkennung und Lob aus der Feder des Autors jener berühmten Biographien von Cromwell und Chatham sind besonders wertvoll, denn Mr. Harrison gehört nicht zu denen,

deren Urteil leicht durch Begeisterung getrübt wird, er schreibt über Geschichte und Politik in geradezu meisterhafter Art. Frederic Harrison nennt Diaz „den großen Diktator des Westens“. Er sagt: „Die Wiedergeburt Mexikos zum Gedeihen, zur Ordnung und fortschreitenden Entwicklung innerhalb der Zeit, in der wir leben, ist unzweifelhaft eine der außerordentlichsten und auch eine der ermutigendsten Erscheinungen auf dem Gebiete moderner Zivilisation. Der durch eine Nation aus gemischten Rassen mit dunkeln Traditionen bevölkerte amerikanische Staat war während des größten Teiles des neunzehnten Jahrhunderts der Schauplatz, auf dem europäische Tyrannei, beständige Revolutionen und wirtschaftliches Elend herrschten, bis plötzlich aus ihm zwei Männer mit achtunggebietendem Charakter hervorgingen, von denen der eine, in der Kunst zu herrschen, ein Genie war. Unter ihrer Leitung verwandelte sich Mexiko innerhalb der Zeitdauer einer einzigen Generation in einen Staat mit vollkommen geordneten bürgerlichen Verhältnissen, der sich in guter Entwicklung stets zunehmenden Wohlstandes erfreut; er dient Europa als Beispiel für den Erfolg weiser, fortschrittlicher Reformen.

„Die Periode fremdländischer Bedrückung wurde vor jetzt nahezu vierzig Jahren durch den heroischen Widerstand treuer Vaterlandsverteidiger unter der Anführung von Juarez und Porfirio Diaz beendet. Vor etwa fünfzig Jahren aber hat Juarez als Basis der Staatsreform das grundlegende Gesetz von der Gleichheit der Zivilrechte erlassen; es raubte den Klerikalen und ihrem Anhange die verderblichen Privilegien, die sie von der Unterstellung unter die Zivilgerichtsbarkeit ausschlossen. Aber die Intervention der europäischen Mächte und die durch Napoleon III. angeordnete Expedition hinderten Juarez seine segensreichen Reformen zu vervollständigen. Und erst als 1876 Porfirio Diaz die Präsidentenwürde erlangte, begann tatsächlich Mexikos Wiedergeburt. Die Schule Auguste Comtes hat, sowohl in England wie in Frankreich, das Neuerstehen Mexikos und den Lebenslauf seines großen Präsidenten mit besonderer Sympathie und Bewunderung und mit regstem Interesse verfolgt. Ihre Organe haben in beiden Ländern beständig gesucht, die Aufmerksamkeit der Historiker und Politiker auf den erstaunlichen Erfolg des dort entwickelten politischen Systems zu lenken. Diaz' Präsidentschaft ist in der Tat der vollkommene Typus einer Musterregierung, so wie Comte sie sich vorstellt — eine mit hervorragender Begabung geleitete, von einem aufgeklärten Volke gern und freiwillig anerkannte Regierung — die ebenso weit entfernt von diktatorischer Bedrückung, wie von demokratischer Ruhelosigkeit ist.“

In einem beredten Artikel über Mexiko im Jahre 1899 sagt Mr. S. H. Swinny, der jetzige Vorsitzende der Positivisten-Gemeinschaft: „Mexiko steht fester, denn je; es ist durch größere Einigkeit gestärkt und schreitet fort in kräftigem Gedeihen. Lange bevor, im Jahre 1888, Mr. Bryce in seinem Werke „Amerikanisches Gemeinwesen" Zweifel über die Erhaltung der mexikanischen Unabhängigkeit ausgesprochen, hatte das Reformationswerk schon begonnen, und Mexiko stand als Schildwache des lateinischen Amerikas auf dem Posten." Mr. Swinny fährt dann in dem Artikel fort: „In der früheren Geschichte des Landes gab es wenige Anzeichen, die einen guten Ausgang aus den Wirren verkündeten. Auf den dumpfen, beengenden Druck unter der spanischen Herrschaft war Zügellosigkeit während der Befreiungskriege gefolgt. Nur durch pronunciamentos und Rebellion waren Staatslenker zur Herrschaft gelangt, nur die beständigen Unruhen und seine schlechte Finanzlage schafften dem Lande Ruf, und es war nicht leicht zu ersehen, woher die Rettung kommen sollte. Die Kirche unterdrückte alle Freiheit des Denkens, und den Verlust der politischen Freiheit bewirkten Männer, die zu nichts fähig waren, als zum Zerstören. Aber im Jahre 1818, noch ehe die Spanier endgültig aus dem Lande getrieben waren, wanderte ein zwölfjähriger Indianerknabe einsam nach Oaxaca, um Arbeit zu suchen. Und in diesem Knaben, der nicht einmal spanisch sprechen konnte, lag der Sinn für Ordnung, für Freiheit, für Zucht, — er war Juarez, der künftige Retter seines Vaterlandes" ...

„Ihm folgte Porfirio Diaz, der noch den Präsidentenstuhl in der Republik Mexiko einnimmt; man kann es nur als ein Wunder ansehen, daß das Land in einer Generation zwei so bedeutende Staatsmänner erzeugt hat. Wie viele Nationen haben gefleht, daß ihnen nur ein solcher beschieden würde, allein ihr Flehen blieb unerhört! Die Mexikaner haben aber bewiesen, daß sie ihr Glück verdienten, indem sie die Größe der Männer erkannten und sich ihrer Führung unterwarfen. Gegen ihren mächtigen Nachbarn an der Nordgrenze halten sie Wache in steter Gefahr, es ist für sie eine Ehrenwache." —

„Die Mainummer von 1905 der „Revue occidentale" in Paris enthält einen beredten Artikel von Augustin Aragon (in der Übersetzung) über die Wiedergeburt Merikos unter Juarez und über die Fortsetzung des Werkes und seine großartige Entwicklung durch Porfirio Diaz. Die Wieder-

geburt geschah durch das strenge Festhalten der Regierung an neun bedeutsamen Hauptpunkten:

„1. Wiederherstellung der Ordnung und persönlichen Sicherheit.
2. Aufrechterhaltung des Friedens und der nationalen Unabhängigkeit.
3. Unterstellung des Militärs unter die Zivilgesetze.
4. Trennung von Kirche und Staat.
5. Freiheit der Religionsübung und religiöse Duldung.
6. Freie, allgemeine, von keiner Sekte beeinflußte Erziehung.
7. Wahrung der finanziellen Integrität und des auswärtigen Kredits.
8. Fortschritte in der volkswirtschaftlichen Entwicklung und in der Förderung materiellen Wohlstandes.
9. Entwicklung der inländischen Industrie, der Landwirtschaft und des Fabrikwesens.

„Die Erreichung dieser Ziele, die alle gleich wichtig und für das Bestehen des Staates fördernd waren, erstrebte der jetzige Präsident beharrlich während einer Zeitdauer von nahezu dreißig Jahren. Keiner dieser Hauptpunkte wurde je außer acht gelassen, aber den hervorragendsten Wert hatten die, welche die Pflege von Ordnung, Frieden, Duldsamkeit und Volksbildung zur Pflicht machten. Die Haupttat war die gesetzmäßige Abschaffung der durch veraltete spanische Gesetze der Kirche gewährten Vorrechte, die jeden Priester, seinen Haushalt, anscheinend auch die Konkubinen, von jeder Bestrafung durch Zivilgerichte befreiten. Doktor Gabino Barreda sagt: Dadurch, daß Mexiko die vollständige Trennung von Kirche und Staat bewirkte — die Loslösung einer geistigen Macht von der entwürdigenden Kontrolle durch weltliche Mächte, — (d. h. indem die Kirche von tyrannischen Mißbräuchen gereinigt und dem Staate das Recht genommen wurde, sich in Religionssachen zu mischen) ist das Land auf dem Wege zur Erreichung wahrer Zivilisation und moralischer Reife allen andern Ländern um einen Schritt vorgekommen. Während seiner ersten Amtsperiode von 1876 an, beschäftigte Porfirio Diaz sich hauptsächlich damit, das letzte Aufflackern der aufrührerischen Elemente im Innern des Landes zu unterdrücken und ferner mit der sehr schwierigen und mißlichen Aufgabe, diplomatische Beziehungen mit europäischen und amerikanischen Regierungen anzuknüpfen, mit denen Mexiko sich entzweit hatte. Denn dank dem Chaos, das im Innern des Landes und im Finanzwesen seit dem Unabhängigkeitskriege geherrscht hatte, war Mexiko seit Generationen mit fast jedem Staate in Europa oder Amerika — mochte er groß oder klein sein — in Konflikt geraten. Die

Vereinigten Staaten, die Staaten von Süd- und Mittelamerika, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Deutschland, Italien, — alle waren teils ausgesprochene Feinde mit der Waffe in der Hand oder feindselige Gläubiger gewesen. Es war ein Triumph der Diplomatie, die friedlichen Beziehungen mit eifersüchtigen Nachbarn und erzürnten Fürsten wiederherzustellen; er wurde erreicht, und seit 25 Jahren lebt Mexiko mit allen auswärtigen Mächten in Ruhe und Frieden. Nachdem es Diaz gelungen war, den Frieden und eine ehrenvolle Unabhängigkeit des Landes zu sichern, widmete er während seiner sieben Amtsperioden sich fast ausschließlich den Reformen im Lande selbst und der fortschreitenden Entwicklung auf industriellem Gebiete. Mexikos Bevölkerung beträgt etwa ein Drittel von der Großbritanniens, obgleich es ein fünf- bis sechsmal so großes Landgebiet umfaßt. Die Totalsumme, die es für Heer und Marine verbraucht, ist ein- und einhalb Millionen Pfund Sterling. Und das ist das Land, dessen Fortbestehen seit länger als einem halben Jahrhundert abwechselnd von allen Staaten bedroht wurde! Glücklich preise ich eine Nation von 13 Millionen*) Seelen, die sich mit einem Budget von 6 bis 7 Millionen Pfund Sterling begnügt, das ganz und gar zu Zwecken der inneren Verwaltung verwendet werden kann. Seit 20 Jahren weisen die Annalen Mexikos in friedlichem Fortschreiten keine großen geschichtlichen Ereignisse auf. Das einst unruhigste und unsicherste aller Länder ist jetzt so friedlich sicher und in guter Ordnung, wie irgendein europäischer Staat. Die Finanzen ruhen auf gesunder Basis und der Nationalkredit ist wiederhergestellt. Kapitalsanlagen von auswärts werden leicht zu ähnlichen Bedingungen erlangt, wie die Vereinigten Staaten sie zu öffentlichen Unternehmungen erhalten.

Der Bau neuer Bahnstrecken und andere industrielle Arbeiten wurden mit großem Erfolge ausgeführt. Neuerungen in der Landwirtschaft, Verbesserungen im Fabrikwesen, wurden durch weise Anordnungen der Regierung in Anregung gebracht. Es ist ein wahres Wort, daß unter Präsident Diaz die Geschichte Mexikos hauptsächlich eine fortschreitende Entwicklung auf volkswirtschaftlichem und geistigem Gebiete gewesen ist. Kann irgendein Urteilsspruch ehrenvoller sein für den Herrscher — oder für das Volk, das aus seiner weisen Regierung den Nutzen zieht?

Am fesselndsten und originellsten war die Art, wie Präsident Diaz die Herrschaft der Klerikalen, unter der Mexiko seit Jahrhunderten geseufzt

*) 1905 waren es gegen 20 Millionen.

hatte, dämpfte — und zwar ganz friedlich und gesetzmäßig. Mit viel weniger Schärfe und Aufregungen wie in Italien und Frankreich und doch mit viel größerer Gründlichkeit brachte er es zuwege, der Kirche die Macht zu entziehen, die Klöster abzuschaffen, den Klerikalen die ganz verwerflichen Nebeneinkünfte und besonderen Vorrechte zu nehmen. Die katholische Religion an sich wurde in keiner Weise angegriffen, der geistige Einfluß auf gläubige Seelen blieb unangetastet, aber die Diener der Kirche wurden daran gehindert, sich die Gewalt einer Zivilmacht anzueignen. Gedankenfreiheit, Religionsfreiheit wurde allen zugesichert, aber es wurde nicht geduldet, daß eine religiöse Gemeinschaft sich als Monopol Vorrechte anmaßte, die sie bei Eheschließungen, bei Geburts- und Sterbefällen und bei der Erziehung der Kinder geltend machen wollte. —

Der öffentliche Unterricht in Mexiko wird nach einem Systeme gehandhabt, das zu den liberalsten in modernen Staaten gehört. Es wird ohne jede Reibung durchgeführt; Schulzwang besteht, aber derUnterricht ist unentgeltlich und weltlich, nicht geistlich. Es war eine außerordentlich schwierige Aufgabe, ein System für weltliche Volkserziehung in einem Lande aufzustellen, in dem die Bevölkerung aus verschiedensten Rassen besteht, die teils in der Kultur sehr zurück, teils durch das traditionelle Treiben der Klerikalen absichtlich in Unwissenheit gehalten worden waren. Aber glücklicherweise besitzt Mexiko einen tüchtigen Stamm von aufgeklärten Gelehrten und Professoren, die sich mit Begeisterung dem Werke unterzogen haben, ein solches System zu schaffen. In der Pflege der Wissenschaften, der Geschichtsforschung und der philosophischen Studien steht Mexiko den Vereinigten Staaten und Europa nicht nach. Die Anhänger Darwins, Auguste Comtes und Spencers bilden sogar dort noch einen größeren Prozentsatz der gebildeten Klasse. Der sieghafte Erfolg der werktätigen Diktatur von Porfirio Diaz ist ein deutlicher Beweis dafür, daß ein großer Staatsmann es in seiner Gewalt hat, die Wiedergeburt und Neubelebung seines Vaterlandes zu bewirken. Und es ist zugleich ein Beweis, daß in einer modernen Republik die anerkannte Überlegenheit eines großen Mannes und zugleich die intelligente Billigung seiner Machtstellung und seine Unterstützung durch ein dankbares, freies Volk bestehen können."

Ein Blick in die Geschichte anderer Republiken lehrt uns, daß General Diaz' Stellung nicht nur in seinem Lande als einzig in ihrer Art angesehen wird. In seinem Werke „Amerikanisches Gemeinwesen" sagt Rd. Hon. James Bryce, mit Bezug auf die Vereinigten Staaten: „Die Konstitution setzt der Wiederwahl eines Präsidenten keine Schranken entgegen; er kann, so lange

er lebt, für jede vierjährige Amtsperiode wieder gewählt werden. Aber die Tradition ist an Stelle des Gesetzes getreten. Washington, Jefferson, Maddison, Monroe, Jackson sind immer zweimal vier Jahre im Amte gewesen, Grant hatte den Präsidentenstuhl von 1869 bis 1877 inne, aber als 1880 ein Versuch gemacht wurde, ihn zum dritten Male zu wählen, erlitt er eine Niederlage und Professor Bryce bemerkt: Man hat diesen Präzedenzfall als entscheidend für zukünftige Wahlen angenommen, denn obgleich General Grants Regierung manche ernste Fehler kennzeichnen, genoß er eine ganz ausnahmsweise große Popularität. Und wenn man einem Grundsatze zufolge seine Wiederwahl unterließ, ist nicht anzunehmen, daß man diesem Grundsatze zugunsten irgendeines Kandidaten bei späteren Wahlen untreu werden würde."

Da dieser Widerwillen gegen eine Wiederwahl so scharf in der Schwesterrepublik ausgeprägt ist, erscheint es um so merkwürdiger, daß Diaz immer wieder von neuem zum Präsidenten gewählt wurde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Legislatur und ein Vizepräsident.

Das Volk wollte Diaz nicht gestatten, daß er sein verantwortungsreiches Amt niederlegte. Da sagte er sich, es wäre an der Zeit und ersprießlich für das Land, einen Vizepräsidenten zu wählen. Durch die Einrichtung dieses Amtes würde er von der ununterbrochenen, nun schon ein Vierteljahrhundert ertragenen, starken Abspannung bei der Erfüllung seiner Pflichten entlastet werden, er könnte dann auch die lange ersehnte Besuchsreise nach den Vereinigten Staaten und nach Europa unternehmen, die bisher stets ein unerreichbarer Wunsch geblieben war. Wie schon erwähnt, hat der Präsident in seinem Leben nur zweimal und nur für wenige Wochen Mexiko verlassen. Diaz erkannte auch, daß eine Präsidentenwahl alle vier Jahre ihre Schattenseiten hatte. Er sah, wie in den Vereinigten Staaten der Präsident, der kaum Amt und Pflichten übernommen hatte, schon für die nächste Wahlkampagne tätig war. Auch meinte er, vier Jahre reichten nicht aus, um die Talente eines Herrschers nutzbringend zum Wohle des Landes zu verwerten, daher schlug er eine sechsjährige Amtsperiode vor. Sobald der Entschluß gefaßt war, einen Vizepräsidenten zu wählen, nannte man überall Limantour als den geeignetsten Vertreter dieses Amtes. Dafür sprachen sein hoher Wert als Mensch, seine hervorragenden Erfolge auf dem Gebiete des Finanzwesens, und seine ausgebreiteten Bekanntschaften unter hervorragenden Finanziers und Bankiers in Europa und Amerika. Señor Limantour hat es stets abgewiesen, je Präsident oder Vizepräsident zu werden, er versicherte seinen Freunden, daß er Finanzmann, aber nicht Politiker wäre. Und so sehr Diaz ihn sich auch als Stütze wünschte, konnten weder Bitten, noch Überredungen ihn zur Annahme des Amtes bewegen. Limantour hat einen wunderbaren Zahlenverstand, spielend geht er mit Millionen um; er ist ein Finanzgenie, sofort erkennt er das Für und Wider bei einem Finanzprojekte, aber ihm fehlt jede Neigung, die Pflichten und Sorgen eines

Staatsoberhauptes zu übernehmen. Da seine Kandidatur also ausgeschlossen war, mußte Diaz sein Augenmerk auf einen andern richten. Hervorragende Politiker haben ebensoviele Feinde als Freunde; in Mexiko standen sich zwei politische Parteien scharf gesondert gegenüber, die sich beide der Weisheit des Präsidenten willig beugten, aber ein Vizepräsident aus der „Gegenpartei“ wäre keiner von beiden willkommen gewesen. Aus diesem Grunde wohl hielt General Diaz Umschau unter seinen Gouverneuren nach einem Manne, der seinen Staat gut regiert hatte, in dem Rufe unbestrittener Rechtschaffenheit und Unbescholtenheit stand und doch nicht bekannt genug war, um politische Feinde zu haben. Außerdem schien er es für richtiger zu halten, wenn sein Stellvertreter nicht dem Militärstande angehörte. Und seine Wahl fiel auf Don Ramon Corral. „Wer ist Corral?“ fragte jeder außerhalb Mexikos. Im Juni 1904 trat der Kongreß zur Wahl eines Vizepräsidenten zusammen; der Saal war dicht gefüllt, unter den Parteien herrschte lebhafte Erregung. Der Wahlakt begann mit dem Verlesen der Präsenzliste; fast niemand fehlte, man sah unter den Anwesenden manchen bedeutenden Politiker, Männer von höchstem Ansehen aus der Gesellschaft. Die zahlreiche Versammlung war von neuem ein Beweis für die von vielen vertretene Behauptung: was Diaz wünscht, ist dem Kongresse heilig, ohne Zaudern wird es gewährt. Zuerst wurde für Limantour, Mariscal und Mena der Reihe nach abgestimmt, aber bei der Schlußwahl, nach heißem Kampfe und nochmaliger Abstimmung erhielt Corral die erforderliche Stimmenmehrheit nach folgender Liste:

Corral (Gouverneur des Staates Sonora) .	118
Mariscal (Minister des Auswärtigen) . .	72
Limantour (Finanzminister)	5
General Reyes (ehemaliger Kriegsminister) .	1

Obgleich General Reyes in dem letzten Kampfe um die Stimmenmehrheit nur eine Stimme erhielt, hat er in Mexiko einige Jahre früher eine sehr wichtige Rolle gespielt. Noch ein anderer Mann hat Aussicht in der Zukunft viel genannt zu werden; es ist der Neffe des Präsidenten, Oberst Felix Diaz. Er gleicht auffallend seinem Oheim; augenblicklich steht er als Oberst an der Spitze der mexikanischen Polizeibehörde, früher war er Generalkonsul in Chile; er besitzt großen Ehrgeiz und viel Energie.

Don Ramon Corral wurde am 10. Januar 1854 in der Stadt Alamos im Staate Sonora geboren. Politisch hat er sich zuerst durch die Herausgabe zweier Zeitungen — der „El Fantasma“ und der „Voz de Alamos“

hervorgetan. Beide Blätter richteten sich gegen die Art der Verwaltung des Generals Ignacio Pesqueira, der seit zwanzig Jahren die höchsten Staatsstellen in Sonora eingenommen hatte. Im Jahre 1875 vertauschte Corral die Feder mit dem Schwerte, als im August desselben Jahres unter der Leitung des patriotischen Generals Francisco Serna eine Revolution im Staate ausbrach; Corral nahm tätigen Anteil daran und kämpfte auf dem Schlachtfelde für dieselben Grundsätze, die er in den Spalten seiner Zeitungen verfochten hatte. Noch ein Punkt bleibt der Erwähnung wert: später, als das Grab sich über General Pesqueira geschlossen hatte, verfaßte Corral eine Schrift: „Geschichtlicher Überblick über den Staat Sonora"; er unterdrückte dabei seinen politischen Haß aus früheren Jahren und ließ seinem Mitbürger, der in den letzten Jahren ein Paladin für die nationale Unabhängigkeit geworden war, volle Gerechtigkeit widerfahren. Wenn er dadurch den Helden jener trüben Zeit ehrte, so war die Form, in der er seinen Ansichten über Pesqueira Ausdruck gab, zugleich ehrend für den Verfasser der Schrift. Ramon Corral wurde in den Kongreß gewählt und später bekleidete er das Amt eines Staatssekretärs; unter seiner Mitwirkung wurden viele Gesetze ausgearbeitet, die in seiner Heimat, im Staate Sonora, noch heute in Kraft sind, besonders solche, die sich auf fiskalische Angelegenheiten bezogen. Als Abgeordneter seines Staates vertrat Corral im Bundeskongresse die landwirtschaftlichen Interessen Sonoras sowohl auf der Rednerbühne wie in der Presse, indem er die „Mehlfrage" aufwarf. Die Finanzkommission hatte einen Gesetzentwurf vorgelegt, nach dem ausländischer, in die Staaten Sinaloa und Unter-Californien importierter Weizen vom Einfuhrzolle befreit sein sollte, was den Ruin der wichtigsten Industrie Sonoras zur Folge gehabt hätte. Corral trat dafür ein, das klar zu beweisen, mündlich durch Reden und schriftlich durch Artikel, die nachher verkürzt als Flugschriften erschienen. Die Kommission ließ sich überzeugen und zog die Vorlage zurück. In der Kongreßversammlung von 1887 wurde Corral durch allgemeine Abstimmung zum Vizegouverneur von Sonora gewählt und er vertrat wirksam während des größten Teiles der Zeit die oberste Staatsgewalt. Unermüdlich war er in der Sorge für Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes, und ihm, nur ihm allein verdankt der Staat Sonora seinen Wohlstand und die nach vortrefflichem System geleiteten staatlichen Lehranstalten. Corral zog sich 1891 von seinem Amte zurück, war bis 1895 als Staatssekretär tätig und wurde dann einstimmig zum Gouverneur für zwei Amtsperioden gewählt, welche Stellung er mit un-

gemein großer Befähigung ausfüllte. Zu den Ergebnissen seines reichen Wirkens gehörten die Hochschule in Sonora, eine wichtige Errungenschaft für die Hauptstadt, zahlreiche Schulen und eine Menge industrieller Unternehmungen im ganzen Gebiete des Staates. Ohne zu übertreiben kann man behaupten, daß Sonora Señor Corral viel verdankt, und daß er sich durch seine außerordentliche Befähigung für die Staatsverwaltung und durch sein erfolgreiches Wirken in fortschrittlichem Geiste als einen Beamten bewiesen hat, der der Republik Mexiko zur Ehre gereicht. Señor Corral wurde am 19. Dezember 1900 zum Gouverneur des Bundesdistriktes der Stadt Mexiko ernannt und am 16. Januar 1903 leistete er den Eid als Minister des Innern. Jetzt aber ehrte das Volk ihn, indem es ihn zum Vizepräsidenten von Mexiko wählte. Ich hatte Señor Corral niemals gesehen; da ich aber im Begriff war, die Biographie des Präsidenten zu schreiben, mußte ich auch Näheres von dem Manne wissen, der ihm als Stellvertreter hilfreich zur Seite stehen sollte. Und ich vertraute General Diaz meine Not an. „Warum wollen Sie Ihren Aufenthalt hier nicht verlängern?“ fragte er. „Sie würden dann reichlich Gelegenheit haben, ihn kennen zu lernen.“ „Das darf ich nicht —, ich muß zu Weihnachten in England sein.“ „So — so — wir wollen sehen, was sich tun läßt.“ — Was er tat, bewies wieder seine große Liebenswürdigkeit und Fürsorge; man mag mir eine kleine Regung menschlicher Eitelkeit zugute halten, denn wir sind von Natur eitel, wenn wir uns auch oft eine Untugend nicht eingestehen wollen, die wir bei anderen als sträfliche Schwäche verurteilen. Als ich Mexiko zum zweiten Male beim Herannahen des Jahres 1905 verließ, schrieb mir Frau Carmen Diaz einen vier Seiten langen, fehlerlosen Brief in englischer Sprache, in dem sie sagte:

„Leben Sie wohl, wir hoffen Sie bald in England wiederzusehen oder auch in Mexiko, und seien Sie versichert, daß Sie hier treue Freunde zurücklassen, die oft Ihrer gedenken werden . . . Mein Mann telegraphierte an Señor Corral nach El Paso und nach La Colerado, und Sie werden unterwegs mit ihm zusammentreffen. Indem ich hoffe, daß Sie bei Ihrer Heimkehr Ihre Kinder in bester Gesundheit vorfinden . . . wünsche ich eine sehr glückliche Reise.

Ihre aufrichtige Freundin
(Unterschrift) Carmen R. R. de Diaz.

Ein solcher Brief ist an sich nichts Bedeutendes, aber er beweist das weibliche Empfinden der Gemahlin des Präsidenten, ihr warmes Interesse

nicht nur für die Freundin selbst, sondern auch für alles, was zu ihr gehört, und es gereicht auch ihrer Erziehung zum Ruhme, daß sie sich in einer fremden Sprache so gut auszudrücken vermag; zugleich zeigt er auch, daß General Diaz, so vielbeschäftigt er war, sich doch die Mühe gegeben hatte, persönlich ein Zusammentreffen des neuen Vizepräsidenten, Señor Corral, mit mir zu ermöglichen. Corral steht es vielleicht bevor, einst eine sehr wichtige Rolle in der Geschichte seines Landes zu spielen; schon jetzt sind ihm hohe Pflichten übertragen, nächst dem Präsidenten nimmt er die verantwortungsreichste Stelle im Staate ein. Während meines Besuches in Mexiko war Señor Corral in den Vereinigten Staaten, — so hatte ich ihn nie gesehen, auch vor vier Jahren nichts von ihm gehört, da er damals noch wenig bekannt war. Um ein Zusammentreffen mit ihm — wenn auch nur für die Dauer einer Viertelstunde — zu ermöglichen, hatte der Präsident einen Plan ersonnen. Der wahrscheinliche künftige Herrscher des Landes befand sich auf der Reise von Texas und El Paso nach Mexiko, also in südlicher Richtung; ich fuhr nach New York, also nach Norden. Die Reise von der Grenze nach Mexiko dauert 50 Stunden; durch kleine Verschiebungen sollte das Begegnen der beiden Züge an einem bestimmten Halteplatze bewerkstelligt werden, und dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Präsidenten jener Linie der mexikanischen Zentralbahn, Mr. A. A. Robinson, fand das Zusammentreffen ohne Hindernisse statt. Wir verließen die höchst eigenartige Stadt Zacatecas, die viele mit Jerusalem vergleichen. Die gleichförmigen Häuser mit den platten Dächern sind aus grauen und weißen an der Luft getrockneten Ziegeln erbaut — man nennt sie dort „adobe“. Zacatecas ist wahrscheinlich auf der Erde die höchstgelegene Stadt von einigem Umfange (es hat 45 000 Einwohner) und liegt 8500 Fuß über dem Meeresspiegel; trotz der Höhe umgibt die Stadt fast eine Ebene; Mexiko das ungewöhnlich gebirgig und reich an vulkanischen Erhebungen ist, hat viele hochgelegene Ortschaften — sie sind keine Wohnstätten für Leute, die zu Herzleiden neigen. Mein Zug brauste durch von Bergen begrenzte, große Prärien; soweit das Auge reichte, sah man nichts als Prärien, auf denen zahllose Viehherden und Rudel von Pferden zu Hunderten und Tausenden (zu einem „Rudel“ gehören 24 Stuten und ein Hengst) nach Gefallen umherstreifen. Die weißen Sandflächen unterbrechen hier und da Feigenkaktusse, Kaktuspalmen und wilde Apfelbäume, aber Gras ist so spärlich vorhanden, daß man sich fragt, woher die Tiere Nahrung finden. Die Trockenheit in der Prärie ist unbeschreiblich. Wenn man es nicht ge-

sehen hat, kann man es sich kaum vorstellen, daß es in den Südstaaten Amerikas und in den Nordstaaten Mexikos Landgebiete von Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen gibt, auf denen tatsächlich nichts wächst. Meilenweit sieht man nichts als Sand, einen Ozean von Staubmassen, selten einen Hügel, kaum eine Anhöhe, hartes, verdorrtes, hohes Gras, hier und da Feigenkaktusse; — die Einsamkeit, die Trostlosigkeit, der Mangel alles Lebenspendenden ist so bedrückend, daß die Feder es nicht zu schildern vermag. Tage und Tage lang eilt der Zug durch diese Wüsten, Tage und Tage lang geht es so durch Sonora, Texas, Neu-Mexiko, Arizona oder Arkansas, und das Auge wird müde, das graue Einerlei zu schauen. Ein gebleichtes Skelett am Wege sagt, daß an der Stelle ein Pferd, eine Kuh vor Hunger oder Durst umgekommen sind; das Fleisch haben jene wilden Präriewölfe (die coyote) von den Knochen gerissen, in der Nacht klingt ihr furchtbares unheimliches Geheul beängstigend — das sind die rechten Töne für die schaurige, gefahrvolle Einsamkeit der weiten Prärie. — Man hat durch Bewässerung schon viel erreicht, aber wird es jemals gelingen diese große, dürre Wüste fruchtbar zu machen? Der Boden scheint zu kraftlos zu sein, um etwas zu erzeugen, obgleich nach den Tropenregengüssen für einige Wochen das Land sich wie durch ein Wunder plötzlich mit Gras und Blumen bedeckt, so daß das Vieh sich an frischem grünen Grase ergötzen kann. Den ungünstigsten Eindruck von Mexiko erhält man, wenn man von Norden her in das Land kommt; wie in Texas oder Arizona sieht man dort nur wüste Flächen, ein trostloses Gebiet. Daher kommt es, daß viele Reisende nur bis zur Landeshauptstadt gelangen und es unterlassen, im Süden Mexikos Reichtum zu bewundern, im Osten und Westen die guten Aussichten für die Zukunft zu prüfen. Professor Bryce scheint leider in seinem glänzend geschriebenen großen Werke „Amerikanisches Gemeinwesen" durch seine Bemerkungen über Mexiko den Eindruck hervorgerufen zu haben, daß das Land armselig, eine Wildnis wäre. —

Depeschen gingen längs der Linien hin und her, um den Ort für die geplante, außergewöhnliche Begegnung zwischen Corral und mir festzustellen. Wenn die Züge nicht zur Zeit kamen, um sich in La Colorado zu treffen, sollten sie — wo sie sich auch begegneten — zu der Zusammenkunft eine Viertelstunde Aufenthalt haben. Niemand sollte von dieser Begegnung vorher etwas erfahren; Señor Corral reiste nach der Hauptstadt, um sein hohes Amt zu übernehmen, und er wurde ohnehin schon viel in Anspruch genommen, da man ihm auf allen größeren Stationen einen feierlichen

Empfang bereitete. Daher hatte General Diaz gesagt: „Eine Zusammenkunft auf einer Station, wo Hunderte von Leuten ihn umringen, wäre nicht zweckdienlich, ich werde es so einrichten, daß Sie ihn an einem ruhigen Orte treffen, wo Sie sich wirklich kennen lernen können.“ Es war originell, daß zwei Expreßzüge plötzlich mitten in der Fahrt aufgehalten werden sollten, um für zwei Menschen ein kurzes Zusammensein zu ermöglichen, die dann in rasender Eile nach Norden und nach Süden weiter entführt werden sollten, um sich vielleicht nie im Leben wieder zu sehen. Die Schaffner und die schwarzen Diener waren in großer Aufregung, sie kannten den Vizepräsidenten nicht und waren vielleicht ebenso begierig ihn zu sehen, wie ich. Ich setzte meinen Hut auf und versuchte nach einer Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten einigermaßen frisch auszusehen — und ich erwartete den großen Augenblick. Wir erreichten La Colorado „zur Zeit“, eine gute Leistung nach einer Fahrt von 700 englischen Meilen auf einer Reise, bei der man bis zur Grenze eine Entfernung von 1225 englische Meilen durchmißt; der Nordzug aber hatte etwas Verspätung, wie man depeschierte; demgemäß sollte die geplante Zusammenkunft an dem nächsten Treffpunkte auf der Prärie stattfinden; denn auf dem Riesenkontinente sind überall westlich von St. Louis oder Chicago eingleisige Bahnen die Regel. Es war kein romantischer Ort für ein Zusammentreffen, nicht einmal ein Wohnhaus befand sich in der Nähe, denn La Luz ist nur eine Haltestelle, auf der die Züge einander ausweichen können. Fast zu gleicher Zeit ertönten die Lokomotivpfeifen und wir dampften einander entgegen. Der Salonwagen des Präsidenten hielt unmittelbar gegenüber meinem Wagen, die Diener und Bahnschaffner sprangen von beiden Zügen ab, an den Koupeefenstern erschienen Köpfe und überall wurden Stimmen laut: „Was ist geschehen? Ein Unfall? —“ Ehe mein Fuß den Boden berührt hatte, war Señor Ramon Corral hinuntergestiegen und kam mir entgegen. „Mrs. Alec Tweedie, vermutlich — ich habe vom Präsidenten zwei Telegramme erhalten und freue mich sehr, Sie kennen zu lernen; bitte kommen Sie in meinen Wagen, dort können wir uns ungestörter unterhalten —“ fügte er hinzu, indem er mir half die hohen Stufen hinaufzusteigen. „Durch die Zeitungen erfuhr ich, daß Sie in Mexiko sind und ein neues Buch schreiben“, fuhr er in vorzüglichem Englisch fort.“ „Ja, und ich möchte noch etwas über Mexikos Vizepräsidenten hinzufügen, aber unsere Zeit ist so beschränkt. Können Sie mir irgendeine Ihrer Schriften geben oder mir eine Geschichte aus Ihrem Leben mitteilen, die sich für meinen Zweck eignen würde?“ „Nein — leider habe ich nichts erlebt,“ sagte er lachend. „Zuerst war ich

Bergmann, dann Journalist — über mich ist nichts Interessantes zu schreiben — bis jetzt." „Die Geschichte wird jetzt erst kommen," erwiederte ich. „Die wahre Geschichte Mexikos ist beendet, Kampf und Streit sind vorüber", sagte er. „Das war General Diaz' Werk; was jetzt noch kommt, wird eine Geschichtsperiode voll Frieden sein, mit guten Erfolgen und reichem Gewinn — hoffe ich. Unser Präsident ist nicht nur der Schöpfer des heutigen Mexiko, er kennt das Land auch besser, als irgend ein anderer." Es freute mich, ihn so reden zu hören, denn ich habe immer das Empfinden gehabt, daß niemand so gründlich über alles im Lande unterrichtet ist, wie Diaz. Corral sprach mit der größten Begeisterung von seinem Chef; er hegte den innigen Wunsch, ihm eine gute Stütze zu werden, Diaz ein wenig die schwere Last zu erleichtern, die seine Schultern drückte. Ich freute mich zu hören, daß er den Präsidenten so rückhaltlos bewunderte und den ernsten Vorsatz hegte, ihm und dem Vaterlande zu nützen. „Sind Sie lange in Europa gewesen?" fragte ich. „Nicht lange, — General Diaz schickte mich nach Deutschland, um das Postwesen zu studieren, da er in unserem Postdienste einige Änderungen treffen wollte; ich ging dann nach Paris um mir die Ausstellung im Jahre 1900 anzusehen, daher kenne ich Europa ein wenig. Ich wünschte, daß noch mehr Kapital aus Europa in Mexiko angelegt würde. In den letzten Jahren sind allerdings von dort enorme Summen ins Land gekommen, uns ist ausländisches Kapital immer hochwillkommen, und der Vorteil ist ja gewöhnlich gegenseitig", schloß er lachend. Dann sprach er noch in liebenswürdigster Weise von den Freundlichkeiten, die ihm Präsident Roosevelt auf der Reise nach St. Louis erwiesen hatte, von der er gerade zurückkehrte, und die Unterhaltung berührte jetzt mehr persönliche Angelegenheiten. „Die Zeit ist um!" rief leider der eine Zugführer. „Natürlich nur, wenn es Ihnen recht ist", fügte der andere höflich hinzu, aber ich sah, daß jeder von ihnen die Uhr in der Hand hielt. Sie standen auf der Prärie, einen Bahnsteig gab es hier nicht. Es ist seltsam, daß in Mexiko alle Diener, Bahnschaffner, Zugführer, kurz alle, die im Bahndienste einigermaßen verantwortliche Stellungen einnehmen, englisch sprechen; mexikanischen Indianern werden solche Stellungen wohl noch nicht anvertraut. Señor Corral ließ es sich nicht nehmen, mich zu meinem Wagen zu geleiten, nach einem freundschaftlichen Händedrucke eilte er zurück, denn die Pfeife ertönte, die Maschine setzte sich in Bewegung und in der nächsten Sekunde eilten beide Züge in entgegengesetzter Richtung von dannen.

Welchen Eindruck hatte ich empfangen? Corral ist mittelgroß, hat eine

dunkelbraune Hautfarbe, ins Graue spielendes Haar und dunkle, durchdringende Augen, in denen es manchmal gerade so lustig aufblitzt, wie bei dem Manne, dem er eine Stütze werden sollte. Kräftig, gedrungen, wohlgebaut, — heiter und liebenswürdig in seinem Benehmen, hat er gleichwohl eine gewisse Würde an sich, und man kann ihn sich gut in einer hohen Machtstellung denken. In seinem Gesichte, in dem für einen Mann von fünfzig Jahren die Linien sich auffallend vertieft haben, sprechen sich Energie und Entschlossenheit aus, Corral erscheint trotz des Altersunterschiedes nicht jünger als General Diaz. Ich kann ihn mir als warmen Freund und auch als erbitterten Feind vorstellen, er ist ein Mann, der tief und leidenschaftlich empfindet, warmherzig und menschenfreundlich in seinen Handlungen ist — das sind alles Charakterzüge, die leichter zutage treten und sich erkennen lassen, als andere, die mehr in den Tiefen verborgen sind. Jedenfalls nimmt er schnell für sich ein und ist eine anziehende, interessante Persönlichkeit.

Nun führte der Zug den ersten Vizepräsidenten von Mexiko in die Hauptstadt, wo er seine Pflichten übernehmen sollte. Es wäre interessant, den Vorhang zu lüften und zu schauen, wie es nach zehn Jahren in Mexiko aussieht, was seine Herrscher vollbracht haben. Während ich noch über meine Begegnung mit dem Manne nachsann, auf den man so große Hoffnungen setzt, fesselte mich plötzlich eine wunderbare Erscheinung auf der Prärie; sie währte nur wenige Minuten, denn es war mitten im Winter, die Sonne ging um 5 Uhr unter, und eine Dämmerung gab es nicht. Wir näherten uns den Bergen um Camacho, als der Himmel in den leuchtendsten Farben erstrahlte, die purpurnen Berge in der Ferne sahen wie ein großes Flammenmeer aus. Die Prärie im Vordergrunde verschwand in einem rot und gelb schillernden Nebel; man hatte den Eindruck als schwebte ein lustiger Schleier über einer großen Wasserfläche. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, denn ich erinnerte mich nicht, hier je einen See gesehen zu haben; er war auch nicht vorhanden, eine Luftspiegelung brachte die Täuschung hervor, — die durch den Zug erschreckten Viehherden konnten ihren Durst in jenem Nebelmeer nicht löschen. Aber die Tageshelle schwand schnell, die Purpurglut am Horizont wurde dunkler und dunkler, das Rot und Gelb in dem Nebelmeere immer undeutlicher, plötzlich war es, als senkte sich ein Schleier vom Himmel herab und die Berge und die Luftspiegelung verschwanden in dem geheimnisvollen Schatten der Nacht.

Das alte Prärievieh ist auch klüger, als die gringos (Ausländer), es

läßt sich durch keine Luftspiegelung täuschen, sondern weiß genau, wo wirklich Wasser zu finden ist. Im Sommer haben die Tiere das Bedürfnis, jeden Tag an das Wasser zu gehen, aber bei kühlerem Wetter begnügen sie sich damit, alle zwei oder drei Tage welches zu trinken, besonders wenn sie Feigenkaktus gefressen haben, — eine Kaktusart, die in Zeiten der Dürre für das Prärievieh die einzige Rettung ist; sein Wassergehalt beträgt 87 Prozent, er ist sehr saftig. Um in Zeiten der Trockenheit und des Wassermangels das Vieh zum genügenden Vertilgen des Feigenkaktusses anzuregen und das Fressen der Blätter mit den scharfen, spitzen Dornen zu erleichtern, schneiden die Ansiedler die Kaktusblätter ab und halten sie einen Augenblick über ein Feuer, damit die schärfsten Dornen abgebrannt werden, es bleiben aber immer noch reichlich viele Stacheln zurück. Wenn ein Tier geschlachtet wird, steckt das ganze Maul voll, und die Rückseite der Zunge sieht wie ein Nadelkissen aus; man wundert sich, wie das Vieh dabei bestehen kann. Und doch fressen sie die Blätter mit Vorliebe, die wildesten Tiere folgen einem ganz zahm, wenn man ihnen diesen Leckerbissen, den so besonders zubereiteten Feigenkaktus reicht, der oft ihr Leben rettet. Mexikanische Fuhrleute befördern in dieser Gegend Waren auf Frachtwagen, manchmal in einem Zuge von vierzig Wagen, von denen jeder etwa durch ein halbes Dutzend ins Joch gespannter Ochsen gezogen wird. Diese Tiere füttern sie fast nur mit Feigenkaktusblättern; die strauchartigen Bäume wachsen dort in großer Menge, aus der Frucht wird ein gutes Gelee bereitet, auch die Blüte ist hübsch. Das wirklich wilde Vieh, das sich noch in einigen Gegenden Mexikos findet, besonders in diesen nördlichen Distrikten, ist klein und unansehnlich, hat aber riesengroße Hörner. Es nährt sich von Gras und Feigenkaktussen, sucht aber niemals, wie das Ansiedlungsvieh, Wasserstellen auf, sondern es trinkt nur, wenn es regnet und sich Pfützen bilden. Dieses wilde Vieh ist im Aussterben begriffen, die Ansiedler schießen es, wenn sie es antreffen. Manchmal fangen die Hirten ein Stück mit dem Lasso und versuchen, es mit einem zahmen Ochsen in das Joch zu spannen, aber der König der Berge läßt sich nicht zähmen, selten gelingt es, meistens geht das Tier zugrunde; trotzig wirft es sich nieder, schlägt wild um sich und stirbt — an gebrochenem Herzen. Oft macht das wilde Vieh viel Not und Schaden, und man hält es für besser, es sofort zu töten.

Wieviel Armut bei den mexikanischen Indianern sieht man oft vom Zuge aus! Wie elend sind die aus Adobeziegeln gebauten Hütten mit den platten Dächern, ohne Schornstein und Fenster. Bei Tage kommt Luft und

Licht nur durch die offene Tür; bei Nacht wird sie geschlossen, damit der Raum warm bleibt. Die Leute sind zu arm, um Brennöl zu kaufen, darum gehen sie schlafen, wenn es dunkel wird und erheben sich, wenn die Sonne Licht spendet. Das Gesetz zwingt die Indianer dazu, sich zu bekleiden. Der Anzug des Indianes besteht aus vier Stücken, aus einem Hemd, einem Paar weißen Leinenhosen, einer großen Flanelldecke — der sarape —, die am Tage vor Kälte schützt und in der Nacht als Hülle dient — und aus dem großen Filz- oder Strohsombrero. Die ärmeren Leute gehen barfuß, die wohlhabenderen tragen mit Stolz Sandalen. Corral stammt aus dem mexikanischen Nordstaate Sonora, durch den ich jetzt fuhr, und der durch seine Minen bekannt ist und durch die Ansiedlungen mit den großen Viehherden. Früher war hier die Heimat der berühmten Höhlenbewohner indianischen Stammes und der wilden Apachen. Leider verschwinden immer mehr Sprache, Sitten und Gebräuche der Indianer. Die Teufelstänze, die Skelettheiraten und die Natinalgesänge sieht und hört man immer seltener; sie werden nur noch durch den Aberglauben erhalten, der dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen ist. Diese Leute im Norden des Landes, die in Höhlen lebten, kannten keine Mauerwerke, während ihre Landsleute im Süden so herrliche Steinbauten aufführten. Aus alter Zeit kennen wir kaum schönere Mauerverzierungen aus Stein, als sie die Zapotektempel in Mitla oder die alte Festung Xochicalco aus der Zeit der Tolteken und Azteken aufweisen.

Da Mexiko von Norden nach Süden fast 2000 englische Meilen mißt, sind in dem Lande alle Klimagürtel vorhanden; innerhalb der Grenzen des Landes findet man fast alle bekannten Blumen, Früchte und Gemüse, Bäume, Sträucher und andere Gewächse und auch fast alle Mineralien der Erde.

Vor einem halben Jahrhunderte war in keinem Lande die Unredlichkeit größer, als in Mexiko; sie war dem Volke ins Blut übergegangen, angeerbt wie die Liebe zum Spiele, das Liebäugeln mit dem Zufalle. Korruption herrschte überall, der Senat war unredlich, die ganze Politik krankte daran mehr, als sie es in den Vereinigten Staaten tut; die Präsidenten wechselten fortwährend, jeder hatte seine besonderen Freunde und besonderen Interessen. Erst der eine, der 26 Jahre am Ruder blieb, lehrte sie Treue und Beständigkeit; allmählich, ganz allmählich machte sein guter Einfluß sich geltend. Er war gegen Bestechung gefeit und entließ jeden, der Backschisch gestattete. So erreichte er, daß heutzutage, im Jahre 1906, trotz der großen Arbeiten, die im Gange sind — an Häfen, Minen, Fabriken, öffentlichen Gebäuden —,

von Bestechung fast nirgends die Rede ist. Viele behaupten, daß in den Vereinigten Staaten, die Redlichkeit des Politikers anzuzweifeln ist, dagegen die Rechtschaffenheit des amerikanischen Bürgers an sich unbestritten anerkannt wird. In Mexiko findet man das umgekehrte Verhältnis; der Politiker ist über Bestechlichkeit und Unredlichkeit erhaben, der Bauer jedoch für beide Untugenden empfänglich; Stehlen ist ihm zur Gewohnheit geworden. Es wäre merkwürdig, wenn Amerika, das große, bewundernswerte Land, Unredlichkeit bei seinen Politikern dulden sollte, da diese als gebildete Männer leicht von der Untugend zu heilen sein müßten; freilich erkennt man bald, wenn man einen Blick in den Senat wirft, in dem Gold die Plätze erwirbt, daß man an die Bildung des amerikanischen Politikers keinen sehr hohen Maßstab anlegen kann. Andrerseits besitzt der Bauer als armer Indianer oder Mischling wenig Erziehung oder moralische Kraft und auf derartiges Material ist viel schwerer erziehlich zu wirken.

In Mexiko sind die Aussichten für den Handel vortrefflich, der Bahnverkehr wird reger, und die allgemeine Stimmung ist hoffnungsvoll. Jeder, der etwas leisten kann und will, findet Arbeit und Brot; Not leiden nur, wie überall, selbst in Zeiten allgemeinen Wohlstandes, die Müßiggänger und unverbesserlich Trägen und die körperlich oder geistig zur Arbeit Unfähigen. Überall wird in den öffentlichen Schulen unter Leitung gut vorgebildeter Lehrer mit Eifer daran gearbeitet, die heranwachsende Generation zu betriebsamen, tüchtigen Staatsbürgern zu erziehen. Mehr denn je widmen junge Mexikaner sich technischen Studien, immer mehr wächst der Stolz auf das Schaffen ehrlicher Arbeit. Bei der politisch durchaus friedlichen Lage richtet der Sinn des Volkes sich auf Werke, die der allgemeinen Wohlfahrt förderlich sind. Die klügsten Köpfe des Landes können ihre Geistesgabe zur Erreichung praktischer Vorteile verwerten; sie schaffen Quellen, die den Reichtum fördern und dadurch das Behagen vermehren. Die Schwächlinge und Trägen bleiben im Hintertreffen, die geistig Regen und eifrig Schaffenden gehen tapfer voran und erreichen das Ziel. Der Mittelstand, die produktive und konsumierende Klasse, ist beständig im Wachsen.

Am 1. Dezember 1904 leistete General Diaz zum siebenten Male den Eid als Präsident. Das ist ein Erfolg, auf den jeder Mann stolz sein könnte, wie viel mehr mußte er Diaz erfreuen, wenn er sich einen Rückblick gestattete und den bankerotten Zustand des Staates bei seiner ersten Wahl mit der heutigen Finanzlage vergleicht. Das erstemal 1876 leistete er den Eid voll ernster Besorgnis — trotzdem die Hoffnung auf gutes Gelingen



Finanzminister Limantour

stets in ihm lebendig blieb —, heute, 1904, herrschen Frieden nnd Gedeihen, wohin er blickt. Um 10 Uhr morgens sollte der feierliche Akt beginnen, bei dem zum siebenten Male dem Idole und Helden des Volkes die Präsidentenwürde — jetzt für einen Zeitraum von sechs Jahren — verliehen und ihm zur Stütze ein Vizepräsident beigegeben werden sollte. Alle seine früheren Gegner stimmten jetzt für ihn; gemäßigte Republikaner, Radikale, Klerikale und ehemalige Kaiserliche, — alle waren bereit, sich der meisterhaften Führung des großen Demokraten zu unterwerfen. Die Zeremonie fand in der Deputiertenkammer statt, Alfredo Chavero, der Sprecher des hohen Hauses, nahm den Eid ab. Am Abende vorher wurde von der Militärbehörde folgender Befehl erlassen:

„Da morgen in der Deputiertenkammer die Eidesleistung des für die Dauer von sechs Jahren, also bis zum 30. November 1910, wiedergewählten Präsidenten und des Vizepräsidenten stattfindet, befiehlt der Militärkommandant, — den vom Ministerium für Krieg und Marine gegebenen Instruktionen gemäß, — daß das Regiment Zapadores und das 3., 10. und 24. Infanterieregiment um 9½ Uhr vormittags vom Portale der Deputiertenkammer bis zu dem Ehrenportale des Nationalpalastes Aufstellung nehmen und zwar in doppelter Reihe längs der folgenden Straßen: Faktor, Vergara, San Francisco, Plateros, Portal de Mercaderes und vor dem Stadthause. Die genannten Truppen sind unmittelbar dem Befehle des Brigadegenerals Telesforo Merodio unterstellt, dessen Stab aus Major Melchor Rodriguez, Leutnant Ignacio Gamiochipi und Leutnant Enrique Gomez bestehen wird. Die Gendarmes del Ejercito sollen die Eskorte bilden. Das Regiment Zapadores soll unter Führung eines Rittmeisters eine Ehrenwache von 40 Mann mit der Fahne und Musik stellen; diese Wache hat am Eingange zum Kongreßgebäude Aufstellung zu nehmen und sich wieder mit ihrem Regimente zu vereinen, sobald der höchste Würdenträger das Haus verläßt. Die in der Cidadela diensttuenden Mannschaften sollen einen Salut von 21 Schüssen während der Eidesleistung abfeuern. Während des Salutschießens sollen auf allen Kasernen und militärischen Gebäuden die Fahnen hoch gezogen und nach beendetem Schießen wieder eingezogen werden. Um 3½ Uhr haben die höchsten und andern Offiziere der Armee sich im Ministerium für Krieg und Marine zu versammeln, um gemeinsam dem Präsidenten der Republik ihre Glückwünsche darzubringen."

Die Stadt prangte im Festschmucke, froh bewegte Volksmassen wogten hin und her, das Militär war aufmarschiert und als der Präsident in

offenem Wagen nach dem Abgeordnetenhause fuhr, boten die Straßen ein buntes, durch die allgemeine Feststimmung heiter belebtes Bild; die Balkone und Fenster konnten die Menge der lebhaft angeregten Schaulustigen kaum fassen. — Inzwischen hatten sich in der Deputiertenkammer nicht nur die beiden Kammern des Bundeskongresses, sondern auch die Vertreter der auswärtigen Mächte — fast alle in Uniform — und viele Herren und Damen der vornehmen Gesellschaft versammelt. Frau Carmen Romero Rubio de Diaz, die Frau des Präsidenten, fuhr in einem Wagen mit ihrer Schwester, Señora Maria Luisa Romero Rubio de Teresa, mit Señora Amada Diaz de la Torre und mit Señora Luisa Raigosa de Diaz, der Gemahlin des Hauptmanns Diaz. Don Manuel Cuesta Gallardo empfing die Damen und geleitete Frau Diaz und ihre Begleiterinnen in die für sie bestimmte Loge. Señora Amparo Escalante de Corral, die schöne Gemahlin des Vizepräsidenten, wohnte auch der Eidesleistung ihres Gemahls bei. Don Luis Torres Rivas, der das Amt hat, die Gesandten einzuführen, empfing in Galauniform, im Schmucke seiner zahlreichen Orden, die Diplomaten. Die Diplomatenloge bot ein glänzendes Bild mit den in allen Farben leuchtenden, durch Orden und Dekorationen aller Art geschmückten Uniformen. Das prächtig gestickte orientalische Seidengewand des chinesischen Gesandten, die glänzenden Uniformen der Vertreter europäischer Monarchen, der ganze Aufputz, der Farbenreichtum, die funkelnde Pracht erinnerte an mittelalterliches Schaugepränge. In der Loge befanden sich der amerikanische Botschafter, General Clayton, in Generalsuniform, in seiner Begleitung der erste und dritte Gesandtschaftssekretär, die Herren Mc. Creery und Höfele; der französische Gesandte, Monsieur Camille Blondel, mit auffallend reichem Ordensschmuck und in seiner Begleitung der Legationssekretär Vicomte de la Tour; der spanische Gesandte, Marquis de Prat, in glänzender Uniform mit der weißen capa eines maestro de ronda; der belgische Gesandte, Viscount Beughen, in hübscher, dunkler Diplomatenuniform; der Vertreter von Guatemala, Oberst Francisco Orla in seiner Oberstenuniform; der Gesandte von Kuba, General Garcia Velez in Zivil; der italienische Gesandte, Cavaliere Aldo Nobili, in Diplomatenuniform; der russische Chargé d'affaires M. Gregoire de Wollant, in Uniform; der chinesische Chargé d'affaires Liang Hsun und der chinesische Gesandtschaftsattaché Fong Ying Kai, beide in Nationaltracht mit federgeschmückten Kappen; der Gesandtschaftssekretär Mr. Clarence Key der chinesischen Gesandtschaft beigegeben; Señor Vega, Chargé d'affaires von Chile; Herr

Geza von Gaspardy, österreichisch-ungarischer Chargé d'affaires, in der malerischen pflaumenfarbenen Samtuniform eines ungarischen Husarenoffiziers, mit pelzverbrämtem Dolman und federgeschmücktem Tschako, und Graf Karl Kielmansegge, Sekretär der österreichischen Gesandtschaft in der schönen Uniform des Dragonerregiments „Herzog von Lothringen".

Um 10 Uhr setzten die offenen Wagen mit den bei dem Festakte beteiligten Hauptpersonen sich in langem Zuge vom Nationalpalaste aus in Bewegung. Voran ritt, von Leutnant Manuel Blazquez geführt, eine Abteilung des Leibgarderegiments. Die ersten Wagen der langen Reihe nahmen die Staatsgouverneure ein und die Delegierten der Legislatur und der Staatsgerichtshöfe. Zuletzt kam der Wagen des Präsidenten; General Diaz war in festlichem Zivilanzuge, mit dem breiten, dreifarbigen Bande über der Brust. In seiner Begleitung befand sich Don Gabrial Mancera. Unmittelbar hinter dem Wagen des Präsidenten ritt eine stolze Eskorte seiner Adjutanten in schöner Galauniform, reich geschmückt mit goldenen Schnüren; es waren sein Sohn Hauptmann Porfirio Diaz jun., Hauptmann Agustin del Rio, Hauptmann Enrique Hurtado und Hauptmann Armando I. Santacruz. Den Zug beschloß eine andere Abteilung des Leibgarderegiments unter der Führung des Hauptmanns Gustavo A. Salas. Auf dem ganzen Wege wurden dem Präsidenten und dem erwählten Vizepräsidenten begeisterte Huldigungen dargebracht.

Die Zeremonie der Eidesleistung war kurz und einfach. Als der Präsident und der erwählte Vizepräsident den Saal betraten, erhoben sich alle Anwesenden und begrüßten die Eintretenden durch Hochrufe und Händeklatschen. Der Sprecher des Hauses, Señor Alfredo Chavero, nahm einen in Scharlach und Gold ausgestatteten Lehnsessel ein, der an einem Ende des Saales auf einem Podium stand; augenblicklich vertrat er die höchste Macht, denn des alten Präsidenten Amtszeit war abgelaufen, der neue hatte noch nicht den Eid geleistet; darum blieb Señor Chavero sitzen, während alle Mitglieder beider Kammern sich erhoben hatten. Würdevoll stieg Diaz auf das Podium, wo noch ein zweiter rot und goldener Sessel für ihn aufgestellt war. Der Präsident blieb aber vor Señor Chavero stehen, reichte ihm die Hand und sprach dann mit klarer, volltönender Stimme die Eidesformel, durch die er gelobte treu und redlich die Pflichten seines Amtes als Präsident zu erfüllen, stets das Wohl des Volkes im Auge zu haben, treu an der Konstitution und den Reformgesetzen festzuhalten und dafür zu sorgen, daß sie auch von anderen streng

befolgt würden. Señor Chavero erwiderte, — noch sitzend, während alle übrigen und auch der Präsident standen —: „Wenn Sie das tun, wird das Volk es Ihnen lohnen; sollten Sie es aber nicht tun, so wird es Sie zur Rechenschaft ziehen.“ Des Präsidenten folgende Erklärung wurde mit erneutem Beifallssturme aufgenommen. Dann gab Don Ramon Corral eine ähnliche, für sein Amt als Vizepräsident passende Erklärung ab, Señor Chavero wiederholte dieselbe vorher erwähnte Formel und Señor Corral machte eine Erwiderung, die auch mit lautem Beifalle begrüßt wurde. Damit war die Zeremonie beendet und der Präsident und der Vizepräsident verließen unter begeisterten Hochrufen den Saal. General Diaz begab sich in das Empfangszimmer, wo er einige freundliche Worte mit Benito Juarez wechselte, dem Sohne des berühmten Reformpräsidenten, sowie mit General Mancera, Manuel Cervantes und Enrique Landa. Eine Abordnung aus General Diaz' Heimatsstaate Oaxaca brachte dem Präsidenten ihre Glückwünsche dar; ein Mitglied des obersten Gerichtshofes, der Richter Señor Miguel Bolanos Cacho, auch ein Sohn Oaxacas, führte das Wort für seine Landsleute. Nach den üblichen Glückwünschen fuhr er fort: „Aber wir Bürger von Oaxaca haben Ihnen noch mehr zu sagen. Wir bezeugen Ihnen unsere Freude, daß wir in demselben Lande das Licht der Welt erblickten, in dem die Vorfahren eines so berühmten Mitbürgers, wie Sie es sind, Herr Präsident, einst gelebt haben, in demselben Gebiete, in dem auch Ihre Wiege stand. Wir erklären, daß wir stolz auf den großen Ruhm sind, den unser Heimatland durch Sie erlangt hat. Wir kommen, um Sie von neuem unserer unverbrüchlichen Treue zu versichern; wir finden in dem Gedanken Glück und Trost, daß unsere Söhne und unsere in Oaxaca geborenen Enkel einst das Recht beanspruchen können, in Zeiten der Not und Gefahr allen voran als erste dem Feinde entgegen geschickt zu werden, in Erfüllung der heiligen, teuern Pflicht das Beispiel der großen Söhne ihres Landes nachzuahmen und ihr Andenken zu ehren; das Beispiel, das ihnen Antonio Leon gab, der Held von Molino del Rey; Benito Juarez, der Held der Staatsreform und des Krieges gegen den sogenannten Kaiser, und das leuchtende Beispiel, das Sie, hochverehrter Herr Präsident, durch ein halbes Jahrhundert patriotischen Wirkens gaben, indem Sie mit der glorreichen Entwicklung der Republik eins geworden sind.“ General Diaz war tief bewegt und sagte, daß die Freundesworte aus dem Munde eines Landsmannes ihm lieb und vertraut klangen, wie die lange nicht gehörte, aber nie vergessene Stimme eines teuern Verwandten.

Wie wir gesehen haben, war Diaz über 40 Jahre alt geworden, ohne irgendwie seine bedeutende Begabung als hervorragender Staatsmann verraten zu haben. Er war ein tüchtiger Offizier, pflichttreu, tapfer, kühn, hochbegabt als Truppenführer, aber erst als er, nahe den Fünfzigern, den Präsidentenstuhl bestieg, trat seine außergewöhnliche Begabung für die Verwaltung und Regierung eines Staates zutage. Eine so späte Entwicklung hoher Gaben ist selten; freilich haben wir in England auch Beispiele dafür, Cromwell war bis zu seinem 40. Lebensjahre ein ruhiger, unbekannter Landmann, von dem man nur wußte, daß er im Parlamente einige unbedeutende Reden gehalten hatte. Chatham war 50 Jahre alt geworden, ehe man in weiteren Kreisen von ihm hörte; dann aber einige Jahre, fast nur Monate, später, lag ihm alle Welt zu Füßen. Die Entwicklung zur Reife kommt bei dem einen früher, bei dem andern später, starke Charaktere brechen sich immer Bahn, sobald die rechte Gelegenheit kommt, und die Fähigkeit, diese Gelegenheit erkennen und ergreifen zu können, ist mehr wert, als Reichtum, Schönheit oder Klugheit. Heutzutage sagt man, das beste Lebenswerk des Menschen ist getan, wenn er das 40. Jahr erreicht hat, Gutes leistet er wohl noch bis zum 60. Lebensjahre. General Diaz gehört zu den zahllosen Ausnahmen von dieser Regel. Sein Hauptlebenswerk begann erst mit dem 46. Jahre, als er an der Spitze der Revolutionsarmee in Mexiko einzog. Das romantische, abenteuerliche Leben eines Soldaten lag hinter ihm, — wenn ihn auch noch Gefahr bedrohte. Er mußte vergessen, daß er Soldat gewesen war; er wurde von neuem geboren als Herrscher, als Staatsmann, als Schöpfer — nicht als Zerstörer. Zweiffellos aber sind ihm, als er Staatsoberhaupt wurde, die in Oaxaca während seiner Verwaltung des Staates in kleinem Maßstabe gesammelten Erfahrungen ein gutes Vorbild für seine Arbeiten gewesen. Vor 60 Jahren hatte er sich geistig durchaus nicht verausgabt, im Gegenteil, — er war auf dem Wege, seine besten Leistungen auszuführen und erst zehn Jahre später vollendete er das große Werk. Jetzt, in seinem 76. Lebensjahre ist er in ungeschmälertem Besitze aller seiner Geistesgaben, die die reichen Erfahrungen eines Dreivierteljahrhunderts noch verschärft haben. Das ist wunderbar bei einem Manne seines Alters und besonders bei einem Manne seiner Rasse, der in einem halbtropischen Lande lebt.

Wir haben gesehen, daß Diaz beim Beginn seiner Lebenslaufbahn nicht vom Glücke begünstigt wurde; er war von bescheidenem Herkommen und

genoß eine unvollkommene Erziehung. Nur wenige Bücher hatte er gelesen, von der Weltgeschichte und internationalen Politik besaß er geringe Kenntnisse, es gab damals noch keine Volksbibliotheken, keine Zeitungen, keine Eisenbahnverbindung in der kleinen abgelegenen Tropenstadt Oaxaca; Natur und Armut waren seine besten Lehrer gewesen, sie hatten seine Beobachtungsgabe geschärft, ihn Selbstverleugnung und Nachdenken gelehrt. Kein Herrscher eines Volkes unternahm je aus einem kleineren Neste den Flug in die Höhe. Von der untersten Stufe klomm er bis zur höchsten hinauf, aber das war nicht sein größtes Verdienst, — das wäre nur eine persönliche Errungenschaft gewesen, — er tat mehr, er nahm bei dem Aufstiege zur Höhe sein Volk, sein Vaterland mit. Er teilte sein Elend und wurde ihm ein Helfer in der Not; jetzt erntet das Volk mit ihm den Segen seiner Arbeit. Wer will es bestreiten, daß er, als einer der größten Männer seiner Zeit, einen Ehrenplatz unter den Großen aller Zeiten und aller Länder verdient? Wenn man Diaz aber sprechen hört, glaubt man, er hätte niemals etwas besonderes geleistet; wenn er von seinen Errungenschaften spricht, braucht er niemals das Fürwort „ich", sondern sagt stets „wir", aber nicht das großgeschriebene „Wir", das gekrönte Häupter anwenden; darum ist es so schwer ihn richtig zu schildern, er verbirgt seine Riesengröße stets hinter der ihm angeborenen Bescheidenheit.

Welche Resultate hat Präsident Diaz während seiner langen Regierung erreicht? Die furchtbare Not und Armut, die dem Lande während drei Vierteln des letzten Jahrhunderts alle Lebenskraft raubte, hat er in Überfluß verwandelt. Nach Kampf und Aufruhr und Krieg herrscht jetzt Frieden im Lande. Der einst verspottete und verhöhnte Staat nimmt eine geachtete Stellung unter angesehenen Ländern ein. Gesetzlosigkeit ist segensreicher Ordnung und weiser Rechtsprechung gewichen. Es fällt den Mexikanern nicht schwer, die ihnen auferlegten Steuern zu zahlen, denn sie erhalten entsprechende Gegenleistungen, und ihr Wohlstand wächst. Das Geld strömt nicht mehr aus dem Lande, um alte Schulden zu decken, sondern auswärtiges Kapital strömt hinein, Mexikos Kredit steht fest auf den Geldmärkten der Welt. Fabriken schaffen neue Erwerbsquellen im Inlande, und die Landwirtschaft, besonders die Pflege der Tropenerzeugnisse, wird durch die Regierung so wirksam unterstützt und gefördert, daß die Landwirtschaft allein imstande sein würde, den Wohlstand des Landes zu sichern, selbst wenn in künftigen Zeiten einmal die Minenindustrie versagen sollte. —

Dieses sind die von Diaz erreichten materiellen Erfolge, viel wichtiger für die Entwicklung der Nation ist, daß er sein Volk lehrte, die Segnungen dauernden Friedens zu schätzen, daß er es dazu erzog, sich in einem durch Pflichttreue und Redlichkeit gekennzeichneten Staatsleben wohl zu fühlen, und indem er so das Ideal eines Musterstaates schuf, machte er eine Wiederkehr der alten verderbten Zustände der traditionellen Unredlichkeit fast unmöglich. Diaz wird einst sterben, aber sein Beispiel, sein System werden fortleben.

Der Präsident ist ein jugendlicher Veteran, was um so auffallender ist, da ihm, wie man sich erinnern wird, auch Hunger in den Tagen der Kindheit nicht fremd war; in den ersten 25 Jahren seines Lebens hatte er gegen ernste Widerwärtigkeiten zu kämpfen und in den nächsten 25 Jahren war er berufen, in einem der unruhigsten Länder auf Gottes Erde Geschichte zu machen. Nur in dem dritten Viertel des Jahrhunderts blieben ihm Krieg und Lagerleben erspart; in dem neuen Berufe fesselte ihn seine Tätigkeit an den Schreibtisch, Politik und Diplomatie waren das Feld, auf dem er zu wirken hatte. Erst in vorgerückten Jahren hat er den Rock des Soldaten mit dem schmucklosen Anzuge des Zivilisten vertauscht. Äußerlich und innerlich übten die veränderten Verhältnisse einen merkbaren Einfluß aus; wer Diaz in jungen Jahren gekannt hat, sagt, es wäre fast unglaublich, daß er dasselbe Fleisch und Blut ist. Selbst der Ton seiner Stimme hat einen weicheren Klang bekommen, das rauhe Wesen des Soldaten ist verschwunden, seine Gesichtszüge sind feiner, edler, vornehmer geworden; erst in den letzten Jahren hat er sich in einen Diplomaten verwandelt. Diese Veränderung nicht nur des Charakters, sondern auch der Gesichtszüge, die man auf Bildern aus verschiedener Zeit deutlich wahrnehmen kann, ist ein bemerkenswertes Beispiel von Selbstentwicklung. Immer aber, sowohl in der Jugend, als im Alter, war Diaz vor allem Patriot. Die Liebe zum Vaterlande war stets sein höchstes Gut; Mexiko geht ihm über alles. Als ein mir befreundeter Ingenieur nach mehrjährigem Aufenthalte in der Hauptstadt, Mexiko verlassen wollte, fragte er General Diaz beim Abschiednehmen, ob er für ihn irgend etwas in Europa tun könnte. „Ja", antwortete Diaz mit herzlichem Händedrucke, „sprechen Sie mit Liebe von meinem Lande."

So will ich meine Schilderungen von dem vielbewegten Leben des wunderbaren Mannes schließen, indem ich kurz die Hauptereignisse zusammenfasse. In 50 Gefechten und Schlachten hat er mitgewirkt, zweimal wurde er schwer,

sehr oft leicht verwundet, dreimal gefangen genommen, auf wunderbare Weise befreit und errettet; 30 Jahre währt seine Präsidentenschaft (nur vier Jahre war er währenddessen außer Amtes), die sich durch staatsmännische Weisheit, durch die gedeihlichste Entwicklung auf allen Gebieten zum Wohle des Volkes und des Landes auszeichnet. Gesicherter Frieden, eine gefüllte Staatskasse und allgemeiner Wohlstand sind der Ruhm des großen Herrschers, der jetzt im Jahre 1906, in seinem 77. Lebensjahre, noch im vollem Besitze seiner Geistesgaben und Körperkräfte steht.

Anhang.

Wie schon erwähnt, ist die Geschichte der länger als ein Vierteljahrhundert währenden Regierung des Präsidenten Diaz zugleich die Geschichte der Entwicklung Mexikos in bezug auf Handel und Gewerbe. Als Diaz den Präsidentenstuhl bestieg, hörten Kampf und Streit im Lande auf, die Tage der „Pläne" und „Pronunciamentos" waren vorüber. Man kann seine großen Schöpfungen auf kulturellem Gebiete aber nur ermessen, wenn man einen Einblick in die gesunden Verhältnisse des heutigen blühenden Staates gewonnen hat und rückblickend vergleicht, wie es in Mexiko aussah, als Diaz zum ersten Male Staatsoberhaupt wurde. Dieser Vergleich ist jedoch nur mit Hilfe von statistischen Tabellen und Handelsberichten möglich.

Nun lag die Gefahr nahe, über der ins einzelne gehenden Schilderung der ökonomischen Verhältnisse die Persönlichkeit ihres Schöpfers zu sehr in den Hintergrund treten zu lassen. Daher beschloß ich, die bezüglichen Berichte in einem Anhange zusammenzufassen, und ich hoffe, die folgenden Seiten werden sich als zweckentsprechend erweisen.

Zunächst ein paar Worte über das Silber, von dem alles abhängt. Als ich kurz vor Beginn des Jahres 1905 in Mexiko weilte, war ein neues Münzgesetz eingebracht, das eine Umwälzung in der Finanzlage des Landes hervorrief. Es trat am 1. Mai 1905 in Kraft und hat die mexikanischen Werte bereits gewaltig gesteigert. Ich bat den Finanzminister, Señor José Limantour, mir den Gesetzentwurf zu erklären, der gerade dem Kongresse vorgelegt war, und er tat es in liebenswürdigster Weise.

„Da Sie aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko kamen," begann er, haben Sie zweifellos Ihr amerikanisches Geld in mexikanisches umwechseln lassen, und dabei bemerkt, daß Sie für jeden amerikanischen Dollar zwei Dollar und fünfzehn Cent, vielleicht sogar mehr, in mexikanischem Gelde erhielten. Ferner — wenn Sie bei Ihrer Rückkehr nach den Vereinigten Staaten Ihr mexikanisches Geld wieder in amerikanisches umwechseln, werden Sie sehen, daß man Ihnen für jeden mexikanischen Dollar nur 46 oder 47 amerikanische Cent geben wird. Das veranschaulicht praktisch die Wirkung der Silberentwertung. Vor dem Sturze der Silber-Valuta galt der mexikanische Dollar nicht nur

soviel wie der amerikanische, sondern er stand noch etwas höher im Werte. Tatsächlich ist der Feingehalt an Silber bei dem mexikanischen Dollar größer, als bei dem amerikanischen, trotzdem muß man für einen amerikanischen Dollar mehr als zwei mexikanische Dollar geben. Das kommt daher, weil der amerikanische Dollar in Gold konvertiert werden kann — oder weil die Regierung der Vereinigten Staaten seine schließliche Konvertierung in Gold garantiert, — während der mexikanische Dollar nur gerade so viel gilt, als sein Silberwert beträgt. Seit 30 Jahren hat das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber sich zuungunsten des Silbers verschlechtert. Es gab eine Zeit, in der das Silber so hoch stand, daß 5 mexikanische Dollar einem Pfd. Sterling gleichkamen; heutzutage gelten 5 mexikanische Dollar nur soviel wie 10 Schilling, sogar noch weniger, denn man muß für 1 Pfd. Sterling nicht, wie früher, 5 Dollar geben, sondern sogar 10 mexikanische Dollar. Aber das ist noch nicht das Schlimmste bei der mexikanischen Silberwährung, denn nicht nur in seinem Wertverhältnisse zum Golde ist das Silber gesunken, sein Wert überhaupt ist beständigen Schwankungen unterworfen. Demzufolge schwankt Mexikos Wechselkurs von einem Tage zum andern. Selbstverständlich werden der Handel und die nationalen Interessen durch diese Schwankungen stark beeinflußt. Wenn man den Münzfuß mit einer kleinen Meßrute vergleicht, die als Maßstab dienen soll, muß diese kleine Meßrute selbstverständlich immer die gleiche Länge behalten, sonst wird ihre Brauchbarkeit als Maß hinfällig. Nun verändert aber „die kleine Meßrute“, die wir in Mexiko als Münzfuß gebrauchen, ihre Länge von einem Tage zum andern, noch mehr — man kann nie vorhersehen, in welcher Ausdehnung oder nach welcher Richtung hin diese Veränderungen vor sich gehen werden. Wie groß die Schwankungen in dem Werte des Silberdollars sind, ersieht man daraus, daß im Jahre 1890 ein Dollar 91 amerikanische Cent (U.S.A.) galt, zwölf Jahre später aber nur 37 Cent, also wenig mehr als ein Drittel seines früheren Wertes. Der jetzt dem Kongresse vorgelegte Gesetzentwurf soll eine Abhilfe dagegen schaffen; das begleitende Exposé enthält eine klare Auseinandersetzung alles darauf Bezüglichen. Das Gesetz soll die Prägefreiheit für Silbermünzen aufheben, oder mit anderen Worten, es soll das Recht aufheben, daß jeder, der im Besitze einer Silberstange mit dem erforderlichen Feingehalte ist, sie auf der Münze in geprägte Dollars umwandeln lassen darf. Wenn dieses Gesetz durchgeht, wird das in Zukunft nicht mehr gestattet sein. Die Regierung wird dann die Münze und die Ausgabe des geprägten Geldes unter ihrer Kontrolle haben, die Dollarprägung wird beschränkt werden und sich genau nach dem Bedarfe auf dem Geldmarkte richten. Der Dollarwert wird steigen und die Kursschwankungen werden sich in sehr engen Grenzen bewegen — mit anderen Worten, der Wechselkurs des mexikanischen Dollars soll feststehend gemacht werden.“

Natürlich kann das Gesetz nicht bezwecken, die starke Entwertung des Silbers rückgängig zu machen — das wäre eine Unmöglichkeit. Im Gegenteil, der Rückgang des Silberwertes ist eine feststehende Tatsache, aber trotzdem wird der Kurs des mexikanischen Silbergeldes sich über den Wert des ungemünzten Silbers erheben und vor allem wird er unabhängig von den täglichen Schwankungen im Silberwerte gemacht werden. Nach der neuen Vorlage soll für den mexikanischen Dollar ein bestimmter Wert festgesetzt werden; er soll etwa dem amerikanischen halben Dollar gleichkommen, 10 mexikanische Dollar werden ungefähr soviel gelten wie 1 Pfd. Sterl. Kurz — das neue Münzgesetz gibt Mexiko den Dollar zu 50 Cent. Es setzt den Münzfuß in dem Münzsysteme der Bundesrepublik Mexiko auf 75 Zentigramm feines Gold fest und bestimmt, daß der Silberpeso oder der Dollar, dessen Feingehalt an Silber bisher 24,4386 Gramm betrug, jetzt gesetzlich einen Wert haben wird, der einem Feingehalte an Gold von 75 Zentigramm gleichkommt. Fortan werden also folgende Münzen geprägt werden:

In Gold: Zehnpesostücke, Fünfpesostücke;
„ Silber: Einpesostücke, 50 Cent-, 20 Cent-, 10 Centstücke;
„ Nickel: Fünfcentstücke;
„ Kupfer: Zwei- und Eincentstücke.

Die Nationalmünze, der Peso, ist auf seltsame Weise entstanden. Als Cortez 1519 Mexiko erobert hatte, wurde bis 1535 alles im Umlauf befindliche Geld aus Spanien gesandt. Da die Geldlieferungen aber oft nicht ausreichend waren, zerbrachen die Besitzer von Silberstangen diese in kleine Stücke, die sie peso (Gewicht) nannten, und die Bezeichnung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Dieses Verfahren gab zu Fälschungen Anlaß, demzufolge wurde auf Grund einer königlichen Urkunde im Jahre 1535 die erste Münze in Mexiko erbaut. Lange Jahre war die Münze verpachtet, bis sie 1895 Nationaleigentum wurde und jetzt ein Institut ist, auf das Mexiko mit Recht stolz sein kann.

Der Erlaß eines neuen Münzgesetzes sollte benutzt werden, um Mexikos Kurantgeld von einigen kleinen, aber nicht unwichtigen Mängeln und Unregelmäßigkeiten zu befreien; hauptsächlich betrafen diese die Scheidemünzen. Nach dem früheren Münzsysteme hatten die silbernen 50 Cent-, 20 Cent-, 10 Cent- und 5 Centstücke denselben Feingehalt wie der Dollar, nämlich 0,90277 und auch das verhältnismäßige Gewicht; infolgedessen waren sie unbeanstandet ein gesetzlich gültiges Zahlungsmittel. Das war verkehrt. Da die Scheidemünzen dazu bestimmt sind, den täglichen Verkehr im Kleinhandel zu erleichtern, sollte ihre Gültigkeit als gesetzliches Zahlungsmittel beschränkt werden, und ihr Metallwert sollte geringer sein, als ihr Nominalwert; sonst könnten sie für den Export benutzt werden und ein Mangel an Kleingeld würde unter Umständen die Folge

sein. Die Beseitigung dieser Übelstände wurde bei dem neuen Münzgesetze ins Auge gefaßt. Der Feingehalt der silbernen Scheidemünzen soll fortan nur $\frac{800}{1000}$ betragen, und ihre Gültigkeit als gesetzliches Zahlungsmittel ist dahin beschränkt, daß die Zahlungssumme nicht 20 Dollar übersteigen darf. Selbstverständlich haben die Goldmünzen und die Silberpesostücke als Zahlungsmittel unbeschränkte Gültigkeit. Das silberne 5 Centstück ist eingezogen und durch eine Nickelmünze von gleichem Werte ersetzt worden, die ein handliches und beliebtes Geldstück zu werden verspricht."

Als über dieses Gesetz beraten wurde, unterbreitete man der obersten Staatsgewalt zur Prüfung einen Entwurf über die Gründung eines Reserve- oder Wechselfonds, aber man nahm allgemein an, daß vorläufig keine Aussicht wäre, dieses Projekt zu verwirklichen. Allein dieses Gerücht erwies sich als falsch, denn die Gründung des Fonds erfolgte gleichzeitig mit dem Erlasse des neuen Münzgesetzes. Zehn Millionen Pesos aus dem Reservefonds des Staatsschatzes bildeten das Stammkapital des Fonds, der allmählich aus anderen Quellen vergrößert werden soll, besonders durch die Münzgebühr und andere Einnahmen bei der Prägung. Die Bankiers und Nationalökonomen begrüßen mit Freuden die Gründung dieses Reservefonds als Vorläufer der geplanten Münzreform, denn er ist gewissermaßen eine Bürgschaft für Sicherheit und Beständigkeit, eine Abhilfe gegen die zufälligen, allein durch Mangel an flüssigem Gelde hervorgerufenen Rückschläge in der Steigerung des Geldumlaufes, Rückschläge, die eine Zeitlang in Indien als Resultat des Münzgesetzes von 1893 schwer empfunden wurden.

Der Reservefonds wird durch eine aus neun Mitgliedern bestehende Spezialkommission verwaltet, deren Vorsitzender von Amts wegen der Finanzminister ist. Zwei dieser neun Mitglieder sind auch von Amts wegen dabei beteiligt, nämlich der Generalsekretär des Staatsschatzamtes und der Münzdirektor; drei Mitglieder werden durch die drei Hauptbanken der Hauptstadt ernannt und die übrigen vier durch die oberste Staatsgewalt. Wie liberal und weitherzig man jetzt in Mexiko bei der Leitung der Staatsgeschäfte verfährt, geht daraus hervor, daß fünf von den neun Mitgliedern, einschließlich der vier von der Regierung gewählten, Ausländer sind. Der Kommission liegen die Pflichten eines Aufsichtsrates über das flüssige Geld ob. Zugleich mit den Münzreformen sind Gesetze ins Auge gefaßt, welche die Silberminenindustrie für die Verluste entschädigen sollen, die durch die Aufhebung der Freiprägung des Silbers entstanden sind; den Besitzern von Silberwerten sollen sie es erleichtern, diese zu den bestmöglichsten Bedingungen und ohne Aufschub nutzbar zu machen.

Kann man erwarten, daß sich in Mexiko für den Handel mit dem Auslande ein aussichtsreiches Feld erschließen wird, daß das Land für eine sichere und gewinnbringende Anlage ausländischer Kapitalien Garantie bietet? Mit

dieser Frage ist eine andere verbunden, die nicht selten aufgeworfen wird. Man gibt zu, daß Mexiko ein reiches Land mit guten Aussichten ist, aber man sagt auch, das Land steht und fällt mit einem Manne, wenn Präsident Diaz nicht mehr Staatsoberhaupt ist, wird oder kann es wieder zugrunde gehen. Das ist nach meiner Überzeugung eine falsche Auffassung. Eine der Gaben, die den Präsidenten Diaz besonders zum Herrscheramte befähigen, ist die, daß er es versteht, sich mit hervorragenden Männern als Ratgebern und Beistand zu umgeben. Ein Mann — und mag er noch so reich begabt sein — vermag nicht alles allein zu vollbringen, und es ist ein Glück für ihn, wenn er es versteht, die rechten Männer zu wählen, die unter ihm arbeiten. Das hat der Präsident verstanden und daher erreicht, daß das Land viele Jahre lang gut regiert wurde, und zugleich hat er das Volk gelehrt und es ihm bewiesen, daß Glück und Gedeihen im Lande nur unter einer starken, in jeder Beziehung rechtlichen Regierung bestehen können. Das mexikanische Volk hat sich an eine in patriotischem Geiste geführte, streng rechtliche Regierung gewöhnt, und was ihm durch jahrelange Zucht zur Natur geworden ist, wird es so leicht nicht wieder aufgeben.

Außerdem haben die Mexikaner den festen Glauben, daß die Vereinigten Staaten keine Störungen in einem Lande dulden werden, das an ihre Südgrenze stößt. Der Gedanke, daß Bürgerkriege dazu beitragen könnten, sie in die Hände der Vereinigten Staaten zu bringer, ist ein guter Dämpfer für hitzige Aufwallungen unruhiger Geister. —

Wir wollen jetzt durch einen kurzen Überblick die Lage im Lande 1876 bei Diaz' erster Annahme der Machtstellung mit der heutigen Lage vergleichen, um zu sehen, was in den 30 Jahren dauernden Friedens im Lande erreicht worden ist. Für die Angabe der auf den folgenden Seiten dieses Anhanges angeführten Zahlen bin ich Mr. Lucien Jerome tief verpflichtet, dem hochbegabten britischen Konsul, der immer Sorge trägt, seinen Landsleuten neue Handelsbeziehungen zu schaffen.

Im Jahre 1876 betrug die Einwohnerzahl in Mexiko 9300000, heute schätzt man sie auf fast 20 Millionen.

1876 belief sich die Länge der Eisenbahnlinien auf 567 Kilometer, heute weist sie 16285 Kilometer auf.

1876 betrugen Einfuhr und Ausfuhr im ganzen 65000000 Dollar in Silber, 1903 aber 400000000 mexikanische Silberdollar.

Im Etatsjahre	1874—5	betrug die Einfuhr	18793493,61	Dollar in Gold
„ „	1902—3	betrug sie jedoch	75904807,58	„ „ „
„ „	1874—5	betrug die Ausfuhr	27318788,10	Dollar in Silber
„ „	1902—3	betrug sie aber	207377793,17	„ „ „

Den Umfang der Einfuhr beschränkte weder die Entwertung des Silbers, wodurch der Preis der ausländischen Waren in Silber zwei bis dreimal höher

wurde, als er zur Zeit war, da der Kurs al pari stand — noch die Entwicklung des heimischen Fabrikwesens, wodurch Manufakturwaren, die in Qualität und Preis mit gleichartigen importierten Waren einen Wettbewerb aufnehmen, in großen Massen auf den Markt kommen. Im Gegenteil — die Einfuhr hat von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen, ein Beweis, daß der Verbrauch größer geworden ist, und folglich auch die Kaufkraft im Lande. Das ist das beste Zeugnis für das stete Zunehmen des allgemeinen Wohlstandes im Lande.

Im Etatsjahre 1877—8 hatten die Staatseinnahmen 19088158 Dollar betragen, im Etatsjahre 1904—5 waren sie aber auf 81061078 Dollar gestiegen. Im Jahre 1876 hatte Mexiko Schulden, aber keinen Kredit, heutzutage ist der Kredit vollständig wieder hergestellt, und am Ende des Etatsjahres 1903—4 bestand die Staatsschuld Mexikos, für die die Zinszahlung stets pünktlich erfolgte, aus nachstehenden Summen:

	1903—4
Schulden in Gold	28084808 Pfd. Sterl.
Schulden in Silber	14478552 „ „
Schwebende Schuld	129188 „ „
	42692548 Pfd. Sterl.

Ebenso wie aus diesen vergleichenden statistischen Berichten, ersieht man auch aus der gedeihlichen Entwicklung auf allen anderen Gebieten den Fortschritt. Sehr große Summen konnten für sanitäre Einrichtungen und Verbesserungen verschiedenster Art im Lande verausgabt werden. So sind gegen 2500000 Pfd. Sterl. für den Bau vorzüglicher Hafenanlagen in Vera Cruz verbraucht und über 6000000 Pfd. Sterl. kosten schon die Nationalbahn auf dem Isthmus von Tehuantepec und die beiden anschließenden Häfen am Stillen Meere und am Golfe von Mexiko, Salina Cruz und Coatzacoalcos; sie werden einen enormen Güterverkehr zwischen beiden Ozeanen vermitteln. Die Tehuantepecbahn ist eine der wichtigsten Unternehmungen in Mexiko; General Diaz begann den Bau vor 20 Jahren, und im Herbst 1906 soll die Bahn dem Verkehr übergeben werden. Der Isthmus von Tehuantepec ist der schmalste Landstreifen zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozeane, und liegt etwa 1000 engl. Meilen nördlicher, als der projektierte Panamakanal, der aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vor 1920 beendet sein wird. Für die nächsten 15 Jahre wird also der Haupthandelsverkehr von einem Ozeane zum andern über den Kontinent gehen. Ich bereiste die Strecke mit mexikanischen Ministern, Ingenieuren und dem Bauunternehmer Sir Weetman Pearson, und ich weiß, welche ungeheuern Schwierigkeiten zu überwinden waren, was für ein kühnes Unternehmen dieser Bau ist. Die Bahnstrecke mißt kaum 200 engl. Meilen, aber die Häfen an beiden Endpunkten (Coatzacoalcos am Atlantischen und Salina Cruz am Stillen Ozeane) sind so riesengroß und tief, daß sie die größesten Schiffe beherbergen können.

Die Kais und Warenspeicher sind so eingerichtet, daß Schiffe zur selben Zeit ein- und ausladen können, Riesenkrähne schaffen schnell die Schiffsladung vom Schiffe zur Bahn oder zum Speicher und wieder zurück auf das Schiff. Diese Häfen entsprechen allen Anforderungen der Jetztzeit und können auch den höchsten Ansprüchen der Europäer genügen — sowohl in bezug auf die Solidität des Baues, als auch auf die bequeme Art, die Schiffsladungen zu befördern; in Salina Cruz wird eine Schiffswerft gebaut, die eine Länge von 180 m, eine Breite von 30 m und eine Tiefe von 9,50 m bei niedrigem Wasserstande haben wird. Die Tehuantepecbahn ist Eigentum der mexikanischen Regierung, aber einem Kontrakte gemäß sind die Herren S. Pearson & Sohn G. m. b. H. für einen Zeitraum von 51 Jahren Teilhaber; das mitarbeitende Kapital der Teilhaberschaft beläuft sich auf 7000000 Pfd. Sterling. Jetzt ist die Tehuantepecbahn bei San Geronimo mit der panama-amerikanischen Bahn verbunden, die sich bald bis nach Guatemala ausdehnte; durch die Tehuantepeczweigbahn schließt sie sich bei Santa Lucretia an die Vera Cruz und Pacificbahn. So ist also jetzt Eisenbahnverbindung vom Isthmus nach der Hauptstadt Mexiko und nach New York hergestellt. Das ist ein wichtiges Glied des geplanten interkontinentalen Bahnverkehrs von New York nach Buenos Ayres. Die geographische Lage der Bahn ist einzig in ihrer Art. Da, wie einer der amerikanischen Regierungskommissäre, Admiral Shufeldt, feststellte, Tehuantepec der „Achsenlinie“ des Welthandels — Hong-Kong, Yokohama, San Francisco, New York, Liverpool — näher liegt, bringt diese Route größere Vorteile als Panama. Der Weg zwischen den Häfen am Stillen Meere nördlich von Salina Cruz und den Häfen am Atlantischen Meere zwischen den Vereinigten Staaten und Europa ist bei der Route über Tehuantepec um 1200 engl. Meilen kürzer, als über Panama.

Entfernung nach Seemeilen:

		Über Tehuantepec Meilenzahl:	Über Panama Meilenzahl:
Von New York nach	San Francisco	4226	5495
	Acapulco	2363	3613
	Mazatlan	3017	4055
	Yokohama	8666	9835
	Honolulu	5699	6688
Von New Orleans nach	San Francisco	3091	4700
	Acapulco	1262	2861
	Mazatlan	1759	3458
Von Liverpool nach	San Francisco	7182	8038
	Acapulco	5274	6035
	Honolulu	8511	9263
	Yokohama	11478	12500.

Die Arbeiten an den abschließenden Häfen Coatzacoalcos und Salina Cruz nähern sich schnell der Vollendung, und die Unternehmer hoffen bestimmt, daß im Laufe des Jahres 1906 der transkontinentale Verkehr in vollem Umfange wird aufgenommen werden können.

Als Beweis für die Schnelligkeit, mit der die Schiffsladungen weiter befördert werden können, mag dienen, daß innerhalb 24 Stunden die Ladung eines in den Hafen am Atlantischen Meere eingelaufenen Schiffes auf die transkontinentale Bahn geschafft und wieder auf ein Schiff im Hafen des Stillen Meeres verladen werden kann. Die Tehuantepec-Nationalbahn hat einen festen Vertrag mit der Amerikanisch-Hawaiischen Dampfer-Gesellschaft abgeschlossen; diese Gesellschaft, die über eine Dampferflotte von 100000 Tonnen Gehalt verfügt, hat bisher die ganze Fracht durch die Magellans-Straße geführt, jetzt wird sie über den Isthmus von Tehuantepec gehen; im Durchschnitt wird das Gewicht dieses jährlich zu befördernden Frachtgutes etwa 400000 Tonnen betragen. Die Kontrakte mit der Amerikanisch-Hawaiischen Dampfer-Gesellschaft bedingen regelmäßige Fahrten moderner Dampfer auf dem Stillen Meere zwischen den Häfen Salina Cruz, San Francisco und den Hawaiischen Inseln und auch regelmäßige Dampferverbindung auf dem Atlantischen Meere zwischen Coatzacoalcos, New York, Philadelphia und New Orleans, und noch andere regelmäßige Dampferverbindungen sollen von den Endpunkten dieser Bahn nach Europa und allen Teilen der Welt eingerichtet werden. General Diaz, der immer zu rechter Zeit und an rechter Stelle das passende Wort findet, bemerkte kürzlich in einer Rede: „Wenn der Rost die jetzigen Schienen der Bahn längst verzehrt hat, wird man auf dem Isthmus von Tehuantepec noch mit Verehrung Sir Weetman Pearsons gedenken."

Folgende Tabelle gibt nach den 1904 aufgestellten statistischen Berichten der Finanzkommission annähernd die Höhe der in Mexiko angelegten Kapitalien an:

Für Landwirtschaft, Bergbau, Industrie und Bankgeschäfte	136107924	Dollar
Für Versicherungsgesellschaften . . .	16888490	„
Zu Eisenbahnbauten	767151849	„
Staatsschuld	432516594	„
	1352664847	Dollar.

Diese Summe vergrößerte sich noch ganz bedeutend im Jahre 1905. Wenn noch 20 Jahre des Friedens folgen, darf man annehmen, daß die gedeihliche Entwicklung in Mexiko — so überraschend groß sie bis jetzt auch gewesen ist — sich noch steigern wird, denn auf den Stufenländern zwischen dem Hochlande in der Mitte und den Seeküsten harren noch weite Länderstrecken der Urbarmachung für den Ackerbau nach neuerer Methode; außerdem ist das ganze Land reich an Mineralien,

bisher sind die Bergregionen noch wenig durchforscht. Nach dem Urteil Sachkundiger wird Mexiko in nicht ferner Zukunft zu den Ländern gehören, die die größten Erträge an Kupfer liefern, obgleich jetzt der jährliche Export an Kupfer wenig mehr als 2000000 Pfd. Sterl. beträgt. Die Zunahme der Erträge ist sehr bemerkenswert und die Ausfuhr hat schon begonnen, Einfluß auf die internationalen Märkte auszuüben. Der Wert dieser Einfuhr (einschließlich Kupfererze) stellte sich in den Jahren 1900—1905 wie folgt:

1900—1901	. . . .	1177754 Dollar
1901—1902	. . . .	16849835 „
1902—1903	. . . .	20122338 „
1903—1904	. . . .	23234216 „
1904—1905	. . . .	29803420 „

Die Goldförderung Mexikos ist auch im Steigen; der Wert der Goldausfuhr im Jahre 1902—03 betrug 1420877 Pfd. Sterl. In jedem Jahre werden mehr Goldminen erschlossen. Aber natürlich ist die Ausfuhr an Silber am größten, sie beträgt jährlich etwa 7800000 Pfd. Sterl.

Von den Bodenerzeugnissen ist die Ausfuhr an Henequen (Hanffasern der Agave) am bedeutendsten, im Jahre 1903 brachte sie bis zum 30. Juni 3262057 Pfd. Sterl. Für Vieh und Pferde belief sich die Ausfuhr auf 1300000 Pfd. Sterl. und für Kaffee auf 902150 Pfd. Sterl. Der Kaffee ist so gut oder besser, als sonst wo auf der Erde. Dank den verschiedenen Klimagürteln erzeugt das Land in den Stufenländern zwischen dem Tafellande und den Seeküsten fast alles, was man nur denken kann, und zweifellos wird dort auch bald Jute gebaut werden, und anderes Material, das zu den Mühlen gebraucht und bis jetzt noch aus dem Auslande eingeführt wird.

Fast alle Arten Bananen von dem großen Pisang bis zu einer roten, kleinen, nur zwei Zoll langen Abart wachsen in Mexiko, und es ist anzunehmen, daß binnen kurzem die Ausfuhr nach New Orleans, New York und Europa über Coatzacoalcos, Vera Cruz und Tampico sehr bedeutend sein wird, da die Banane eine Frucht ist, die sich gut transportieren läßt. Auch die Ausfuhr von Apfelsinen ist beträchtlich, ebenso die von Pfeffer, Limonen, Melonen, Kokosnüssen, Vanille und Hölzern.

Tabak wächst besonders im Süden, wo in ausgedehnten Haziendas oder Farmen der Anbau gepflegt wird. Ich sah einmal sogar schon einen 3 jährigen Jungen eine lange grüne Zigarre rauchen; er hielt in einer Hand eine Banane, in der anderen die Zigarre und gönnte sich bald den einen, bald den anderen Genuß. Seine Mutter sagte mir, er rauchte täglich vier Zigarren, alle ihre Kinder hätten es ebenso gemacht. In letzter Zeit widmen die Tabakpflanzer den feineren Sorten mehr Aufmerksamkeit, und für die Zigarren wird auf dem Weltmarkte ein höherer Preis erzielt.

Die Gummibäume wachsen wild und werden auch in großen Massen angepflanzt, denn jetzt, zur Zeit der Motorwagen, ist der Bedarf an Gummi so groß, daß ein guter Absatz erzielt wird.

Die Indianer machen mit großem Geschick alle Arten von Korbwaren; schöne Geflechte von Stroh und Roßhaaren, wie die an den „Panamahüten", und die Sachen finden schnellen Absatz.

Es ist bedauerlich, daß der Handel mit Großbritannien nicht in dem Maße gestiegen ist, als der Wohlstand im Lande wuchs, besonders da der Grund nicht ersichtlich ist, denn der Transport von England zur See und der Transport zu Lande von Vera Cruz nach der Hauptstadt — die Entfernung beträgt nur 263 engl. Meilen —, kann nicht so schwierig sein, wie der lange Transport über Land zu den Fabrikzentren in den Vereinigten Staaten. Wohl hat die Einnahme für die Ausfuhr nach Großbritannien sich während der letzten 28 Jahre um das Dreifache erhöht (sie stieg von 9219837 Dollar auf 26764507 Dollar), aber während derselben Zeit hat sich die Riesenausfuhr nach den Vereinigten Staaten fast um das Vierzehnfache vermehrt (von 10358167 Doll. auf 139567083 Doll.). Die Einfuhr aus Großbritannien stieg nach dem Goldwerte bemessen von etwa 1700000 Pfd. Sterl. auf 2123069 Pfd. Sterl. — während derselben Zeit stieg die Einnahme für die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten von 1000000 Pfd. Sterl. im Jahre 1876 auf 8102909 Pfd. Sterl. im Jahre 1903, und es ist bemerkenswert, daß die Einfuhr aus Deutschland in noch größerem Maße gestiegen ist. Also haben kurz gesagt, die Amerikaner den ganzen Ausfuhrhandel mit Mexiko in ihren Händen und eine Hälfte der Einfuhr, dann folgt Großbritannien, aber in weitem Abstande. Sicher könnte England etwas tun, um dieses Verhältnis mehr auszugleichen. Es ist wohl wahr, daß Mexiko aus den Vereinigten Staaten Futterstoffe einführt, und daß wir bei diesem Artikel in keinen Wettbewerb treten könnten, aber bei der Totalsumme von 15000000 Pfd. Sterl. für die Einfuhr gibt es gewiß vieles, das Großbritannien liefern könnte, jetzt aber dem Unternehmungsgeiste der Kaufleute in den Vereinigten Staaten und in Deutschland überläßt; Deutschland ist heute unser gefürchtetster Nebenbuhler in Mexiko. Britische Fabrikanten könnten einen bedeutenden Absatz erzielen, wenn sie Agenturen für den Verkauf von Maschinen zum Aufwinden und Pumpen möglichst in Mexiko selbst einrichten und die Maschinen an Ort und Stelle bereit halten würden, denn neue Minen werden immer wieder eröffnet, und der Bedarf an solchen Maschinen ist groß. Die Zeiten sind vorüber, daß die Leute sich damit begnügten, was sie brauchten, erst in England zu bestellen und dann geduldig abzuwarten, bis es dem Fabrikanten dort gefiel ihnen die Ware zu liefern. Eines der Hindernisse bei dem Verkaufe der in England verfertigten Waren in Mexiko ist auch, daß die britischen Verkäufer oft nur ermächtigt sind, den Preis der Waren ab Liverpool anzugeben, während die Amerikaner und

Deutschen den Preis für die dem Lieferungsorte zunächst liegende Station berechnen. Auch sind die amerikanischen und deutschen Warenverzeichnisse besser abgefaßt, meistens in spanischer Sprache, ihre Verkäufer beherrschen diese Sprache und können daher leichter den Absatz der Waren bewerkstelligen. Amerika und Deutschland beherrschen daher den Handel, und sie verdienen es.

Auf dem Hochlande in der Mitte von Mexiko wird sowohl von der Regierung als auch von Privatpersonen viel für die Bewässerung getan. Alle Arten von Getreide und sonstigen Früchten werden im Lande geerntet. Hier folgt eine Tabelle, auf der der Ertrag einiger Bodenerzeugnisse im Jahre 1902 angegeben ist, sowie der Viehbestand:

Reis . .	18126070	Kilogramm		Vieh:	
Gerste . .	2130118	Hektoliter	Kühe	5142457	Stück
Mais . .	27521808	„	Pferde	859217	„
Weizen. .	229892752	Kilogramm	Maultiere . . .	334435	„
Zuckerrohr	2745686000	„	Schweine. . . .	616138	„
Baumwolle	22529407	„	Esel	287981	„
Kakao . . .	3428525	„	Schafe	3424430	„
Tabak . . .	3907311	„	Ziegen	4706011	„

Im Jahre 1905 waren die Zahlen bedeutend größer.

Was Mexiko hauptsächlich fehlt, ist Brennmaterial. Als die Spanier das Land erorberten, haben sie — ihrer Gewohnheit nach — viele der großen Wälder abgeholzt, und dadurch wurde die Trockenheit in Mexiko gegen früher bedeutend erhöht. Der Holzbestand wurde noch unbarmherziger durch den Verbrauch in Bergwerken und bei der Eisenbahn verringert, bis die große Vorratsquelle schließlich versiegte. Kohlen von etwas minderwertiger Beschaffenheit werden in den letzten Jahren im Norden gewonnen, so daß jetzt in einigen Gegenden zum Heizen der Lokomotiven Kohlen verwendet werden, während in anderen Landesteilen Holz dazu gebraucht wird. Bei der zunehmenden Steigerung des Eisenbahnverkehrs ist aber weder das eine noch das andere Brennmaterial in genügender Menge vorhanden. Kürzlich haben Bohrungen nach Ölquellen Erfolg gehabt, im südlichen Teile Mexikos sind Quellen entdeckt, die guten Ertrag geben, und man braucht jetzt auch Öl zum Heizen der Maschinen. In Tamulipas, Vera Cruz und Yucatan sind Ölquellen entdeckt, und der Ölhandel verspricht großen Gewinn.

Eine andere, lange bekannte, aber bis jetzt wenig ausgebeutete Quelle des Reichtums wird sich möglicherweise durch Gewinnung von Diamanten erschließen. In alten Schriften liest man, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts die zu den alten Musketen nötigen Flintensteine knapp wurden, suchte man neue, und in den Bergen des südlichen Teiles der Sierra Madre fand man runde,

rötliche Steine von allen Größen, die man für geeignet hielt. Als man sie, um Feuersteine zu gewinnen, spaltete, entdeckte man, daß sie Diamanten enthielten.

Die hier beigefügten Tabellen sollen zeigen, in welcher Ausdehnung andere Nationen sich an dem Handel mit Mexiko beteiligen und auch einen Überblick über die Ausfuhr von Mexiko in den letzten 4 Jahren geben.

Tabelle I.

Wert der Einfuhr nach Mexiko aus den hauptsächlichsten Ländern während der Jahre 1898—1905.

Ländernamen:	Wert			
	1898—99	1902—03	1903—04	1904—05*)
	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Die Vereinigten Staaten	4832938	8102909	8528059	9660633
Großbritannien und Irland	1842244	2123069	2005229	2083669
Deutschland	1135585	1914802	1909933	1962107
Frankreich	1183433	1307885	1494694	1696537
Belgien	141482	517955	436081	286752
Spanien	505987	606996	654299	746897
Andere Länder	—	—	—	735623
Totalsumme des Wertes der Einfuhr aus allen Ländern einschließlich der oben genannten	10173839	15180351	15672154	17172219

Tabelle II.

Wert der Ausfuhr aus Mexiko nach den hauptsächlichsten Ländern während der Jahre 1898—1905.

Ländernamen:	Wert			
	1998—99	1902—03	1903—04	1904—05**)
	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Die Vereinigten Staaten	9923875	14377110	14153718	13498942
Großbritannien und Irland	1350768	2687857	2449146	1671989
Deutschland	385279	966005	1090041	1571988
Frankreich	599178	365418	629770	590514
Belgien	247028	589821	558914	837521
Spanien	112412	165418	240106	193431
Andere Länder	652283	621268	550956	1021086
Totalsumme:	13270823	19772897	19672651	19385471

*) Die Zahlen für das Etatsjahr 1904—05 sind annähernd gegeben.

**) Die für das Etatsjahr 1904—05 angeführten Zahlen sind annähernd gegeben.

Tabelle III.

Wert der mexikanischen Ausfuhr in den letzten vier Etatsjahren, über die ein Bericht erreichbar war.

Handelsartikel:	Wert			
	1901—02	1902—03	1903—04	1904—05*)
	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Gold:				
Mexikanische Goldmünzen	9572	10663	10766	8591
Ausländische Goldmünzen	7824	932	292	3912
In Barren	869882	1326427	1008465	1252862
Waschgold, Pochschlamm rc.	44247	82855	53128	104248
Silber:				
Mexikanische Dollars	1135176	2109872	1867159	189989
Ausländische Münzen	25973	8554	8699	7797
Barren	4103796	4635739	4578810	5301401
Poch- od. Silbererz, Pochschlamm rc.	698316	1001302	1456399	1053176
Kupfer	1684983	2012233	2323421	2980342
Blei	573084	566907	482563	550466
Andere Metalle	54677	118178	135918	111036
Kaffee	1022885	902150	867624	925678
Henequen	2920951	3262057	3152515	2938912
Hölzer	177873	183773	261856	219781
Färbehölzer	128877	96401	84755	69181
Rohtabak	97587	138330	189962	272536
Andere vegetabilische Erzeugnisse	853468	1202278	1498154	1481536
Haustiere	503395	700067	362554	314932
Rohhäute	628657	746648	655409	673961
Andere tierische Produkte	61541	79567	69168	61618
Fabrikwaren:				
Henequen	148518	135565	106552	4178
Tabak	62646	65422	34086	46544
Andere Fabrikwaren	135944	312378	412169	738972
Verschiedenes	47462	74587	52227	73812
Totalsumme:	15997334	19772885	19672651	19385471

Aus obigen Tabellen ersieht man, daß die Ausfuhr an Mineralien noch immer bei weitem die wichtigste für Mexiko ist, doch nimmt im allgemeinen die Ausfuhr für alle Handelsartikel zu.

Diesen in 30 Jahren erreichten Erfolg auf finanziellem und industriellem Gebiete verdankt Mexiko nur dem einen Manne, dessen Lebenslauf wir aus dem vorliegenden Buche kennen gelernt haben.

*) Die für das Etatsjahr 1904—05 angeführten Zahlen sind annähernd gegeben.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.